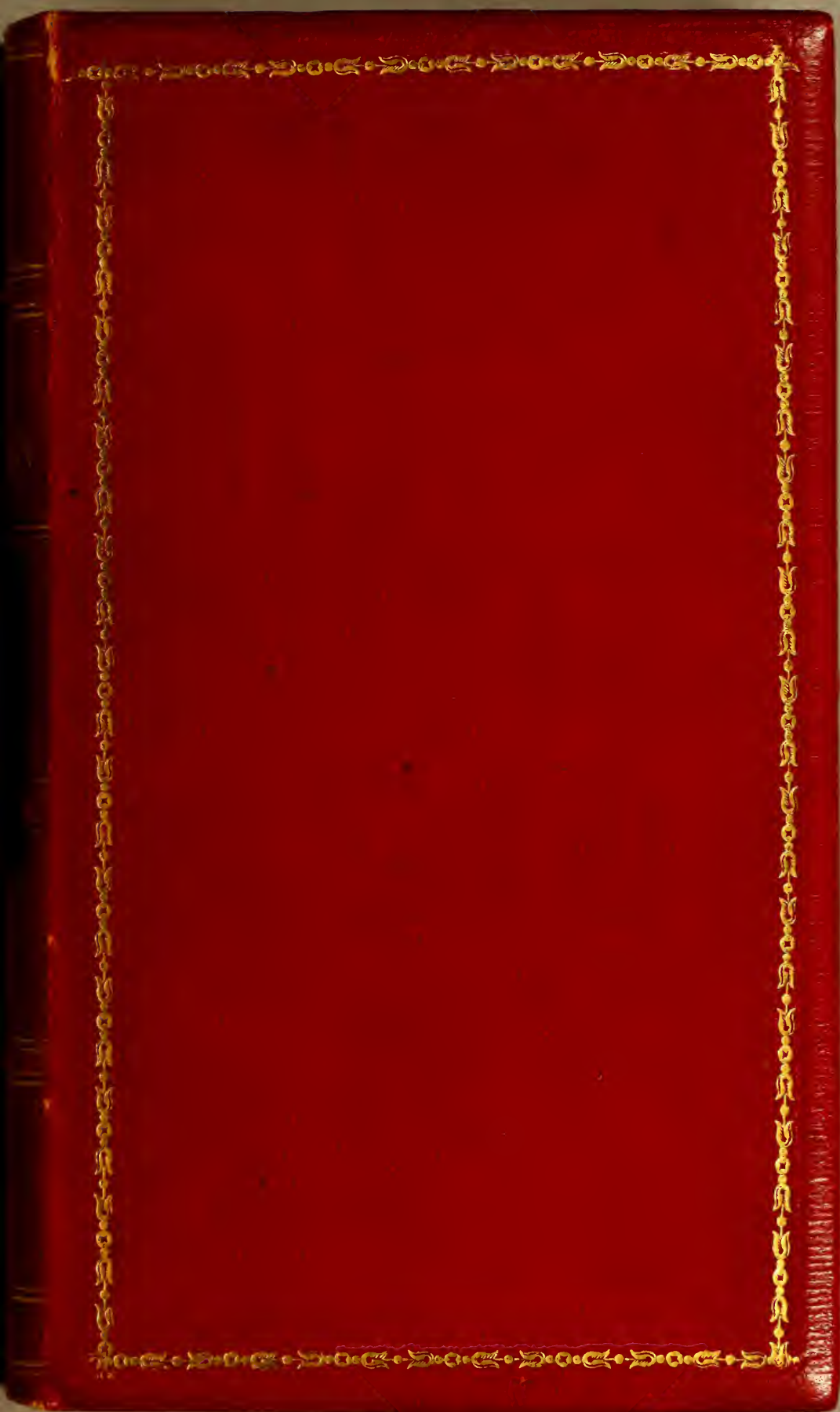


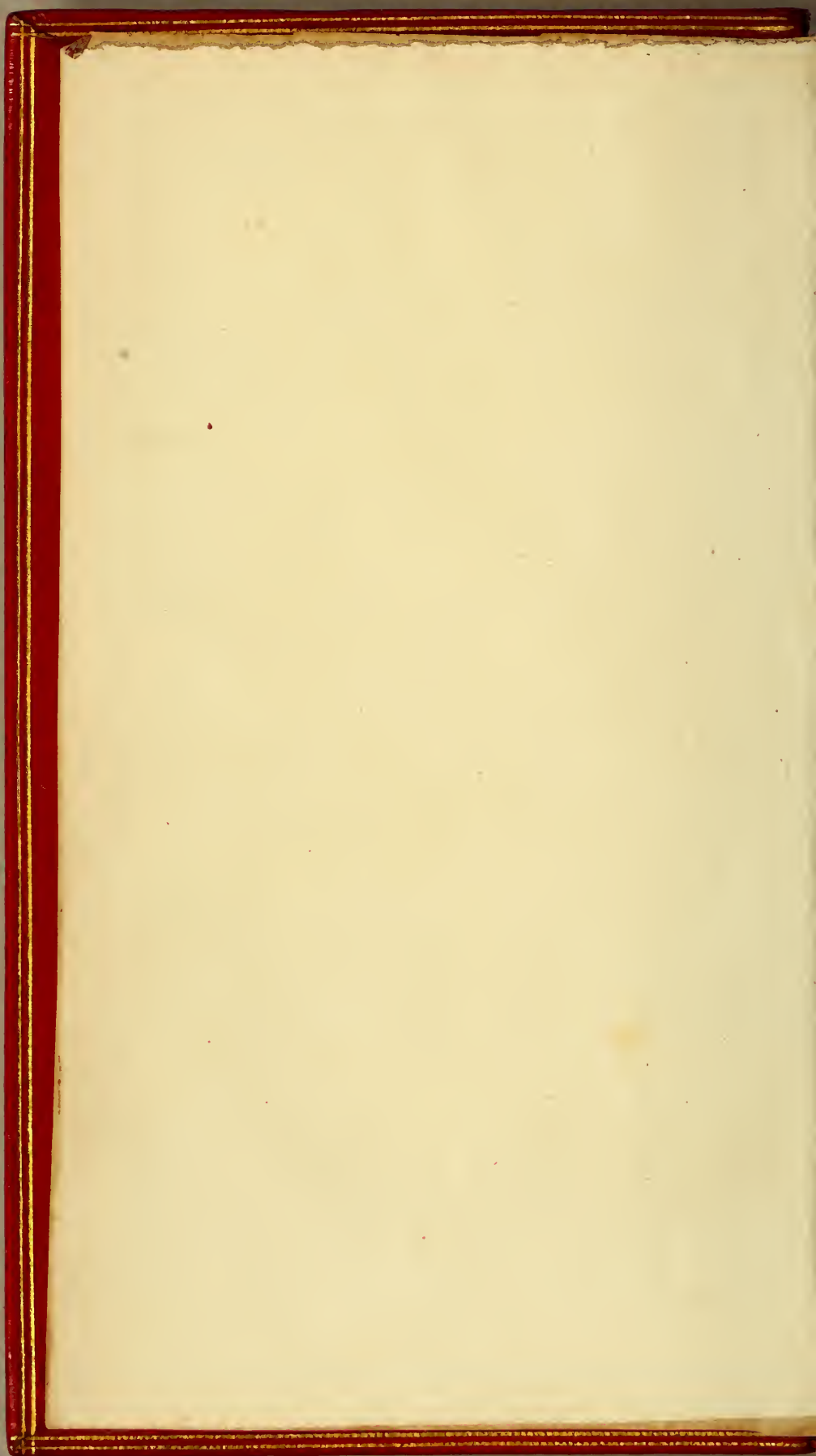




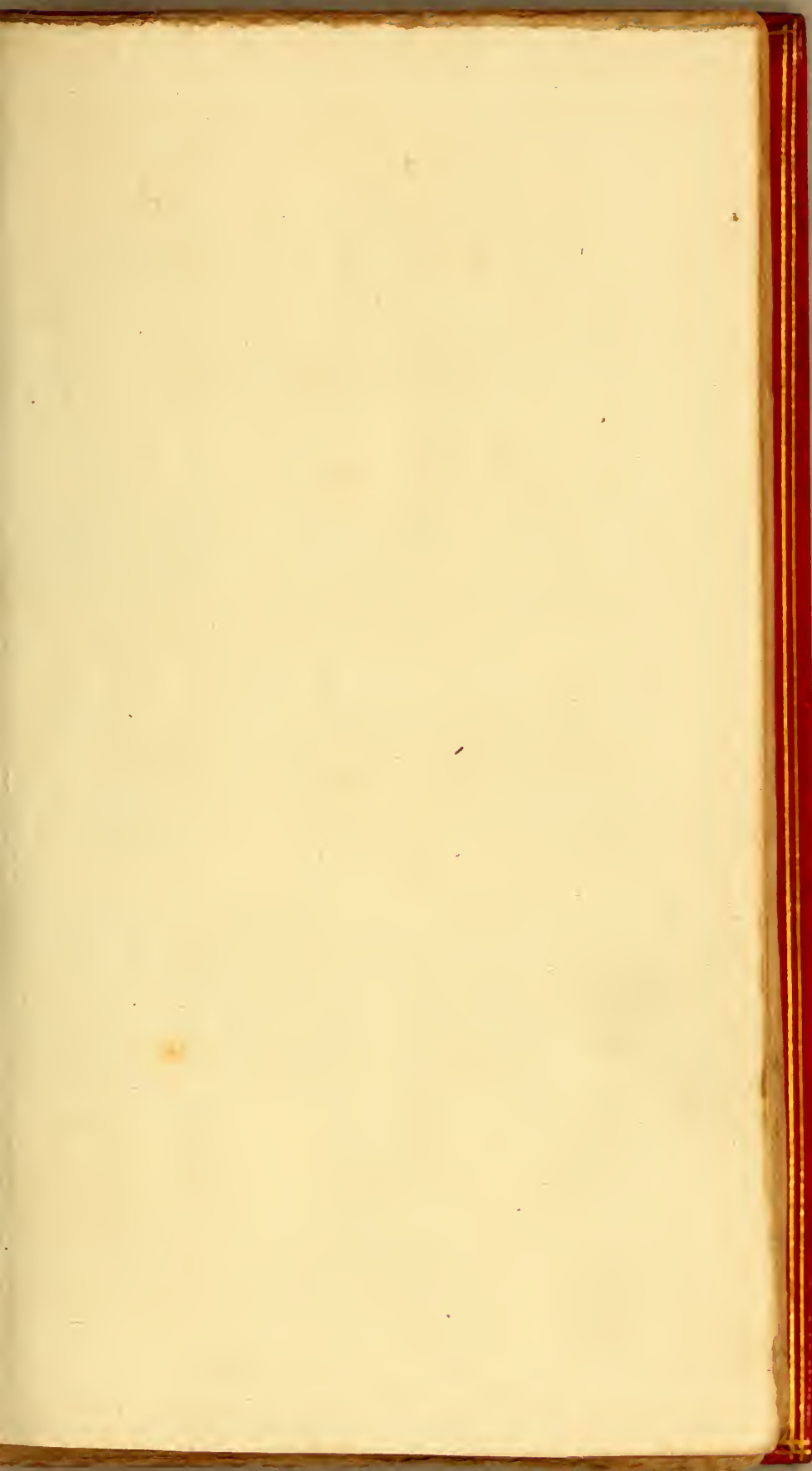
*John Carter Brown.*











34:4



Neue Reisen

nach

West = Indien.

---

Erster Theil.





Neue Reisen  
nach  
West = Indien

Darinnen  
Nachrichten von der Religion,  
der  
Regierungsart, den Sitten, der Hand-  
lung und den Kriegen der Völker  
enthalten,

die an dem großen Flusse Saint Louis, der ge-  
meiniglich der Mississippi genannt wird,  
wohnen.

Herausgegeben  
von  
M. Bossu,  
Hauptmann unter den Seetruppen.

---

Erster Theil.

---

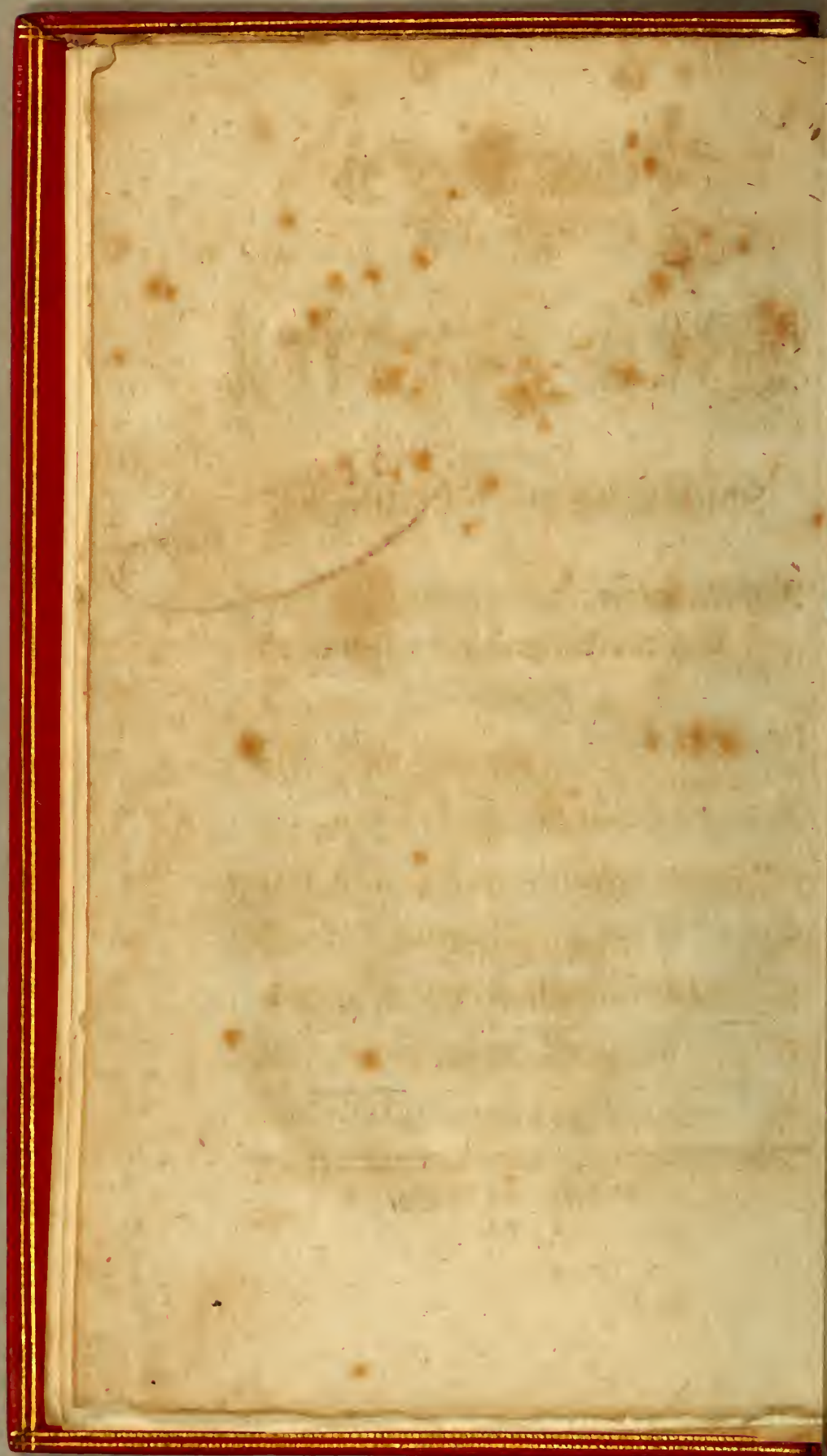
Aus dem Französischen übersezt.

---

Frankfurt und Leipzig,  
1771.

JOHN CARTER BROWN







## Nachricht an den Leser.

 Der Autor dieser Memoiren hat sich zwölf Jahre in dem weitläufigen Lande, welches von Wilden bewohnt wird, aufgehalten. Er lernte ihre Sprache, um ihre Denkungsart und ihre Sitten kennen zu lernen, und alle Fragen an sie thun zu können, die der Dienst seines Königs erforderte. Dies hat ihn in den Stand gesetzt,



## Nachricht an den Leser.

für die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu stehen.

Er schrieb an einem vornehmen Officier, mit dem er im Briefwechsel stand, und welcher neugierig war, die Lebensart der Völker auf der andern Halbkugel kennen zu lernen. Der Autor hat sich bemühet ihre geheimsten Gedanken zu entdecken, und hat nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß Ordnung und Beredsamkeit in den Reden dieser Leute, die wir Wilde nennen, herrscht. Eine Probe hiervon wird die Rede seyn, welche Thamathele-Mingo (1), das Ober-

(1) Mingo bedeutet einen Chef oder obersten Caciquen eines Cantons.

## Nachricht an den Leser.

Oberhaupt des Stammes Allibamone hielt, als die Frage davon war, einen beständigen Frieden unter den Kriegführenden Nationen einzuführen. Den Inhalt dieser Rede wird man im XVten Briefe finden.

Die historischen Briefe, daraus diese Sammlung besteht, erzählen dem Leser eine Kette von erstaunlichen Begebenheiten. Sie sind in der That curieus und interessiren durch die Verschiedenheit der Gegenstände, die darinn abgehandelt sind. Die moralischen und politischen Anmerkungen, welche man darinn findet, sind natürlich und ungesucht. Man erkennet darinn die Droiture und Auf-



## Nachricht an den Leser.

richtigkeit, welche den Autor in allen seinen Handlungen geleitet hat.

Diese Erzählungen enthalten die vornehmsten Begebenheiten, die sich mit diesem Lande seit 1512, da es entdeckt worden, bis 1762 zugetragen haben (1).

Der Autor ist überzeugt, daß die Wahrheit ohne Schmuck mehr Eindruck macht, als mit allem wunderbaren, damit man sie auszieret, und unfähig das Publicum zu betrü-

(1) Louisiana führte vor diesem den Namen Florida; Johann Ponce de Leon entdeckte das Land im Jahr 1512 am Palmensonntage, und gab ihm vermuthlich den Namen Florida, wegen des schönen Anblicks, den die blühenden Bäume und Felder machten.

### Nachricht an den Leser.

trügen, erzählt er, was er gesehen und gehört hat. Um nicht in den Fehler der Weitläufigkeit zu verfallen hat er nur die wichtigsten Vorfälle angeführt.

Ogleich in diesen Nachrichten einige sehr angenehme mit vorkommen, so kann man doch versichert seyn, daß sie durch den Romanhaften Styl der meisten Reisebeschreiber, die nach ihrem Gutdünken sonderbare Begebenheiten erdenken, und Fabeln statt Wahrheiten erzählen (1), nichts an ihrer Richtigkeit gelitten haben.

In den meisten Reisen vermißt man die hauptsächlichsten Nachrichten

X. 4

ten

(1) Man lese die erbaulichen Briefe.



## Nachrichten an den Leser.

ten von den Gebräuchen dieser Völker, die man nicht anders kennen lernt, als wenn man lange mit ihnen umgeht.

Einige Begebenheiten, die der Autor in dieser Sammlung erzählt, würden vielleicht fabelhaft scheinen, wenn nicht noch jezo in Frankreich einige angesehene Personen lebten, die ihn auf seinen Reisen begleitet haben, die die Wahrheit derselben bestätigten.

Man hat nöthig erachtet dis Werk mit Noten zu begleiten, um einige Redensarten zu erklären, deren sich die Wilden in ihren Reden bedienen.

Der Autor dieser Memoiren redet mit vieler Zurückhaltung von den  
Vor:

## Nachricht an den Leser.

Vorfällen, die seine Person betreffen, um nur alsdenn, wenn der Zusammenhang der Materien dieses unvermeidlich gemacht hat. Seine vornehmste Absicht, warum er seinen Landsleuten die Tugenden und Laster so entfernter Länder vor Augen gelegt hat, ist gewesen, Abscheu gegen die Betrüger, und Hochachtung gegen die Tugendhaften zu erwecken.

Unser weises und Gerechtigkeitliebendes Ministerium, dessen Absichten ganz allein auf das allgemeine Wohl abzielen, wird die Ungerechtigkeiten abzustellen und wieder gut zu machen suchen, die durch die Kriegerischen Unruhen, bey der großen Entfernung



### Nachricht an den Leser.

der Dörter, eingerissen sind. Der Eifer, mit welchem dasselbe für unser Seewesen sorgt, und die gute Ordnung, die in unsern Colonien eingeführt ist, wie auch das gute Vernehmen, welches zwischen beyden Kronen obwaltet, sind unsrer Nation die sichersten Bürgen, daß sie mit ihren treuen Allirten den Spaniern die Reichthümer der neuen Welt theilen wird.

Der Himmel müsse unsre treuen Wünsche für das Wohl der geheiligten Königlichen Familie erhören.



Ver-



## Verzeichniß

## der Briefe,

die in diesem Theile enthalten sind.

---

### I. Brief.

**A**breise des Autors nach Amerika, Beschreibung der Stadt auf dem Cap Francois, Grausamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Insel Domingo. Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Ursprung der venerischen Krankheit. Seite 1.

### II. Brief.

Der Autor geht vom Cap Francois nach Louisiana ab. Kurze Beschreibung des Hafens der Havana, des berühmten Mexicanischen Meerbusens, und der Stadt Neuorleans. Seite 16.

### III.



## Verzeichniß der Briefe.

### III. Brief

Beschreibung der Religionsgebräuche einiger Völker, die am Miſiſſippi wohnen. Verſchwörung der Natches wider die Franzosen. Seite 30.

### IV. Brief.

Ankunft des Autors bey den Alankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldenen Berg geſucht. Urfprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle. Seite 66.

### V. Brief.

Beschreibung der Sitten der Alankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes. Seite 90.

### VI. Brief.

Erzählung deſſen, was dem Autor auf ſeiner Schifffarth nach Neu: Frankreich begegnet. Schifbruch des St. Louis eines Königlichten Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Miſiſſippi. Ein Alankas rettet ihm das Leben. Seite 105.

### VII.

## Verzeichniß der Briefe.

### VII. Brief.

Beschreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführt, davon der Autor ein Zeuge gewesen. Wie sich die Franzosen unter diesen Völkern etablirt.  
Seite 119.

### VIII. Brief.

Der Autor reiset aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreise des M. de Baudrenil. Zweyte Reise des Autors zu den Illinois. Heroische That eines Vaters, der sich für seinen Sohn aufopfert.  
Seite 148.

### IX. Brief.

Abreise des Autors von den Roakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beschreibung einer Heerde Elephanten, welche bis in die Gegend des Flusses Ohio gekommen.  
Seite 171.

### X. Brief.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffart den Fluß herunter. Er  
cam:



## Verzeichniß der Briefe.

campirt auf einer Insel, die der Mißissipi macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derselben

Seite 191.

## XI. Brief.

Der Autor reiset nach Europa ab. Gefecht mit einem englischen Seeräuber. Er embarquirt sich auf dem Cap Francois auf eine Französische Kauffardensflotte von 26 Schiffen, die in seinem Gesichte beynähe alle von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Brest

Seite 202.



Neue



# Neue Reisen nach Westindien.

---

## I. Brief.

An den Herrn Marquis de Lestrade.

Abreise des Autors nach America, Beschreibung der Stadt auf dem Cap Francois, Grausamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Insel Domingo, Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Ursprung der venerischen Krankheit.

Mein Herr!

Als ich die Ehre hatte von Ihnen Abschied zu nehmen, befahlen Sie mir Ihnen von allem Nachricht zu geben, was mir in dieser neuen Welt merkwürdig vorkommen würde; Sie verlangten auch, daß ich Ihnen



## 2 Neue Reisen nach Westindien.

nen die Umstände meiner Reise mittheilen sollte. Ich wende mit Vergnügen meinen Aufenthalt auf dem Cap Francois dazu an, mein Versprechen zu erfüllen.

Ich war im Jahr 1750. zu Belle Isle, wo der Ritter de Grossolles damals das Kommando führte. Dieser handigte mir einen Brief von dem Grafen von Argenson ein, der mir Nachricht gab, daß der König mich zum Lieutenant unter den Seetruppen ernannt hätte. Der Minister befahl mir zugleich, mich ohne Aufschub nach Rochefort zu begeben. Diesem zufolge gieng ich auf das erste Schiff, welches bestimmt war Sardellen nach Rochelle zu bringen, die an den Küsten von Bretagne gefangen werden, und davon die Einwohner von Belle Isle ihre vornehmsten Einkünfte haben.

Im Monat November giengen wir vor Palais, das ist der Name der Stadt auf dieser Insel, unter Segel; gleich in der ersten Nacht standen wir auf der Höhe an den Küsten von Poitou ein so grausames Ungewitter aus, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, die See würde unser kleines Fahrzeug, welches von den Wellen geschlagen und hin und her geworfen wurde, verschlingen. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus einem Piloten und drey Bootsknechten aus Niederbretagne, die man gemeiniglich Meerwölfe nennt, weil sie so sehr an dieses Element gewöhnt sind, daß sie ihm in den größten Ungewittern Trost bieten. Weil  
der

der Wind noch stärker wurde, so sah sich unser Patron genöthigt vor Isle Dieu, welche Insel zwischen Poitou und dem Lande Nunis liegt, Anker zu werfen. Hier lagen wir 8 Tage stille, nach welchen das Meer wieder ruhig wurde, wir giengen sogleich wieder unter Seegel und setzten unsern Lauf fort bis an der Insel de Rhe. Hier ließ ich mich über den Arm des Meeres, der drey Meilen breit ist und diese Insel vom festen Lande absondert, setzen, um nach Rochelle zu gehen, und den folgenden Tag langte ich in Rochefort an. Meiner Ordre zufolge meldete ich mich bey dem Intendanten der Marine M. le Normand de Mesi (1) einem Manne von wahren Verdiensten, und der wegen seiner Einsichten und seines guten Herzens des Postens, den er bekleidet, würdig ist. Er befahl mir, mich mit allem zu versehen, was zu einer Reise über das Meer erfordert würde, und mich alsdenn auf dem Schiffe der Pontchartrin von 400 Tonnen zu embarquieren. Herr le Nor-

A 2

mand

(1) Herr le Normand ist nachher in das Ministerium der Marine, unter dem Titel eines General, Intendanten der Marine und der französischen Colonien aufgenommen, und ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen denselben öffentlich meine Dankbarkeit für seine gütige Aufnahme und die Dienste, die er mir erzeigt, zu bezeugen.



#### 4 Neue Reisen nach Westindien.

mand hatte dieses Schiff auf Rechnung des Königs gemiethet, um 4 Compagnien Seetruppen zu transportiren, die wir von der Citadelle auf der Insel de Rhé einnahmen, und die bestimmt waren die Besatzung in Neuorleans zu verstärken.

Wir giengen den 26 December von Rochelle unter Segel; die ersten 15 Tage war uns der Wind zuwider und trieb uns nach den Spanischen Küsten, so daß wir uns schon entschlossen hatten vor Corogne anzulegen, um uns wider den Wind zu sichern; zum Glück aber änderte er sich auf einmal und am Ende des Januar bekamen wir die Insel Madera, welche der Krone Portugall zugehöret, zu Gesicht. Man nennet sie wegen ihrer Fruchtbarkeit die Königin der Inseln, sie hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreiß; der Wein, der daselbst wächst, ist sehr gut, und die Früchte ungemein schön und schmackhaft.

Den 15 Februar befanden wir uns unter dem Wendezirkel des Krebses. Der 16te ward mit den lächerlichen Gebräuchen zugebracht, denen sich diejenigen unterwerfen müssen, die zum erstenmal die Linie passiren; die Seeleute taufen sie da mit Meerwasser; doch ist man von dieser überflüssigen und unangenehmen Besprenzung befrehet, wenn man dem Bootsmann ein klein Geschenk giebt. Endlich kamen wir nach einer Reise von 2 Monaten glücklich auf dem Cap Francois an. Dieses ist eine Küste  
von

## Neue Reisen nach Westindien. 5

von der Insel St. Domingo, welche das erste Land von America ist, wo die Spanier Städte und Festungen angelegt haben.

Das Cap liegt an einer Bucht, und wird von einem Fort vertheidigt, welches an dem Eingange des Hafens in einen Felsen gehauen ist. Dieses Fort, welches stark mit Geschütz besetzt ist, erstreckt sich in das Meer, und formirt ein Vorgebirge oder Cap, und hiervon hat die Stadt den Namen. Sie wird von Europäischen Kaufleuten, Creolen, und Negern bewohnt, welche letztern gebraucht werden, Zuckerrohr, Caffee, Indigo, Cacao, Baumwolle, Zimmt und Toback zu bauen.

Die Spanier und Franzosen haben sich in dieses Land getheilt. Diese letztern besitzen den Westlichen Theil. St. Domingo ist die Hauptstadt, und die Residenz eines Bischoffs, den der Catholische König dahin gesetzt hat.

Diese Insel ist durch den Ursprung der venetischen Krankheit berüchtigt geworden. Man ist so uneinig hierüber, und die Nachrichten hiervon sind so verschieden, daß ich mich für verbunden halte Ihnen diese Sache nach der Wahrheit zu erzählen.

Unter der Regierung Ferdinands von Arragonien, und Isabellen von Castilien, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, war Nicolas von Obando Gouverneur dieses Landes. Diesem war vornemlich anbefohlen an der Bekehrung der überwundenen Indianer zu arbeiten.



## 6 Neue Reisen nach Westindien.

ten. Zu dem Ende theilte er sie unter seine Castilianer, und gab dem einen hundert, dem andern funfzig, welches er Repartimiento, oder eine Eintheilung nannte. Sie werden gestehen, mein Herr, daß dieses eine ganz besondere Methode war Proselyten in der neuen Welt zu machen: dergleichen Maximen sind dem Geiste des Christenthums sehr zuwider, (1)

Die nach Golde begierigen Spanier zwangen diese unglücklichen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten, und acht bis neun Monate in den Eingeweiden der Erde herum zu kriechen. Diese schwere Arbeit, die schwefelichten Ausdünstungen in den Bergwerken, und der Mangel, darinn sie durch die Unmöglichkeit ihre

(1) Der König Ferdinand, der von diesen Unordnungen Nachricht bekommen, bemühte sich ihnen abzuhelpen, und wendete seine Sorgfalt vornemlich auf die Indianer, die er bekehren wollte, welches immer die erste Absicht der Catholischen Könige gewesen ist. Er gab auch in der That verschiedene Befehle heraus, daß sie durch den Weg der Sanftmuth, und ein gutes Exempel der Uneigennützigkeit sollten zum Glauben gebracht werden; aber diese Mittel verlohren ihre Kraft in der Ferne, so wie ein Pfeil nach und nach niederfällt, wie er sich von der Hand desjenigen entfernt, der ihn abgeschossen hat. Anton de Solis.

ihre Ländereien zu bestellen, versezt wurden, verdarb die Masse ihres Geblüts so sehr, daß ihr Gesicht so gelb wurde wie Safran, und sie bekamen an allen Gliedern des Leibes eine Art giftiger Blattern, die ihnen unerträgliche Schmerzen verursachten. Diese Seuche theilten sie sehr bald ihren Weibern, und diese ihren Feinden mit, und diese und jene kamen aus Mangel gehöriger Hülfsmittel um.

Die verzweifelten Spanier glaubten diese Pest würde ihnen nicht nach Europa folgen, und lehrten dahin zurück, um die Luft zu verändern; aber sie betrogen sich; sie brachten den Europäern die Krankheit mit, welche sie von den Amerikanern bekommen hatten. Gott hatte endlich Mitleiden mit diesen elenden Insulanern; eine Indianische Frau eines Castilans entdeckte einige Zeit hernach einen gewissen Baum, den sie Guayacan nennen, der ihre Krankheit linderte.

Es ist mehr als zu wahr, daß böses nichts als böses hervorbringt. Die Spanier haben Millionen Menschen in der neuen Welt aufgeopfert, und ganze Länder entvölkert, um das Indianische Gold in ihrer Gewalt zu bringen; aber Herr von Voltaire sagt ganz recht:

Es ist wahr, Amerika ist uns unterwürfig gemacht; aber seine Krankheit verderbt uns, und Amerika ist gerächer.

Gold und Silber kostet denjenigen, die es aus



## 8 Neue Reisen nach Westindien.

den Bergwerken herausbringen müssen, so viel Mühe und Beschwerlichkeit, als Vergnügen und Unbequemlichkeit sich die dadurch verschaffen, welche diese Metalle besitzen. Mir erzählte ein Spanischer Ingenieur, man habe neunzehn Jahre zugebracht, ehe man in Potosi die Alder Erusero gefunden, welche 250 Fuß tief ist. So unmenschlich schwer ist die Arbeit, zu der die Gewalt und der Geiz die in Knechtschaft und Elende lebende Indianer zwingt, um das Gold aus den Eingeweiden der Erde heraus zu ziehen. Die unglücklichen Arbeiter, die dazu gebraucht werden, müssen der Luft unserer Atmosphäre, und dem Lichte der Sonne entsagen, und sich in die tiefen, ungesunden und kalten Abgründe unserer Erde begraben. Die Ausdünstungen in diesen Gruben sind so ungesund, daß sie Betäubung und Herzpochen bey den Arbeitern verursachen, so bald diese anfangen darinn herunter zu steigen. Sie bedienen sich in diesen unterirdischen Gängen der Lampen, um zu sehen. Das Erz ist darinn gemeiniglich sehr hart, und wird mit Hämmern zerschlagen, und hernach tragen sie es auf den Schultern herauf, und zwar auf Leitern von gewundenen Ochsenleder mit hölzernen Sprossen, die so gemacht sind, daß wenn der eine heraufsteigt, der andere herunter steigen kann: sie sind zehn Lachter lang. Ein Mensch trägt gewöhnlich zwey Kroben, oder 50 Pfund dieses Metalls, auf dem Rücken, welches in  
ein

ein Stück Leinwand gewickelt wird, der, welcher vorauf steigt, hat ein Licht an seinem Daumen befestigt, und alle halten sich mit beiden Händen an der Leiter um 250 Fuß hoch zu steigen.

Die Geschichte von Westindien lehret uns, daß die Völker in Florida die Säcke mit Gelde, als einer ganz unnützen Sache, weit von sich warfen. Die Einwohner des Königreichs Mexico schätzten im Gegentheile das Gold hoch. Ich will hiervon die eigenen Worte des Joseph von Acosta, in seiner allgemeinen Geschichte von Indien, anführen. „Ihr Geiz, sagt er, war lange nicht so hoch gestiegen, als der unsrige, und ob sie gleich Gözendiener waren, so haben sie doch nie Gold und Silber göttlich verehret, wie viele schlechte Christen, die um dieses Metall die größten Verbrechen begangen haben.

Eben dieser Schriftsteller erzählt einen Vorfall, der den dummen Geiz des Menschen sehr genau charakterisirt: „ein Spanischer Mönch, sagt er, bildete sich ein, daß dasjenige, was er in dem großen Feuerspeienden Berge in Guatimala brennen sahe, nichts anders seyn könnte, als Gold, weil dieser Berg seit so vielen Jahrhunderten brennt, ohne sich zu verzehren. In dieser Einbildung erfand er Schöpffkessel, Ketten und andere Werkzeuge, um sein geschmolzen Gold aus diesem Brunnen



## 10 Neue Reisen nach Westindien.

nen heraus zu ziehen; aber das verwüstende Feuer vernichtete seine Hoffnung, denn der Kessel und die Kette waren kaum in diesen Schlund der Hölle herein gelassen, da sie also bald zerschmolzen. Nichts destoweniger, fährt der Autor fort, war dieser Mensch so erpicht auf dieses Gold, daß er immer auf neue Erfindungen dachte, um es heraus zu schöpfen; da er sich aber einmal der Oeffnung zu sehr nähete, so verlor er durch die Ausdünstungen des Berges sein Leben, als er am zuversichtlichsten hoffte seine Erwartungen erfüllt zu sehen. So verkürzen die blinden Sterblichen ihr Leben, indem sie zu sehr darauf bedacht sind sich Vergnügen zu verschaffen. „

Um auf die Einwohner von S. Domingo zurück zu kommen, so lehrt uns die Geschichte dieses Landes, daß ein Cacique (1) mit Namen Ponera, der von den Spaniern beleidigt worden, die Flucht ergriff, und sein Dorf verließ, darinn die Feinde 3000 Mark Goldes erbeuteten, die die Einwohner zurück gelassen hatten. Vasco Nunez de Balboa, der Nachfolger des Nicolaus de Obando, schickte diesem Caciquen Leute nach, um ihm zu sagen, er möchte ohne Furcht zurück kommen, er wollte ihn als einen Freund aufnehmen, wenn er aber nicht zurück käme, so würde er ihn aufsuchen,

(1) Eine Art eines kleinen Königs.

suchen, und durch seine Hunde zerreißen lassen. (1)

Ponera wurde durch diese Drohungen in Furcht gesetzt, und unterstand sich nicht ungehorsam zu seyn. Er brachte noch drey andere Herren, die seine Vasallen waren, mit. Nuñez von Balboa wendete vergebens alle Mittel an, um von ihm zu erfahren, wo man das Gold

(1) Die Spanier hatten große Hunde mit nach Indien gebracht, die sie abgerichtet hatten, die Indianer zu jagen; sobald diese Hunde gegen die Unglücklichen losgelassen wurden, so rissen sie ihnen die Eingeweide aus und fraßen sie auf. Unter diesen war einer auf der Insel der Barmet hieß, und sehr gefürchtet wurde. Obgleich dieser Hund geharnischt war, um ihn gegen die Pfeile zu sichern, so tödteten ihn, wie man sagt, die Indianer doch endlich, indem sie ihn mit Pfeilen in die Augen schossen, welches ein großer Triumph für sie war.

Antonius von Herrera erzählet, daß dieses Thier, welches einen sonderbaren Instinct hatte, einen engen Paß in S. Domingo bewachte; eines Tages wollte eine Indianerin durch diesen Paß gehen, und redete den Hund folgendermaßen an: Herr Hund, thue mir nichts zu leyde, ich trage diesen Brief an die Christen.



## 12 Neue Reisen nach Westindien.

Gold dieses Landes, von dem man glaubte, daß es eine große Menge hervorbrächte, fände. Gute Begegnungen so wenig als Martiern waren vermögend dieses Geheimniß, welches er vielleicht selbst nicht wußte, von ihm auszupressen. Poncra antwortete, die drehtausend Mark Goldes, die man gefunden, wären zu den Zeiten seiner Voreltern gesammelt, diejenigen, welche es zusammen gebracht, wären gestorben, und er habe sich nicht die Mühe gegeben noch mehreres suchen zu lassen, weil er gar keines gebraucht hätte. Dieser unglückliche Cacique wurde den wüthenden Hunden übergeben, die ihn mit sammt seinen drehtausend Vasallen zerrissen.

Einige Zeit darauf fiel ein Spanier den Indianern, die Unterthanen des unglücklichen Poncra gewesen, in die Hände. Diese warfen ihm die allzu große Begierde seines Volkes nach Golde, und die Ungerechtigkeiten, welche sie um dasselbe zu erhalten begiengen, vor. Diese Begierde nach Golde, sagten sie, wäre der einzige Bewegungsgrund, der die Europäer aus ihrem Vaterlande und durch so viele Gefahren auf dem Meere nach dieser Insel lockte, und sie reizte, Völker zu beunruhigen, die ruhig in ihren Hütten, unter dem Schutze des großen Geistes, (1) lebten.

Nach

(1) So nennen die Indianer das höchste Wesen.

Nach dieser kurzen Rede schmolzen sie Gold, und gossen es ihm in den Mund und in die Ohren, indem sie sagten: Hund, weil du eine so große Begierde darnach hast, so sättige dich.

Man muß aber bekennen, daß wenn die Geschichte von Mexico uns nichts als schreckliche Vorfälle zeigt, die von Domingo dagegen uns eine Menge edler Handlungen aufbehalten hat.

In einer großen Hungersnoth brachte einstmals ein Indianer den Don Pedro de Margaratit, der damals Spanischer Commandant auf der Insel war, zwey lebendige Turteltauben. Dieser General nahm sie an, bezahlte sie dem Indianer reichlich, und bath einen Theil der Besatzung mit ihm auf einen erhabenen Ort der Stadt zu gehen. Hier zeigte er ihnen die beyden Thiere, und sagte, „meine Herren! es thut mir leyd, daß ich nicht so viel bekommen habe, um Sie alle zu bewirthen: ich kann mich aber nicht entschließen meinen Hunger zu stillen unterdessen, daß Sie davon geplagt werden, und ließ darauf die beyden Tauben fliegen.“

Ich könnte noch eine Menge Vorfälle erzählen, die den Einwohnern dieser Insel nicht weniger Ehre machen. Unter denen, die man mir erzählt hat, sind viele, die verdienten in der Geschichte aufbehalten zu werden, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen Ihnen noch einen davon zu erzählen. Ein alter Einwohner



## 14 Neue Reisen nach Westindien.

ner von St. Domingo hatte ein beträchtliches Vermögen durch Handlung und Fleiß erworben. Dieses hatte seine Aufführung und seine Sitten im geringsten nicht geändert, und er schätzte es nur deswegen hoch, weil es ihn in den Stand setzte andern zu dienen.

Sobald er ein Schif aus Frankreich ankomen sahe, gieng er an das Ufer, um die Passagiers ans Land treten zu sehen, und nahm diese gemeiniglich mit in sein Haus. Eines Tages sahe er verschiedene junge Leute, die sich einbildeten, ihr Glück würde bey ihrer Ankunst schon gemacht seyn, ans Land treten. Sie verließen sich so sehr auf ihre Empfehlungsschreiben, daß sie auf den Colonisten wenig achteten, der sie freundlich anredete. Dieser wünschte ihnen vieles Glück, und ließ sie gehen. Einige Zeit darauf fand er sie sehr traurig und unzufrieden über die Aufnahme, die sie gefunden hatten und redete sie an: Meine Herren, Sie sind mir nicht empfohlen, Sie haben auch auf meinen Beystand nicht gerechnet, aber ich bin ein Mensch, und Sie haben Hülfe nöthig. Kommen Sie in mein Haus. Sie sollen da Tisch und Wohnung finden, unterdessen wird sich vielleicht was finden das sich für Sie schickt. Sie folgten ihm in sein Haus, darin sie einen Tisch für zwanzig Personen und eben so viel schwarze Bedienten fanden. Einer von den neuen Gästen fragte, ob man sie zu einer Hochzeit gebeten, und alle erstaunten, als sie erfuhren,

ren.

ren, dieser Mann lebte gewöhnlich so. Der Herr vom Hause behielt sie auf diese Art einige Zeit bey sich, und durch seinen Racht und Bemühungen erhielten sie bald vortheilhafte Establishments.

Sie werden leicht denken, mein Herr, daß ein Herr, der ein so gutes Herz hatte, von allen seinen Slaven wie ein Vater geehrt und geliebt wurde. Dieser Mann war von dem barbarischen Geize vieler Colonisten sehr entfernt, die ihre unglücklichen Slaven zu so erschrecklichen Arbeiten zwingen, daß sie sich weigern Weiber zu nehmen, um nicht, wie sie sagen, solchen Herren Slaven zu zeugen, die derselben, wenn sie alt und schwach werden, unbarmherziger begegnen, als ihren Pferden und Hunden.

Was die Bewohner der Französischen Inseln in Amerika betrifft, so kann ich versichern, daß sie gegen Fremde sehr freigebig sind. Man kann so gar in dem Innern dieser Länder reisen ohne einen Pfennig zu verzehren; wer nur ein anständiges Wesen und eine gute Mine hat, wird von einer Colonie zur andern sehr wohl aufgenommen.

Den Adel, welchen man in Frankreich den Creolen beylegt, verdienen diese durch ihre edle Denkungsart, und sie thun sich sowol im Kriege, als auch in den Künsten sehr hervor.

Die Menschen sind an allen Orten der Erde einerley und gleich fähig zum Guten und zum Bösen.



## 16 Neue Reisen nach Westindien.

Bösen. Die Erziehung bessert ihre Fehler, aber sie giebt ihnen keine Tugenden. Eben der Schöpfer, der den sittlichen Menschen gemacht hat, hat auch den wilden erschaffen, und ihnen gleiche Fähigkeiten gegeben. Dieses, mein Herr! sollen Ihnen meine künftigen Briefe noch weiter zeigen, und wenn sie sich nicht durch die Schönheit der Schreibart empfehlen, so werde ich mich doch bemühen, sie durch die besondern Vorfälle, die ich Ihnen erzählen werde, für Sie unterhaltend zu machen. Ich verharre, mein Herr &c. Vom Cap Francois den 15 Febr. 1751.

---

### II. Brief.

An eben denselben.

Der Autor geht von Cap Francois ab nach Louisiana. Kurze Beschreibung des Hafens der Havane, des berühmten Meerbusens von Mexico und der Stadt Neu Orleans.

Vom Cap Francois schiften wir nach dem Orte unserer Bestimmung den 8ten März ab, und den 15ten hatten wir die Insel Cuba im Gesichte, welche die temperirteste unter den Antillen ist. Die Havane ist wegen ihrer vortheilhaften Lage, und der Bequemlichkeit

keit ihres Hafens, welcher mehr als tausend Schiffe fassen kann, das Magazin der Reichthümer Indiens. Der Hafen wird durch drey Forts bedeckt, und ist der gewöhnliche Sammelplatz der Spanischen Flotten, wenn sie nach Europa zurück gehen. Cuba ist zweyhundert Meilen lang und 25 bis 30 breit; bis ins sechzehnte Jahr nach ihrer Entdeckung war man ungewiß, ob sie eine Insel oder festes Land sey: sie liegt in dem Wendezirkel des Krebses unter dem 23ten Grade 30 Minuten Norder Breite. In der Mitte der Insel finden sich sehr nahe bey einander eine Menge kleiner Inseln, die sich gegen Süden erstrecken, und der Garten der Königin genannt werden.

Um die Tag und Nacht Gleiche standen wir, zwischen dem Cap Catoche und dem Cap. S. Antoine, ein hartes Ungewitter aus. Dieses letzte, um welches wir den 23ten herum fuhrten, ist die Westliche Spitze der Insel Cuba. Weil ich niemals lange Reisen zu Wasser gethan hatte, so wurde ich sehr von der Seekrankheit inkommodirt, aber die Begierde, welche ich hatte meinem Vaterlande zu dienen, machten mir alle Beschwerlichkeiten meiner Reise leicht. Endlich änderte sich der Wind, und das Meer wurde ruhig und nach wenig Tagen segelten wir in den berühmten Mexicanischen Meerbusen, darinn wir eine ungeheure große Menge fließendes Holz fanden, welches aus Louisiana auf dem Mißißippi herunter kommt;

B

man



## 18 Neue Reisen nach Westindien.

man siehet es weiter als zweyhundert Meilen in die Breite, und es diente uns, bey einem sehr großen Nebel, zum Wegweiser, die Mündung des Flusses zu finden, welches gegen den Felsen und der Niedrigkeit seiner Ufer sehr schwer ist.

Die ersten Tage des Aprils bekamen wir das Fort Balise, welches an der Mündung des Mississippi liegt, zu Gesichte.

Der Herr le Moine von Iberville (1) ein Canadischer Edelmann, entdeckte im Jahr 1698 diese Mündung, die de la Salle 1684 nicht hatte finden können. Unser Schiff blieb hier mit dem Hintertheil fest sitzen; wir löseten ein Stuck, um einen Piloten herben zu ziehen, und zugleich ließ unser Schiffs: Capitain das Geschütz und die 200 Mann Landtruppen, die wir zum Dienste der Colonie in Louisiana am Boord hatten, ausschiffen. Dieses erleichterte das Schiff, so daß es wieder flott wurde.

Wir trafen den 4ten April, 18 Officiers, bey dem Fort Balise, (2) darinn damals M.  
de

(1) M. von Iberville Gouverneur von Louisiana, brachte die erste Colonie im Jahr 1699 dahin. Nach seinem Tode blieb dieses Land lange ohne Gouverneur. De la Motte Cadillac war der zweyte, und de Bienville, ein jüngerer Bruder des erstern, der dritte.

(2) Von diesem Fort bis nach Neuorleans rechnet man, wegen der vielen Krümmen, die der Fluß in die Seegegend hat, 30 Meilen.

de Santilly kommandirte, ans Land. Dieser Officier bewirthe uns die Zeit über, die wir uns bey ihm aufhielten, aufs beste. Das Fort ist freysehend und um und um mit Morästen umgeben, die voll Schlangen und Krokodillen sind.

Der Marquis von Baudreuil, der von unserer Ankunft war benachrichtiget worden, hatte uns verschiedene kleine Fahrzeuge entgegen geschickt. Sie brachten uns Erfrischungen; wir vertheilten unsere Soldaten darauf und kamen mit Rudern und Segeln den ersten Ostertag nach Neuorleans. Der Marquis von Baudreuil soll durch 24 Compagnien Seetruppen verstärkt werden. Diese Truppen werden auf Kauffardenschiffen, die auf Rechnung des Königs gemacht werden, nach Louisiana transportirt; sie bringen auch Weibsbilder mit, die man in Frankreich angeworben hat, um diese Länder zu bevölkern. Man giebt den Soldaten, die arbeitsam sind und Lust haben sich zu verheyrathen, den Abschied. Der König giebt ihnen eine gewisse Anzahl Morgen Landes zum Anbauen, erhält sie drey Jahre, giebt ihnen eine Flinte und monatlich ein halb Pfund Pulver und 2 Pfund Bley, eine Art, eine Hacke und so viel Geträide ihre Felder damit zu besäen, nebst einer Kuh, einem Kalbe, einigen Hünern und einem Hane.

Der Marquis von Baudreuil hat die 24 neuen Compagnien in der Colonie, und zwar ohne Ansehen der Person, vertheilt, damit ein



## 20 Neue Reisen nach Westindien.

jeder sowol an dem guten als bösen seinen Antheil habe: Was der Posten in Neu-Frankreich betrifft, der 500 Meilen von Neuorleans entfernt ist, so haben die Compagnien darum gelooft, und er ist den zugefallen, bey der ich stehe. Ich habe die Ehre unter der Anzahl der Officiers zu seyn die M. Kenville, Minister des Seewesens, dem Marquis de Vaudrevil empfohlen hat, und ich empfinde die Rücksicht, die eine solche Empfehlung verdienet. Ich versichere, daß mir der Tisch dieses Generals, so wol als allen neu angekommenen Officiers, die noch nicht Zeit gehabt haben sich einzurichten, bey dieser Gelegenheit, eine große Hülfe ist. Die Menge ist so groß, daß man bey ihm nur sehr kurz bedient wird, aber der Gouverneur begegnet seinen Gästen mit so vieler Artigkeit und Höflichkeit, daß er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Officiers, die ihn mit Recht den Vater der Colonie nennen, erwirbt. Herr von Rouvilliere, Intendant, trägt durch die Einrichtung einer guten Policen auch das seinige bey, uns den Aufenthalt in diesem Lande angenehm zu machen.

Wir hoffen den 20ten August nach unserm Posten abzugehen. M. de Macarty ist vom Hofe zu unserm Commandanten ernannt. Die verschiedenen Länder, durch die ich auf dieser langen Tour reisen muß, werden mir Stoff geben Ihnen eine genaue Beschreibung des schönen

nen Flusses Mississippi und der Völker, die an seinen Ufern wohnen, mitzutheilen.

Ich will ich Ihnen eine kurze Beschreibung von Louisiana machen, denn da Sie die Charten, die man davon geliefert hat, kennen, und die Nachrichten, welche davon erschienen, gelesen haben, so werde ich nicht nöthig haben, hier weitläufig zu seyn. Ich will nur anmerken, daß Neuorleans jezo größer und stärker bewohnt ist, als vor diesem. Die Straßen sind nach der Schnur gebauet, und die Einwohner werden in vier Classen getheilt, nemlich Europäer, Amerikaner, Afrikaner oder Neger, und Metifs. Die Metifs sind solche, welche von einem Europäer mit einer Eingebornen des Landes, die wir Wilde nennen, gezeugt werden. Man nennet die Creolen, welche einen Franzosen und eine Französin, oder eine andere Europäerin, zu Eltern haben. Die Creolen sind durchgängig tapfer, groß und schön, und haben viel Fähigkeit zu den Künsten und Wissenschaften. Weil es aber in diesem Lande an geschickten Lehrmeistern fehlt, so schicken reiche Leute ihre Kinder meistens nach Frankreich, als der ersten Schule in der Welt, und lassen sie da erziehen.

Das schöne Geschlecht, welches keine andere Kunst nöthig hat, als die zu gefallen, wird hier zu Lande mit diesem Vorzuge gebohren, und hat nicht nöthig diese betrügerische Kunst in Europa zu lernen.



## 22 Neue Reisen nach Westindien.

Neuorleans und Mobile sind die einzigen Städte in diesem Lande, darinn man gut Französisch redet. Die Neger werden aus Afrika hierher gebracht, und man braucht sie die Felder zu bestellen, die hier sehr vorzüglich gut sind, Indigo, Tobak, Reis, Indianisches Korn, und Zuckerrohr, davon man Plantagen angelegt hat, die sehr gut fortkommen, zu bauen. Das Land ist voll von Kaufleuten, Künstlern und Fremden, und der Aufenthalt allhier ist wegen der gesunden Luft, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Lage, bezaubernd schön. Die Stadt liegt an den Ufern des Mißissippi, eines der größten Flüsse in der Welt, der mehr als 800 Meilen durch bekannte Länder fließt. Sein wohlschmeckendes und klares Wasser fließt 40 Meilen zwischen den angenehmsten Plantagen durch, die dem Auge einen unvergleichlichen Anblick verschaffen, und wo man sich alle Arten des Vergnügens, vornemlich der Jagd und des Fischens machen kann.

Die Capuciner waren die ersten Mönche, welche im Jahr 1723 als Missionairs nach Neuorleans kamen. Ihr Superior ist Präbiter des Kirchspiels. Diese guten Geistlichen bekümmern sich nur um Sachen, die den geistlichen Stand angehen.

Die Jesuiten haben sich zwei Jahre später in Louisiana fest gesetzt. Diese feinen Politiker haben die beste Plantage im Lande ausgekunds

undschaftet, und sie durch ihre Ränke an sich gebracht.

Die Urselinerinnen wurden um eben diese Zeit dahin geschickt. Diese frommen Nonnen, deren Eifer sehr zu loben ist, beschäftigen sich mit der Erziehung junger Frauenzimmer von Stande. Sie nehmen auch verwaiste Mädchen in ihr Kloster auf und der König bezahlt ihnen für jede jährlich 50 Thaler. Diesen Nonnen ist auch die Sorge für das militairische Hospital aufgetragen.

Ich bin erst so kurze Zeit in diesem Lande, daß ich noch nicht im Stande bin Ihnen Nachricht von den Gewohnheiten der Völker zu geben, die an dem Flusse wohnen; ich will aber doch versuchen, Ihnen den Character und das Genie der Chirimachas, eines Volkes, welches an einem Urme dieses Flusses gegen Abend von Neuorleans gewohnt hat, durch eine Anekdote aus der Geschichte bekannt zu machen, und ich zweifle nicht, daß sie für Sie interessant seyn wird, ob dieses Volk schon nunmehr gänzlich ausgerottet ist.

Im Jahr 1720 hatte sich ein Mensch von dieser Nation an einem verborgenen Orte auf dem Ufer des Mississippi versteckt, und daselbst den Abt von St. Come, der Missionair der Colonie war, ermordet. M. de Bienville hielt sich deswegen an die ganze Nation, und ließ sie, um seine Truppen zu schonen, durch verschiedene Völker, die mit uns alliirt waren, bekriegen.



## 24 Neue Reisen nach Westindien.

Die Wilden zogen den kürzern und der Ver-  
lust ihrer besten Krieger nöthigte sie um Friede  
zu bitten. Der Gouverneur stand ihnen diesen  
mit der Bedingung zu, daß sie ihm den Kopf  
des Mörders überliefern sollten. Diese Be-  
dingung erfüllten sie, und schickten darauf dem  
Gouverneur die Friedens (1) Pfeife. Was  
ich von der Ceremonie dieser feyerlichen Ge-  
sandschaft gehört habe, ist kürzlich dieses.

Als sie in Neuorleans einzogen, so sangen  
sie den Friedensgesang, schlugen mit ihrem  
Friedensrohre in die Luft, und giengen nach  
dem Tacte, um ihre Gesandschaft zu bezeichnen;  
bey solchen Gelegenheiten schmücken sie sich,  
nach ihrer Art, aufs prächtigste.

Das Oberhaupt dieser Gesandschaft redete  
den Gouverneur folgendermaßen an: „Ich  
„bin sehr erfreuet, daß ich vor dir stehe: Es  
ist

(1) Dis ist eine lange Tobakspfeife von rothen,  
schwarzen, oder weißen Marmor, das Rohr  
ist von Schilf gemacht und drittheil bis drey  
Fuß lang; die Wilden schicken diese Pfeife an  
die Völker, mit denen sie Bündnisse schließen  
oder verneuern wollen. Sie ist mit weißen  
Adlersfedern geschmückt, und bey ihnen ein  
Zeichen des Friedens und der Freundschaft:  
man kann damit ohne Furcht aller Orten hin-  
gehen, weil unter diesen Völkern nichts heiliger  
ist, als dieses Rohr.

„ist schon lange Zeit, daß du gegen unsere Na-  
 „tion zürnest; wir haben uns nach dem erkun-  
 „digt, was dein Herz sagt, und wir erfahren  
 „mit Freuden, daß es uns fröhliche Tage ver-  
 „spricht.“

Hierauf setzten sie sich auf die Erde und stütz-  
 ten ihr Gesicht auf die Hände, der Sprecher ver-  
 muthlich um sich zu erholen und Othem zu schöp-  
 fen, ehe er seine Rede anfieng, und die an-  
 dern, um still zu schweigen. Während dieses  
 Stillschweigens wurden die Umstehenden erin-  
 nert nicht zu reden, noch unter der Rede zu la-  
 chen, weil sie dies für einen Schimpf aufneh-  
 men würden.

Einige Minuten hernach stand der Sprecher  
 mit zwey andern auf: einer von diesen füllte  
 die Pfeife mit Tobak, der andere holte Feuer,  
 und der erste zündete die Pfeife an. Der  
 Sprecher rauchte zuerst, wischte hernach die  
 Pfeife ab, und gab sie dem Herrn von Bien-  
 ville, um ein gleiches zu thun. Der Gouver-  
 neur nahm die Pfeife an, und rauchte, wie  
 auch alle Officiers, die bey ihm waren, einer  
 nach dem andern nach ihrem Range. Nach-  
 dem diese Ceremonie vorüber war, so nahm  
 der alte Redner die Pfeife wieder, und über-  
 gab sie dem Gouverneur, daß er sie behalten  
 mögte. Nun blieb der Sprecher allein stehen,  
 die übrigen Gesandten setzten sich um das Ge-  
 schenk, welches sie für den Gouverneur mitge-  
 bracht hatten. Dieses bestand aus Hirsch-



## 26 Neue Reisen nach Westindien.

Häuten und andern Pelzwerke, welches alles, zum Zeichen des Friedens, weiß war.

Der Sprecher oder Canzler trug einen Rock aus zusammen geneheten Marder Fellen, welcher auf seiner rechten Schulter befestigt, und unter seinem linken Arm her gieng. In diesem Rock wickelte er sich ein und fieng seine Rede an den Gouverneur mit einer majestätischen Mine folgender maßen an: „Mein Herz lacher für „Freunden, da ich vor Dir stehe; wir haben alle „das Wort des Friedens, welches Du uns ver- „kündigen lassen, gehört. Das Herz unserer „ganzen Nation zittert darüber für Freunden; die „Weiber haben in diesem Augenblicke alles ver- „gessen, was vergangen ist, und haben getanzt, „unsre Kinder haben gesprungen wir junge „Böcke. Dein Wort soll nie vergessen wer- „den, unsre Herzen und unsre Ohren sind voll „davon und unsre Nachkommen sollen es so „lange aufbewahren, als das alte Wort (1) „währet. Weil der Krieg uns arm gemacht „hat, so haben wir müssen eine allgemeine „Jagd anstellen, um Dir Felle zum Geschen- „ke zu bringen: aber wir haben uns nicht all- „zuweit gewagt, aus Furcht, die andern „Völker mögten Dein Wort noch nicht gehört „haben; ja wir sind mit Zittern unsern Weg „gereiset, bis wir dein Angesicht gesehen haben.

„Wie

(1) So nennen die Wilden ihre Tradition

„Wie froh sind meine Augen und mein Herz  
 „Dich heute zu sehen. Unsre Geschenke sind  
 „klein, aber unsre Herzen sind groß, deinen  
 „Befehlen zu gehorchen; wenn du uns gebie-  
 „ten wirst, so wirst Du unsre Füße laufen  
 „und springen sehen wie die Füße der Hirsche,  
 „um zu thun was du willst. „

Hier hielt der Redner inne, bald darauf er-  
 hob er seine Stimme von neuem und fuhr also  
 fort.

„O! wie schön scheint heute die Sonne,  
 „gegen die Zeit, da Du auf uns zürntest. Wie  
 „gefährlich ist ein boshafter Mensch, du weißt,  
 „daß es nur einer war, der das Oberhaupt  
 „des Gebetes (1), dessen Tod uns unsre be-  
 „sten Krieger geraubt, getödtet hat. Es ist  
 „uns nichts übrig geblieben, als Greise, Weis-  
 „ber und Kinder, die ihre Hände zu dir, als  
 „einem gütigen Vater ausstrecken. Die Gal-  
 „le, welche vormals dein Herz erfüllte, hat  
 „dem Honig Platz gemacht. Der große Geist  
 „ist nicht mehr gegen unsre Nation erzürnet.  
 „Du hast den Kopf des boshaften Mörders  
 „verlangt: um Frieden zu erlangen haben wir  
 „ihn dir geschickt. „

„Vor diesem war die Sonne roth: die Ber-  
 „ge voller Dornen und Disteln: die Wolken  
 „schwarz

(1) So nennen die Wilden unsre Missionairs.



## 28 Neue Reisen nach Westindien.

„schwarz und das Wasser trübe und von uns  
„serm Blute gefärbet. Unsre Weiber beweinen  
„ten ohne Unterlaß den Verlust ihrer Ver-  
„wandten, und unterstanden sich nicht Holz  
„zu holen, um unsre Speisen zu kochen; uns-  
„re Kinder schrien vor Furcht; bey dem ge-  
„ringsten Geschrey der Nachtvögel waren alle  
„unsre Krieger auf den Beinen, und sie schlie-  
„fen nicht als mit den Waffen in der Hand.  
„Unsre Hütten waren verlassen und unsre Fel-  
„der lagen ungebaut: wir waren verhungert  
„und unsre Gesichter hager; das Wildpret  
„floh weit von uns, die Schlangen zischten  
„für Zorn und verlängerten ihre Pfeile, und  
„die traurigen Gesänge der Vögel, die um  
„unsre Hütten saßen, schienen uns nur Todten-  
„Gesänge zu seyn. „

„Heute ist die Sonne glänzend, der Himmel  
„klar, die Wolken sind zerstreuet, und die  
„Wege mit Blumen bedeckt. Wir werden  
„unsre Gärten und unsre Felder bauen, und  
„die Erstlinge davon dem großen Geiste zum  
„Opfer bringen. Das Wasser ist so klar, daß  
„wir darinn unser Bildniß sehen; die Schlän-  
„ge fliehen, oder haben sich vielmehr in Aale  
„verwandelt. Die Vögel reizen uns durch die  
„sanfte Harmonie ihrer Gesänge: unsre Wei-  
„ber und Töchter tanzen für Freuden und ver-  
„gessen Essen und Trinken. Das Herz unsers gan-  
„zen Volkes lachet, da es siehet, daß wir mit  
„dir und den Franzosen auf einem Wege wan-  
„deln:

„deln; uns wird künftig mit euch keine Son-  
 „ne scheinen, und unsre Herzen werden nur  
 „eins seyn, wer die Franzosen tödtet, den  
 „wollen wir wieder tödten; unsre Krieger sol-  
 „len für sie jagen, und wir wollen mit einan-  
 „der essen, wird dieses nicht gut seyn? was  
 „sagest du dazu, mein Vater? „ Auf diese  
 Rede, die mit einem zuversichtlichen Tone und  
 mit aller Anständigkeit, ja ich kann wol sagen,  
 mit Majestät, gehalten worden, antwortete  
 Herr Bienville mit wenig Worten und zwar  
 in der Sprache des Landes, die er sehr geläu-  
 fig redete; er sagte ihnen: er freuete sich, daß  
 ihre Nation wieder zu sich selbst gekommen  
 wäre: er ließ ihnen zu Essen vorsehen, gab dem  
 Sprecher zum Zeichen der Freundschaft die Hand,  
 und schickte sie sehr vergnügt zurück. Seit die-  
 ser Zeit sind sie den Franzosen unverleßlich zu-  
 gethan gewesen: dieses Volk versorgt Neuor-  
 leans mit Wildpret.

Mein nächster Brief soll, wie ich hoffe,  
 unterhaltender seyn. Bis jezt hoffe ich mei-  
 ne Absicht erfüllt zu haben, indem ich sie ver-  
 sichere, daß ich bin, Mein Herr &c.

Neuorleans den 1 Julius 1751.



### III. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung der Religions-Gebräuche  
einiger Völker, die am Mißißippi wohnen.

Verschworung der Natches wider  
die Franzosen.

Mein Herr!

**I**ch befinde mich nunmehr in demjenigen  
Lande, darinn vormals das edle Volk der  
Natches wohnte, davon die Zeitungen so viel  
geschrieben haben; man versichert, diese furcht-  
bare Nation habe, wegen der Größe ihres  
Landes, den übrigen Gesetze vorgeschrieben.  
Sie wohnten vom Flusse Menchal, der 50  
Meilen vom Meere entfernt ist, bis an den  
Hono, der in einer Entfernung von etwa 460  
Meilen davon fließt.

Wir giengen den 20ten Aug. von Neu-  
orleans nach Neu-Frankreich, mit den vier  
Compagnien, die dahin bestimmt waren, auf  
sechs Fahrzeugen ab. Diese Truppen stehen  
unter den Befehlen des Herrn Macarty. Man  
muß auf dieser Reise den Fluß Mißißippi her-  
auf fahren, und kann hier nichts gebrauchen  
als die Ruder, weil der Fluß viele Bugten  
hat und zwischen hohen Wäldern, darinn die  
Bäume so alt wie die Welt zu seyn scheinen,  
fließt.

Wenn

Wenn man diese Reise zu Wasser thut, so trifft man gleich Anfangs zwey von Deutschen bewohnte Dörfer an. Sie sind die Ueberbleibsel eines Etablissements, welches Herr Law im Jahr 1720, mit Erlaubniß des Königs, hier angelegt hatte. Diese Colonie bestand aus Deutschen und Franzosen, die aus Provence gebürtig waren, an der Zahl 1500 Köpfe. Ihr Terrein wurde ihnen bey einer wilden Nation, die Afcancas heißt, angewiesen. Es war vier Meilen ins Gevierte groß, und erhielt den Titel eines Herzogthums. Man hatte Equipage für eine Compagnie Dragoner, und für mehr als eine Million Kaufmanns-Waaren, dahin transportirt; als aber Law fiel, so bemächtigte sich die Indianische Compagnie, welche damals Louisiana in Besiz hatte, aller dieser Effecten und Waaren.

Die Colonie nennete sich hierauf, und die Deutschen baueten sich zehn Meile über Neu-Orleans an. Diß Volk ist sehr fleißig, und man siehet sie als die Versorger der Hauptstadt an. Diese beyden Dörfer werden von einem Hauptmann (1), der ein Schwede von Geburt ist, commandirt.

Zwey

- (1) Sein Name ist Herr von Arensburg: er war unter Carl XII. mit in der Schlacht bey Pul-tawa. Dieser alte Officier ist das Haupt einer zahlreichen Familie, die in dieser Colonie sehr gut etablirt ist.



### 32 Neue Reisen nach Westindien.

Zwey Meilen weiter herauf findet man die Collapissas, ein Volk, welches sich durch seine Anhänglichkeit an die Franzosen berühmt gemacht hat. Ihre Anzahl ist jeko so geringe, und ihr wahrer Name ist Aqelon pissas, das heißt Menschen, welche denken und sehen.

Hernach kommt man zu den Dumas, die die Sonne anbeten. Beynahe alle Völker in Amerika glauben, das höchste Wesen wohne in der Sonne, und wolle, daß man es in diesem alles belebenden Gestirne, als den Urheber der Natur, verehren solle. Diesem Wunderwerke, sagen sie, ist hier auf Erden nichts zu vergleichen, und indem es die ganze Welt erleuchtet, so breitet es Freude und Ueberfluß darüber aus. Nach diesen Grundsätzen verehren sie die Sonne, als das sichtbare Bild der Größe und der Güte des Gottes, der die Menschen würdigt sich ihnen bekannt zu machen, indem er seine Wohlthaten über sie ausschüttet.

Fünfzehn Meilen weiter herauf kommt man an eine Spitze. Dieser Posten ist von Neuorleans 40 Meilen entfernt. Der Boden ist hier sehr fruchtbar und mit schönen Bäumen besetzt, und es wohnen hier viele Franzosen die Tobak, Reis, Baumwolle und Mahis bauen. Diese Colonie hat auch den Handel mit Bauholze, welches sie auf Flüssen nach Neuorleans herunter führen.

Auf

Auf dem linken Ufer des Flusses, ein wenig weiter herauf, liegt das Dorf der Tonikas, einer Nation, die jederzeit den Franzosen sehr ergeben gewesen ist. Ihre Oberhäupter sind immer mit uns in den Krieg gezogen. Der letzte, der sehr tapfer war, wurde in einer Unzertnehmung gegen die Natches sehr gefährlich verwundet. Auf die Nachricht, welche der König davon erhielt, beehrte ihn Seine Majestät mit dem Patente eines Obersten unter den rothen Leuten (1) und mit einem blauen Bande, daran eine silberne Medaille hing, worauf die Stadt Paris geprägt war: er bekam noch überdas ein spanisch Rohr mit einem goldenen Knopfe.

Nach der Ermordung der Franzosen durch die Natches, davon ich Ihnen am gehörigen Orte Nachricht geben werde, stellte sich eine Partie dieser Nation, als ob sie Friede mit dem Oberhaupte der Tonikas machen wollten: dieser gab dem Gouverneur der Franzosen, dem er sehr ergeben war, Nachricht davon. Die Natches aber kamen der Antwort zuvor und erwordeten, weil sie sich vor unserer Macht und unsern Rathschägen fürchteten, die Tonikas, indem sie bey ihrem Oberhaupte den Anfang machten. Wir werden immer, so wol wie diese guten Wdilen, die großen Eigenschaften

C

ten

(1) So nennen sich die Amerikaner, um sich von andern Nationen zu unterscheiden.



### 34 Neue Reisen nach Westindien.

ten dieses Anführers, die einem gesitteten Manne Ehre machen würden, bedauern.

Nach einer Schiffart von 80 Meilen von der Hauptstadt, kommt man an den Posten der Natches. Vor zwanzig Jahren war dis ein sehr beträchtliches Etablissement, aber jezo bedeutet es sehr wenig.

Das Fort liegt auf einer Höhe und bestreicht den Fluß, von dem es nur einen Canonenschuß entfernt ist. Das Terrein, welches hier immer höher wird, würde eines der fruchtbarsten im Lande seyn, wenn es gebauet würde; Tobak, Baumwolle und Mahis kommen hier sehr gut fort.

Ich habe mich einige Zeit auf diesem Posten, darauf der Ritter d'Orgon, ein natürlicher Sohn des Prinzen Lambese, aus dem Hause Lothringen, commandirt, aufgehalten.

Die Natches, welche vormals hier wohnten, waren ein beträchtliches Volk. Sie bewohnten verschiedene Dörfer, davon jedes sein eigenes Oberhaupt hatte, die aber alle unter einem großen Oberhaupte standen, der der Chef der ganzen Nation war. Alle diese Fürsten führten den Namen der Sonne: ihrer waren 500, die alle mit der großen Sonne ihrem Oberhaupte verbunden waren. Dieser trug auf der Brust das Bild dieses Gestirnes, von dem er seine Abkunft herleitete, und welches von ihnen unter dem Namen Ovachil, oder das sehr große, oder oberste Feuer, angebetet wurde.

Die

Die Art, wie die Natches die Sonne verehrten, hatte etwas sehr feyerliches an sich. Ihr Hoherpriester gieng vor Aufgang der Sonnen, unter Begleitung des Volkes, mit einem ernsthaften Schritte mit der Friedenspfeife in der Hand: er räuchte ihr zu Ehren und blies, bey ihrem Aufgange, ihr den Tobaksrauch entgegen. So bald die Sonne aufgieng, heulten ihr der Priester und das Volk entgegen, und betrachteten sie mit aufgehobenen Händen. Hernach fielen sie zur Erde. Die Weiber brachten ihre Kinder und hielten sie ihr in einer sehr ehrerbietigen Stellung entgegen.

Zur Zeit der Erndte, die in diesem Lande in den Julius fällt, feyerten die Natches ein sehr hohes Fest. Sie fiengen es damit an, daß sie sich das Gesicht schwarz machten: nach drey Uhren des Nachmittags aßen sie erst, nachdem sie sich vorher gebadet hatten: der älteste aus dem Volke brachte hierauf dem Gotte die Erstlinge ihrer Erndte, und ihrer Früchte zum Opfer.

Sie hatten einen Tempel, darin sie ein ewiges Feuer unterhielten; die Priester bewachten es sehr sorgfältig, und es wurde nur durch das Holz von einem einzigen Baume unterhalten. Wenn es zum Unglück erlosch, so war die Nation sehr erschrocken, und die Priester, die es verabsäumet, wurden mit dem Tode bestraft. Es war dieses aber ein sehr seltener Vorfall. Die es bewachten, konnten es sehr leicht wieder



## 36 Neue Reisen nach Westindien.

anzünden, indem sie sich, unter dem Vorwande ihre Pfeifen anzuzünden, nur gemeines Feuer durften bringen lassen: denn es war ihnen verboten sich hierzu des heiligen Feuers zu bedienen.

Wenn ihr Oberhaupt starb, so mußten demselben alle seine Weiber und viele seiner Unterthanen im Tode folgen. Die kleinen Sonnen beobachteten eben diese Gewohnheit. Ihr Gesetz verdammete auch alle Natches zum Tode, die eine Frau vom Geblüte der Sonnen geheyrathet hatten, wenn diese starb. Ich will Ihnen bey dieser Gelegenheit die Geschichte eines Wilden erzählen, der nicht Lust hatte sich diesem Gesetze zu unterwerfen: Sein Name war Etteactéal, er hatte eine Frau aus dem Geblüte der Sonnen geheyrathet: aber diese Ehre hätte beynahé für ihn sehr traurige Folgen gehabt. Diesem wurde seine Frau krank: so bald er sahe, daß sie sich dem Tode nähete, nahm er die Flucht, und flohe auf einer Pirogue nach Neuorleans. Hier gab er sich unter dem Schutze des Gouverneurs Herrn von Bienville, und erböt sich sein Jäger zu seyn. Dieser nahm ihn in seine Dienste, und interessirte sich für ihn bey den Natches, die sich erklärten: er habe nun nichts mehr zu befürchten, weil die Ceremonie vorbey wäre, und weil er nicht dabey zugegen gewesen, so sey er nunmehr frey.

Etteactéal wurde hierdurch sicher gemacht und unterstand sich wieder in sein Vaterland zu kommen.

kommen, doch ohne beständig darinn zu wohnen. Er that verschiedene Reisen dahin, und es trug sich zu, daß er sich eben darin befand, als einer von den Sonnen, mit Namen die gereizte Schlange, ein Bruder der großen Sonne, starb. Dieser war ein Verwandter von der Frau des Etteactéal, und man entschloß sich, ihn bey dieser Gelegenheit seine Schuld bezahlen zu lassen. Herr von Bienville war nach Frankreich zurück berufen, und das Oberhaupt der Natches glaubte, die Abwesenheit dieses Patrons des Etteactéal habe seine Schutzbriefe ungültig gemacht, und ließ ihn fest setzen. Als sich dieser in der Cabane des großen Oberhauptes, mit den übrigen, die man der gereizten Schlange opfern wollte, eingeschlossen sahe, so überließ er sich dem äuffersten Schmerze. Die Favoritin des Verstorbenen, welche auch sollte geopfert werden, sahe die Zubereitungen zum Tode mit einem standhaften Auge an, und schien ungeduldig zu seyn, sich mit ihrem Gemahl wieder zu vereinigen. Als diese die Seufzer des Etteactéal hörte, sagte sie zu ihm: „bist du nicht ein Krieger? ja, antwortete er, ich bin es, und doch weinst du? Das Leben ist dir lieb! Weil dieses ist, so ist es nicht gut, daß du mit uns gehest: gehe hin und lebe mit den Weibern.“ Etteactéal antwortete: „Gewiß das Leben ist mir lieb, und es wäre gut, daß ich noch einige Zeit auf dieser Erde herum gieng, bis zum Tode der großen Son-



### 38 Neue Reisen nach Westindien.

ne, und alsdenn mit diesem stürbe. Gehe, sage ich dir, erwiederte die Favoritin, es ist nicht gut, daß du mit uns gehst, und dein Herz hinter dir auf der Erde bleibe: noch einmal entferne dich von hier, daß ich dich nicht mehr sehe.,,

Etteactéal ließ sich dieses nicht noch einmal sagen: er verschwand, wie der Blik, und drey alte Frauen, davon zwey mit ihm verwandt waren, erboten sich seine Schuld zu bezahlen: ihr Alter und ihre Schwachheiten hatten ihnen das Leben zuwider gemacht, und alle drey konnten schon seit verschiedenen Jahren nicht mehr gehen. Die beyden Basen des Etteactéal waren nicht mehr greiß als eine Frau von 55 Jahren in Frankreich. Die dritte Alte, welche 120 Jahre alt war, hatte weiße Haare, welches bey den Wilden etwas seltnes ist, und keine von allen dreyen hatte sehr viel Runzeln. Am Abend des Leichengepränges wurden sie hinzugerichtet, die eine vor der Thüre der Wohnung der gereizten Schlange, und die beyden andern auf dem Plage von ihrem Tempel (1). Die

(1) Man ziehet ihnen ein Strick um den Hals mit einer Schleiffe, und acht Männer von ihrer Verwandtschaft erdrosseln sie, indem 4 an dem einen und 4 an dem andern Ende des Strickes ziehen; es wären ihrer nicht so viel dazu nöthig, weil aber diese Verrichtung adelt, so geben sich immer mehr dazu an, als nöthig sind. Die ganze Sache ist in einer Minute abgethan.

Die Edelmüthigkeit dieser Weiber rettete dem Krieger Etteactéal das Leben, und erwarb ihm seine Ehre wieder, die er durch die Furcht vor dem Tode besetzt hatte. Nach dieser Zeit lebte er ruhig, machte sich seine Einsichten und Kenntnisse, die er sich bey den Franzosen erworben hatte, zu nütze, und gab sich für einen Zauberer aus, um seine Landsleute zu betrügen.

Den Tag nach dieser Execution geschah die Leichenbestattung: als die Stunde dazu gekommen war, erschien der Ceremonien: Meister, mit den Zierrathen, die seiner Würde zukommen, an der Thüre der Cabane. Die Opfer, welche den Prinzen in das Land der Geister begleiten sollten, giengen heraus: sie bestanden aus der liebsten Gemahlinn des Verstorbenen seiner andern Frau, seinem Canzler, seinem Leibarzte, seinem Gelobten, das ist seinem ersten Kammerdiener, und einigen gutwilligen alten Weibern.

Die Favoritin gieng zu der großen Sonne, wo verschiedene Franzosen versammelt waren, um von ihnen Abschied zu nehmen; sie befahl, daß man ihr ihre Kinder von beyderley Geschlechte herbringen mögte, diese redete sie folgendermaßen an:

„Dis ist der Tag, meine Kinder, an dem ich mich euren Armen entreißen muß, um euren Vater zu folgen, der mich im Lande der Geister erwartet. Ich würde meine Pflicht und meine Liebe verletzen, wenn ich mich durch eure Thränen wollte überreden lassen. Ich



## 40 Neue Reisen nach Westindien.

„habe genug an euch gethan, da ich euch unter  
„meinem Herzen getragen, und an meinen  
„Brüsten gesäugt habe. Dürfet ihr weinen,  
„da ihr von meinem Blute herstammt, und  
„mit meiner Milch genährt seyd? Freuet euch,  
„daß ihr Sonnen und Krieger seyd; ihr seyd  
„der ganzen Nation Beyspiele der Standhaf-  
„tigkeit und Tapferkeit schuldig; gehet hin,  
„meine Kinder! ich habe vor alle eure Bedürf-  
„nisse gesorgt, indem ich euch Freunde ge-  
„macht habe. Meine und eures Vaters  
„Freunde sind auch die eurigen. Dis sind  
„die Franzosen; sie haben zärtliche und edel:  
„müthige Herzen, suchet euch ihrer Achtung  
„würdig zu machen, indem ihr nicht aus der  
„Art schlaget, handelt mit ihnen ohne List,  
„und suchet ihren Schutz niemals durch Nie-  
„derträchtigkeit.

„Und Ihnen, meine Herren, fügte sie hin-  
„zu, indem sie sich gegen die Französischen  
„Officiers wendete, Ihnen empfehle ich mei-  
„ne Kinder, die ich als Waisen hinterlasse.  
„Sie allein sollen Vaterstelle bey ihnen vertre-  
„ten: Sie sollen sie beschützen.

Hierauf stand sie auf, und gieng mit ihrer  
Begleitung in die Cabane ihres verstorbenen  
Mannes zurück, mit einer Standhaftigkeit,  
darüber jedermann erstaunte.

Zur Zahl dieser Schlachtopfer gesellte sich auch noch eine vornehme Frau, die durch die Freundschaft, welche sie gegen die gereizte Schlange hegte, bewogen wurde, diesem Prinzen in die andre Welt zu folgen. Die Europäer nannten sie wegen ihres majestätischen Ganges und ihrer edlen Mine die Berühmte, und weil sie nur mit vornehmen Franzosen umgieng, so wurde sie von diesen sehr bedauert. Sie besaß einige Arzeneien, durch die sie vielen von unsern Kranken das Leben gerettet hatte. Dieser traurige Anblick erfüllte alle von unserer Nation, die zugegen waren, mit Betrübniß. Als dieses die Favoritin des Verstorbenen sahe, kam sie mit einem lachenden Gesichte zu ihnen und sagte: „Ich sterbe ohne Furcht, und der Schmerz vergiftet die letzten Augenblicke meines Lebens nicht; ich empfehle Ihnen meine Kinder. Wenn Sie sie sehen, edle Franzosen, so erinnern Sie sich, daß Sie ihren Vater geliebt haben, und daß dieser bis an seinen Tod ein aufrichtiger Freund von Ihrer Nation war, welche er mehr als sich selbst liebte. Es hat dem HErrn des Lebens gefallen, ihn abzurufen, und in wenig Augenblicken werde ich bey ihm seyn; ich werde ihm sagen, daß ihre Herzen, bey dem Anblicke seines todten Körpers, gerührt waren. Betrüben Sie sich nicht, wir werden im Lande der Geister länger  
 C 5 „ger



## 42 Neue Reisen nach Westindien.

„ger gute Freunde sehn als wir es hier gewesen sind, denn darin stirbt man nicht (1).

Diese traurigen Worte lockten allen Franzosen die Thränen in die Augen. Sie hatten aber genug zu thun, die große Sonne zu verhindern, daß er sich nicht selbst tödtete, denn er war über den Tod seines Bruders, auf den er die Last der Regierung gelegt hatte, ganz untröstlich (2). Dieser Prinz wurde ganz wütend, sobald man ihm Widerstand that: er hielt seine Flinte bey der Kolbe, und sein muthmaslicher Nachfolger bey dem Schloß, und hatte das Pulver von der Pfanne verschüttet: Die Cabane war mit Sonnen, Edelleuten und Vornehmen angefüllet (3), die alle für Furcht

(1) An der zu dieser Ceremonie angesetzten Stunde ließ man die Schlachtopfer kleine Kugeln von Toback verschlucken, um sie sinnlos zu machen, und darauf wurden sie erdrosselt. Man legte sie auf den Rücken nieder, die Favoritin zur Rechten, die zweite Frau zur Linken, und die übrigen sofort nach ihrem Range.

(2) Die gereizte Schlange war Generalisimus der Matches im Kriege.

(3) Diese Rangordnungen waren unter den Wilden festgesetzt. Die Sonnen, welche mit der großen Sonne verwandt waren, hatten den ersten Rang, diesen folgten die Edlen und nach diesen die Vornehmen, zuletzt kam der niedrige Pöbel, welcher sehr verachtet war. Die Weiber brachten unter diesen Völkern ihren Männern den Adel zu, wodurch dieser sehr vermehrt wurde.

Furcht zitterten: aber die Franzosen machten allen wieder Muth, indem sie alle Waffen des Fürsten verstecken ließen, und auf die Pfanne seiner Flinte Wasser gossen, dadurch sie auf einige Zeit außer Stand gesetzt wurde Schaden zu thun.

Als die Sonnen sahen, daß das Leben ihres Oberhauptes in Sicherheit war, drückten sie den Franzosen aus Dankbarkeit, doch ohne ein Wort zu sagen, die Hände: es herrschte eine allgemeine Stille, und der Schmerz und die Ehrfurcht hielten alle zurück, die zugegen waren.

Die Gemahlinn der großen Sonne war diese ganze Zeit über vor Schrecken außer sich; man fragte sie, ob sie krank wäre, sie antwortete ganz laut: ja, ich bin es, und hernach leise: „Wenn die Franzosen von hier weggehen, so ist mein Gemahl des Todes, und alle Natches werden ihm folgen. Bleibet also, tapfre Franzosen, denn eure Worte haben die Stärke der Pfeile, denn wer würde sich unterstanden haben das zu thun, was ihr gethan habt; aber ihr seyd seine wahren Freunde, so wie ihr es von seinem Bruder gewesen seyd.“ Das Gesetz befahl der Gemahlinn der großen Sonne ihrem Gatten ins Grab zu folgen, und dies war unstreitig der Bewegungsgrund ihrer Furcht und ihrer Dankbarkeit gegen die Franzosen, daß diese für sein Leben besorgt gewesen waren.

Die große Sonne streckte hierauf die Hände



#### 44 Neue Reisen nach Westindien.

de gegen die Franzosen aus, und sagte: „Meine Herren, mein Herz ist so beklemmt, wie meine Augen finster sind, die, ob sie gleich offen sind, nicht einmal gesehen haben, daß Sie stehen. Mein Mund hat sich nicht geöffnet Sie sitzen zu heissen, aber verzeihen Sie dieses meinem ausserordentlichen Schmerze.

Die Franzosen antworteten ihm: dieß sey nicht der Mühe werth, sie wollten weggehen und ihn allein lassen: aber sie würden seine Freunde nicht mehr seyn, wenn er nicht gleich Befehl geben wollte, daß die Feuer (1) wieder angezündet würden, und wenn er nicht das seinige sogleich in ihrer Gegenwart anzünden ließe; sie würden ihn auch nicht eher verlassen bis sein Bruder beerdigt wäre.

Hier ergriff er allen Franzosen die Hände, und sagte: „Weil alle Chefs und edle Officiers es verlangen, daß ich auf der Erde bleiben soll, so sey es darum, ich will mich nicht tödten; daß man sogleich die Feuer wieder anzünde, ich will erwarten bis mich der Tod wieder mit meinem Bruder vereinigt. „Ich bin alt und will bis an mein Ende hier mit den Franzosen wandeln. Hätten diese mich nicht abgehalten, so wäre ich mit meinem Bru:

(1) Die große Sonne hatte befohlen alle Feuer anzuzuldschen, welches bey diesem Volke nur geschieht, wenn das Oberhaupt der ganzen Nation gestorben ist.

Bruder gestorben, und die Wege wurden mit Todten bedeckt worden seyn.

Dieser Fürst lebte nur noch ein Jahr nach seines Bruders Tode, und sein Enkel folgte ihm in der Regierung. Die Regierung dieses Prinzen war für die Colonie sehr nachtheilig. Aus der Folge dieser Erzählung werden Sie sehen, daß Sie ihre Erhaltung der Mutter dieses Oberhauptes einzig und allein zu verdanken hat; diese preßte von ihrem Sohne das Geheimniß einer allgemeinen Verschwörung wider unsre Nation, die sie vorzüglich liebte, aus.

Doch muß man den Wilden diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß der Entschluß, welchen sie faßten, alle Franzosen zu vertilgen, bei ihnen nicht aus Leichtsinngigkeit oder Unbeständigkeit herkam: die üble Aufführung eines Officiers, der diesen Völkern übel begegnete, die er hätte schonen sollen, machte ihre Wuth rege; freye und ruhige Leute, konnten nicht ertragen, daß sie in dem Lande ihrer Vorfahren, und zwar von Fremdlingen, die sie aufgenommen hatten, unterdrückt wurden. De S. Chepar, dem dieser Posten anvertrauet war, verabsäumete es, sich die Freundschaft der Franzosen und der Wilden, die ihm anvertrauet waren, zu erwerben; er begegnete allen übel, die ihm in seinen sträflichen Absichten nicht behülfslich seyn wollten, und vertraute die wichtigsten Posten Unterofficiers an, die ihm ergeben waren.



#### 46 Neue Reisen nach Westindien.

waren. Sie sehen leicht ein, mein Herr, daß durch Vorziehungen von dieser Art, die der Subordination im Militairstande so sehr zuwider sind, die Ordnung des Dienstes sehr leiden mußte.

M. Dumont, der der nächste Officier nach ihm war, that ihm deswegen Vorstellungen, die aber nicht gehört wurden, und darauf er durch nichts antwortete, als dadurch, daß er ihn arretiren ließ. Sobald dieser wieder frey war, so gieng er nach der Hauptstadt, um sich beyh M. Perrier, der damals Gouverneur von Louisiana war, über diese Begegnung zu beklagen. M. de Chepar wurde zurück berufen, um sich wegen seiner Aufführung zu verantworten. Er stand auf den Point casirt zu werden; aber seine Ränke und seine Freunde erhielten ihn: er wurde losgesprochen, und zu seinem Kommando zurück geschickt.

Diese Demüthigung besserte ihn nicht, er führte sich auf wie zuvor, machte, daß ihn die Franzosen und die Wilden gleich verabscheueten, und trieb diese letzten endlich aufs äußerste. M. de Chepar war so eifrig sein Glück in kurzer Zeit zu machen, daß er der Sonne eines Dorfes, welches la Pomme hieß, befahl, dieß Dorf mit seinen Unterthanen zu räumen, und das Terrein ihm zu überlassen, weil er daselbst eine Plantage anlegen wollte, die ihm sehr beträchtliche Einkünfte hätte einbringen müssen. Dieser Cacique stellte ihm  
vor,

vor, die Gebeine seiner Vorfahren ruheten allhier: aber seine Einwendungen waren vergebens; der französische Kommandant befahl der großen Sonne dies Dorf räumen zu lassen, und drohete ihm sogar, ihn geschlossen nach Neuorleans zu schicken, wenn er nicht gleich gehorchen würde. Er stand in der thörichten Einbildung, er könne diesem Oberhaupte der Nation, wie einem Sklaven begegnen, und bedachte nicht, daß er mit einem Manne zu thun hatte, der gewohnt war zu befehlen, und dessen Gewalt über seine Unterthanen unumschränkt war.

Die große Sonne hörte ihn an, und gieng von ihm weg, ohne sich seinen Zorn merken zu lassen; er versammelte seinen Rath, darin beschlossen wurde, dem Herrn von Chepar die Vorstellung zu thun, man müsse vorher ein neues Dorf anlegen, ehe man das alte räumen könnte, und hierzu würden zwey Monate erfordert.

Diese Entschliessung ließen sie dem Kommandanten durch einige Abgeordnete eröffnen, denen er sehr übel begegnete, und ihnen mit den härtesten Strafen drohete, wenn man ihm nicht das Dorf binnen einer sehr kurzen Zeit einräumete. Diese Antwort wurde der Versammlung zurück gebracht: worauf die Politik dieser Greise beschloß: man müsse suchen Zeit zu gewinnen, und unterdessen auf Mittel denken, wie man sich diese unangenehmen Gäste,  
die



#### 48 Neue Reisen nach Westindien.

die sich zu ihren Tyrannen aufwürfen, vom Halse schafte. Weil sie wußten, daß M. de Chepar sehr geizig war, so schlugen sie vor, von ihm, unter der Bedingung, noch einige Monate Aufschub zu verlangen, daß ihm während dieser Zeit jede Cabane einen Tribut an Indianischem Korne, Feder-Wildpret und Fellen bezahlen sollte. Sein Geiz machte, daß er in dies Netz fiel; er nahm diesen Vorschlag an, doch gab er vor, er thäte es nur, um der Nation dadurch gefällig zu seyn, die er deswegen liebte, weil sie immer in Freundschaft mit den Franzosen gelebt hätte.

Das Oberhaupt der Wilden ließ sich durch diesen Schein der Uneigennützigkeit nicht blenden; er ließ sich seinen Rath nochmals versammeln, und eröffnete ihnen, der verlangte Aufschub sey zugestanden, und man müsse nun darauf bedacht seyn, ihn gut anzuwenden, und auf Mittel denken, sich von einer lästigen Abgabe, und vornemlich von dem tyrannischen Joche der Franzosen zu befreien. Er stellte ihnen vor, diese Unternehmung erfordere ein unverlegliches Stillschweigen, gründliche Massregeln, und vornemlich viel Vorstellung; er empfahl ihnen, den Franzosen unterdessen noch mehr Freundschaft und Zutrauen zu bezeigen, über dasjenige, was zu thun wäre, reiflich nachzudenken, und sich wieder zu versammeln, sobald sie einen Anschlag würden ausfindig gemacht haben, von dem man einen guten Ausgang

gang gewiß hoffen dürfte. Fünf oder sechs Tage berathschlagten sich diese edlen Greise unter einander, und versammelten sich hierauf wieder, in der einstimmigen Entschliessung, alle Franzosen zu ermorden. Der älteste in der Versammlung führte das Wort, und hielt, nachdem er ihr Oberhaupt begrüßt hatte, folgende Rede:

„Wir sind schon seit langer Zeit überzeugt, daß die Nachbarschaft der Franzosen uns mehr Schaden als Nutzen bringt; wir Alten sehen es ein, aber unsre Jugend will es nicht sehen. Die Waaren aus Europa gefallen den jungen Leuten, aber wozu dienen sie im Grunde? die Sitten der Nation zu verderben, und unsre Weiber und Töchter zu verführen und sie stolz und eitel zu machen. Die Jünglinge befinden sich in eben dem Falle; die Ehemänner müssen sich todts arbeiten, um die prächtige Lebensart ihrer Weiber zu unterhalten. Ehe die Franzosen in unser Land kamen, waren wir Menschen, wir begnügten uns mit dem was wir hatten, und wandelten unsern Weg ohne Furcht, denn wir waren damals unsre eignen Herren; aber jezo tappen wir furchtsam und fürchten uns Dornen zu finden; wir gehen wie Sklaven, wir werden es auch bald seyn, denn sie begegnen uns schon als ob wir solche wären. Wenn sie werden stark genug seyn, so werden sie uns nicht mehr schonen, sondern uns Fessel anlegen: hat nicht ihr

D

Ans



50 Neue Reisen nach Westindien.

„Anführer unserm Oberhaupte schon mit die-  
„sem Schimpfe gedrohet, und ist der Tod nicht  
„besser als die Knechtschaft? „

Hier machte der Redner eine Pause, und  
fuhr, nachdem er sich erholet, fort:

„Worauf warten wir? wollen wir die  
„Franzosen sich vermehren lassen, bis wir nicht  
„mehr im Stande sind ihnen zu widerstehen?  
„Man hält uns für die klügsten unter den ro-  
„then Menschen. Was werden die andern Völ-  
„ker sagen? Sie werden sagen, daß wir die  
„dämlichsten sind. Warum wollen wir also  
„länger warten? Lasset uns uns in Freiheit  
„setzen und zeigen, daß wir wahre Menschen  
„sind: wir wollen heut anfangen uns dazu anzu-  
„schicken, unsre Weiber sollen uns Lebensmit-  
„tel in Vorrath anschaffen, ohne zu wissen zu  
„welcher Absicht. Lasset uns die Friedensopfer-  
„se an alle Völker dieses Landes schicken, und  
„ihnen sagen, daß die Franzosen nichts anders  
„im Sinne haben, als unser Land zu erobern:  
„da sie in unsrer Nachbarschaft am stärksten  
„sind, so werden wir die ersten seyn, die ihre  
„Kette tragen müssen, und wenn sie mächtig  
„genug seyn werden, so wird die Kette auch  
„an alle übrige Völker kommen. Lasset uns  
„ihnen zeigen, wie sehr sie verbunden sind die-  
„sem Unglück vorzubeugen. Man kann es  
„aber nicht verhindern, als nur dadurch, daß  
„wir sie alle ausrotten. Es müssen sich alle  
„Völker mit uns zur Ausführung dieses Vor-  
habens

„habens vereinigen, und die Franzosen müß-  
 „sen an einem Tage und an einer Stunde, an  
 „allen Orten zugleich, vernichtet werden: die  
 „Zeit dieses allgemeinen Blutbades sey der Tag,  
 „an dem der Aufschub zu Ende gehet, den uns  
 „ihr Chef zugestanden hat; auf diese Art kön-  
 „nen wir uns von dem Tribute befreien, den  
 „wir uns aufgelegt haben, und dasjenige wie-  
 „der erhalten, was wir ihnen haben geben müß-  
 „sen. In diesem großen Tage der Freyheit  
 „müssen unsre Krieger mit ihren Feuerrohren  
 „bewafnet seyn; die Matches müssen sich unter  
 „die Franzosen mengen, es werden allemal  
 „vier von unsrer Nation, gegen einen von den  
 „ihrigen seyn; wir wollen ihnen Gewehr und  
 „Pulver, unter dem Vorwande einer allge-  
 „meinen Jagd, die wegen eines großen Festes  
 „gehalten würde, abborgen und ihnen Wild-  
 „pret versprechen. Die Flintenschüsse, wel-  
 „che bey dem Fort geschehen sollen, werden das  
 „Zeichen seyn, auf welches alle über die Franz-  
 „osen herfallen. Um von diesem Coup allen  
 „möglichen Vortheil zu ziehen, wird erfordert,  
 „daß die übrigen Nationen unserm Beispiele  
 „folgen, und in ihren Provinzen die Franzo-  
 „sen in eben dieser Stunde ermorden. Damit  
 „kein Irrthum vorgehe, müssen Bündel  
 „Stöcker von gleicher Anzahl gemacht und je-  
 „der Nation eines gegeben, und eines hier be-  
 „halten werden; sie sollen die Anzahl der Ta-  
 „ge bemerken, die man noch warten muß.



## 52 Neue Reisen nach Westindien.

„Jeden Morgen muß ein Stock ins Feuer ge-  
 „worfen werden, und wenn nur noch einer  
 „übrig bleibt, so ist der Tag des Blutbades  
 „gekommen: es soll sich anfangen, wenn das  
 „erste Viertel des Tages (das ist Morgens  
 „um neun Uhr) vorbey ist. Wir wollen alle  
 „auf einmal und von allen Seiten über unsre  
 „Tyrannen herfallen. Wenn wir diese erst aus-  
 „gerottet haben, so wird es leicht seyn, die-  
 „jenigen, welche aus dem alten Lande über die  
 „See kommen, zu verhindern, daß sie sich  
 „bey uns nicht fest setzen können. Vornemlich  
 „wird darauf zu sehen seyn, daß täglich genau  
 „ein Stock aus dem Bündel ausgezogen wer-  
 „de, und wir wollen hierzu einen Mann wähl-  
 „en, auf dem man sich verlassen kann, und  
 „die benachbarten Völker bitten, daß sie ein  
 „gleiches thun. „

Hier schwieg der Redner stille, und die  
 Versammlung billigte seinen Vorschlag, vor-  
 nehmlich gab ihm der Cacique aus dem Dorfe  
 la Pomme seinen Beyfall. Dieser war beson-  
 ders von dem Herrn Chepar beleidigt und man  
 suchte ihn zu rächen. Aus Furcht, daß er seiner  
 Rache verfehlen möchte, hielt er der Versamm-  
 lung die übeln Folgen vor, wenn die Sache verrä-  
 then würde, und vermochte die Versammlung zu  
 dem Entschlusse, daß die Verschwörung sogar  
 vor den Weibern der Caciquen verborgen ge-  
 halten werden sollte. Nun war noch übrig,  
 das Oberhaupt der Nation zu bewegen, daß

es diesen Entschluß genehmigte. Ob die obers-  
 te Sonne schon sehr geneigt war sich die Fran-  
 zosen vom Halse zu schaffen, so schien ihm doch  
 dieses Vorhaben zu grausam. Der Cacique  
 aus dem Dorfe la Pomme übernahm es ihm  
 dazu zu vermögen. Er war dafür bekannt, daß  
 er einen sehr richtigen und durchdringenden Ver-  
 stand hatte, und stand deswegen bey der Na-  
 tion in großem Ansehen. Er stellte der großen  
 Sonne die Nothwendigkeit dieses Schrittes vor,  
 indem er ihm zeigte, was er selbst zu befürch-  
 ten hätte. Der französische Commandant hat-  
 te ihm gedrohet ihn zu verjagen. Das Ober-  
 haupt war jung, und deswegen leicht zu über-  
 reden und die Geschicklichkeit desjenigen, den  
 er vor sich hatte, machte, daß er den Vorschlag  
 billigte. Als den folgenden Morgen die Son-  
 nen kamen ihren Oberherrn zu begrüßen, be-  
 fahl er ihnen, sich nach dem Dorfe la Pomme zu  
 begeben, doch ohne sich merken zu lassen, daß  
 es auf Befehl geschehe. Dies geschah pünct-  
 lich und der listige Cacique dieses Dorfes über-  
 redete sie alle mit in die Verschwörung zu tre-  
 ten. Man versammelte sogleich einen Rath von  
 Sonnen und Greisen aus dem Adelstande:  
 hierin wurde dieser Entschluß noch einmal un-  
 tersucht, und von allen einstimmig angenom-  
 men. Man ernannte aus den Alten die Ge-  
 sandten an die übrigen Nationen, und gab die-  
 sen Krieger zur Bedeckung mit, und es wurde  
 bey Lebensstrafe verbothen, von dieser Sache



## 54 Neue Reisen nach Westindien.

gegen wen es auch sey, das geringste zu reden. Die Gesandten reiseten hierauf alsobald, ohne daß die Franzosen das geringste davon wußten, ab.

Des tiefen Stillschweigens ungeachtet, welches man in dieser Sache beobachtete, wurde das Volk durch die Rathsversammlungen der Sonnen und Alten aus dem Adel beunruhigt. Es ist in allen Ländern der Erde nichts ungewöhnlichs, daß sich die Unterthanen bemühen, die Geheimnisse des Hofes zu errathen, doch konnte die Neugierde des Volks nicht befriedigt werden: die Sonnen, oder Prinzessinnen hatten unter dieser Nation allein das Recht nachzufragen, warum man etwas vor ihnen verborgen hielt. Die Gemahlinn des jungen obersten Caciquen, welche nur 18 Jahr alt war, bekümmerte sich wenig darum: aber die Mutter des Souverains, die der gereizte Arm genannt wurde, eine Frau von vielem Verstande, (welches sie selbst wohl wußte) empfand es übel, daß man etwas vor ihr heimlich hielt. Sie bezeugte hierüber ihrem Sohne ihre Unzufriedenheit, welcher ihr antwortete: diese Gesandtschaften waren abgeschickt, um das gute Vernehmen mit den benachbarten Völkern zu verneuern, denen man schon lange die Friedenspeife hätte zuschicken müssen, und die sich durch diese Nachlässigkeit beleidigt hielten. Diese Entschuldigung besänftigte die Prinzessin, aber sie benahm ihr ihre Unruhe nicht. Diese

ver-

vermehrte sich vielmehr, als sie sah, daß sich die Sonnen, nach der Zurückkunft der Abgesandten, heimlich versammelten, und von diesen zu erfahren, wie sie wären aufgenommen worden: da dieses sonst gewöhnlich öffentlich geschah.

Dies Verfahren brachte die Prinzessin in Zorn: wie, sagte sie zu sich selbst, man verheult vor der ganzen Nation, was sie wissen soll, und man verheult es auch selbst vor mir! Ihr Zorn würde sogleich ausgebrochen seyn, wenn ihn die Klugheit nicht unterdrückt hätte. Dies war den Franzosen ihr Glück, daß sie sich für verachtet hielt. Sie besürchtete mit Recht, daß, wenn sie sich ihren Verdruß merken liesse, man das Geheimniß um desto sorgfältiger vor ihr verbergen würde, und ihre Klugheit gab ihr ein gewisses Mittel an die Hand, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie beredete ihren Sohn, sie nach dem Dorfe la Pomme zu einer Verwandtinn zu begleiten, die, wie man sagte, sehr krank war. Sie führte ihn den weitesten Weg dahin, unter dem Vorwande, er sey der schönste, aber in der That, weil er von wenig Leuten betreten wurde. Sie hatte Einsicht genug zu muthmaßen, daß der Bewegungsgrund dieses Geheimnisses daher rührte, daß man etwas böses wider die Franzosen ins Schilde habe, und die außerordentliche Beschäftigung des Caciquen aus dem Dorfe la Pomme bekräftigte diese Muthmaßung. Als sie



## 56 Neue Reisen nach Westindien.

sich mit ihrem Sohne an einem einsamen Ort befand, redete sie ihn also an:

„Hier wollen wir uns niedersetzen, ich bin  
 „müde, und habe dir überdas etwas zu sagen.  
 „Als sie sich gesetzt hatten, fuhr sie fort, öffne  
 „deine Ohren mich zu hören; ich habe dich nie  
 „mals gelehrt zu lügen, sondern habe dir immer  
 „gesagt, daß ein Lügner nicht werth ist ein  
 „Mensch zu seyn, und daß einer von den Sön-  
 „nen, welcher lüget, die äußerste Verachtung,  
 „auch sogar von den Weibern, verdienet; als  
 „so hoffe ich, du wirst mir die Wahrheit sa-  
 „gen. Sage mir also, sind nicht alle Sön-  
 „nen Brüder? und dennoch verbergen sich alle  
 „Sonne vor mir, als ob meine Lippen zer-  
 „schnitten wären, und ich meine Zunge nicht  
 „zwingen könnte, oder kennest du mich, daß  
 „ich ein Weib bin, die im Schlafe redet.  
 „Ich bin in Verzweiflung, daß ich mich von  
 „meinen Brüdern muß verachtet sehen, vor-  
 „nemlich aber von dir. Wie! hast du nicht  
 „unter meinem Herzen gelegen? Hast du nicht  
 „meine Brüste gesogen? Habe ich dich nicht  
 „mit meinem Blute genähret, und schlägt  
 „nicht mein Blut in deine Adern? Würdest  
 „du ein Fürst seyn, wenn du nicht mein Sohn  
 „wärest? und hast du schon vergessen, daß du,  
 „ohne meine Fürsorge, schon lange würdest  
 „gestorben seyn? Alle Welt sagt dir mit mir,  
 „daß

„daß du der Sohn eines Franzosen bist (1):  
 „aber liebt mich heute mein eigenes Blut mehr  
 „als das Blut der Ausländer. Ich gehe heut:  
 „te neben dir wie eine Hündin, ohne daß du  
 „auf mich siehest, und ich wundere mich, daß  
 „du mich nicht mit dem Fusse von dir stößest.  
 „Ich erstaune nicht, daß die andern sich vor  
 „mir verbergen: aber wie kannst du es, du,  
 „der du mein Sohn bist? Hast du jemals in  
 „unserm Volke gesehen, daß ein Sohn gegen  
 „seine Mutter ist mißtrauisch gewesen? Du  
 „bist der einzige von dieser Art. Wie! so vie:  
 „le Bewegungen in der Nation, ohne daß ich  
 „die Ursach davon weiß, die ich die Mutter des  
 „Oberhauptes bin? Fürchtest du dich, daß ich  
 „dich abhalte, und zum Sklaven der Franzos:  
 „sen mache, wider die ihr etwas im Schilde  
 „führet? O wie müde bin ich dieser Verach:  
 „tung und des Lebens mit Undankbaren. „

Diese Rede drang ihrem Sohne durchs  
 Herz, er wurde erweicht, vergoß Thränen.

D 5 und

(1) Diese Fürstinn hatte lange einen Officier von  
 unsrer Nation geliebt, und man zweifelte gar  
 nicht, daß er der Vater der großen Sonne sey,  
 welches aber der Ehrfurcht nichts benahm, die  
 seine Unterthanen gegen ihn hegten, denn es  
 gaben in diesem Volke, wie ich schon angemerkt  
 habe, die Mütter ihren Söhnen den Adel,  
 und sie waren zufrieden, wenn sie die Mutter  
 eines Menschen wußten, und bekümmerten sich  
 sehr wenig darum, wer sein Vater seyn mochte.



## 58 Neue Reisen nach Westindien.

und hörte diese Verweise mit einer den Amerikanern gewöhnlichen Gelassenheit, und der Ehrfurcht, die er seiner Mutter schuldig war, an, und gab ihr folgende Antwort: „Deine  
 „Verweise sind Pfeile, die mein Herz durch-  
 „bohren; ich habe dir nie verächtlich begegnet,  
 „aber hast du jemals gehört, daß man das  
 „offenbaren dürfte, was die Greise in ihrer  
 „Versammlung beschlossen? ist die Verschwie-  
 „genheit nicht eine Pflicht aller Menschen,  
 „und soll ich nicht, weil ich ein Fürst bin,  
 „andern hierin ein Exempel geben? Man ist  
 „gegen meine Gemahlinn sowol geheimnißvoll  
 „gewesen als gegen dich. Ob ich schon der  
 „Sohn eines Franzosen bin, so hat man doch  
 „kein Mißtrauen in mich gesetzt. Man hat  
 „wohl vermuthet, daß dein großer Geist das  
 „Geheimniß errathen würde, da man es aber  
 „vor meiner Gemahlinn verbarg, wie konnte  
 „man es dir entdecken. Weil du alles erra-  
 „then hast, so kann ich dir nichts mehr sagen,  
 „du weißt so viel als ich, verschliesse deinen  
 „Mund. Ich war nicht bekümmert darum,  
 „gab sie ihm hierauf zur Antwort, gegen wen  
 „ihr so viele Vorsicht gebrauchtet; da es aber  
 „wider die Franzosen gehet, so fürchte ich, ihr  
 „habet keine gute Masregeln, sie zu überra-  
 „schen, ergriffen. Denn ich weiß, daß sie  
 „sehr klug sind, ob schon ihr ißiger Befehls-  
 „haber wenig Verstand zeigt; sie sind tapfer,  
 „und haben Waaren genug die Krieger der  
 „be-

„benachbarten Völker wider uns zu erkaufen.  
 „Wenn ihr es nur mit rothen Menschen zu  
 „thun hättet, so würde ich ruhig schlafen.  
 „Ich bin nicht mehr jung, und das Leben ei-  
 „ner alten Frau hat wenig zu bedeuten, aber  
 „das deinige ist mir lieb. Wenn eure Greise  
 „glauben, es sey so leicht die Franzosen, wie  
 „die Amerikaner, zu überfallen, so haben sie  
 „sich gewaltig betrogen. Die Franzosen ha-  
 „ben Hülfsmittel, die uns fehlen, du weißt,  
 „sie besitzen das redende Zeug, (so nennen sie  
 „das Papier).

Ihr Sohn antwortete ihr: sie habe wegen  
 der genommenen Masregeln nichts zu befürch-  
 ten, und nachdem er sie von allem unterrichtet  
 hatte, was ich erzählt habe, so setzte er noch  
 hinzu, daß das Bündel Stöcker auf einem Ti-  
 sche im Tempel läge.

Nachdem die Prinzessin alles erfahren  
 hatte, was sie zu wissen verlangte, so stellte sie  
 sich, als ob sie alles billigte, ließ hernach ihren  
 Sohn in Ruhe, und war nur auf Mittel be-  
 dacht, dieses barbarische Vorhaben zu hinter-  
 treiben; die Zeit war kurz, und der Tag, dem  
 man zu diesem grausamen Blutbade angesetzt  
 hatte, rückte herben.

Diese Frau, die sich nicht entschließen konn-  
 te, alle Franzosen durch die Verschwörung der  
 Natches an einem Tage umkommen zu sehen,  
 dachte darauf, wie sie dieselben benachrichtig-  
 te, daß sie auf ihrer Hut seyn möchten. Hier:  
 zu



## 60 Neue Reisen nach Westindien.

zu bediente sie sich einiger jungen Mädgens, die Franzosen zu Liebhabern hatten, und befahl denselben ausdrücklich, niemanden zu sagen, daß diese Nachricht von ihr herkäme.

Herr Mace, Fähndrich bey der Garnison auf dem Fort, erhielt auf diese Art einige Nachricht von einer jungen Wilden, die ihn liebte, sie sagte ihm mit Thränen: ihre Nation sey willens alle Franzosen zu ermorden. M. Mace erstaunte hierüber, und befragte das Mädchen weiter: ihre ungekünstelten und aufrichtigen Antworten und ihr zärtlicher Schrecken ließen ihn nicht weiter an der Wahrheit der Verschwörung zweifeln, er gieng sogleich hin den M. de Chepar davon zu benachrichtigen, der ihn in Arrest schickte, weil er hätte wollen einen falschen Alarm verursachen. Sieben Einwohner, die auch Nachricht davon bekommen hatten, und sich Erlaubniß ausgebeten, sich mit Gewehr zu versehen, um sich wider alle Ueberfälle zu sichern, wurden ins Gefängniß geworfen. Der Kommandant hielt alle diese für furchtsame, und erzürnte sich, daß man ihm Mißtrauen gegen eine Nation einzuschößen suchte, die ihm so viel Ergebenheit bezeugte. Die Richtigkeit, mit der man die Abgaben bezahlte, machte ihn sicher, er vermuthete diese Politik der Wilden nicht, und ließ sich durch die Verachtung, in der sie bey ihm standen, verblenden, zu glauben, daß Menschen von dieser Art so vieler List nicht fähig wären.

Die

## Neue Reisen nach Westindien. 61

Die Sonne, der gereizte Arm, sahe mit Schmerzen, daß ihre Sorgfalt, die Franzosen zu erhalten, vergebens war, und sie entschloß sich, ihnen auch wider ihren Willen zu dienen. Da sie nicht alle erhalten konnte, so war sie wenigstens auf Mittel bedacht, die Menge der Schlachtopfer zu verringern. Zu diesem Ende schlich sie sich heimlich in den Tempel, und zog, ohne daß es die Priester merkten; einige Stöcker aus dem fatalen Bündel, in der Absicht, die zur Ausführung der Verschwörung angelegte Zeit zu verkürzen. Sie sahe wol ein, daß, wenn die Natches die Franzosen ermordeten, die Nachricht hiervon denen Franzosen, die unter den andern Nationen wohnten, bald zu Ohren kommen würde, und daß diese alsdenn nicht ermangeln würden auf ihrer Hut zu seyn. Dies einzige Mittel, welches sie hatte ergreifen können, gieng glücklich von statten. Die Natches kamen an den letzten Stock, ohne zu merken, daß sie hintergangen waren, und fiengen, in der Ueberzeugung, ihre Bundesgenossen würden ein gleiches thun, das Blutbad, zu dem sie sich vorbereitet hatten, herzhast an.

Im Jahr 1720 den 28 Dec. Morgens um 8 Uhr hatten sich die Wilden unter den Franzosen ausgebreitet. Einige Flintenschüsse, die das Zeichen seyn sollten, geschahen vor der Wohnung des M. de Chepar, und alsobald fielen alle über die Franzosen her.

Die



## 62 Neue Reisen nach Westindien.

Die Herren Kolly, erste Commissaires der indianischen Compagnie, wurden zuerst ermordet. Das einzige Haus des Herrn de la Voire des Ursins that einigen Widerstand, und seine Leute tödteten 8 Natches, ehe sie überwunden wurden. M. des Ursins, der eben ausgeritten war, eilte bey dem ersten Flintenschusse wieder nach Hause, er fiel aber unter einen Haufen von Wilden, und wurde, nachdem er sich tapfer aewehret, und vier von ihnen getödtet, mit Pfeilen zu todte geschossen; und dies war bey nahe alles was ihnen dieser Ueberfall kostete. Sie tödteten an zwey tausend Menschen, und ihrer Wuth entkamen nur 20 Franzosen und 5 oder 6 Negeren, davon noch die meisten verwundet waren. 150 Kinder, 90 Frauen und eben so viel Negers wurden zu Sclaven gemacht, in der Hoffnung, sie an die Engländer in Carolina zu verkaufen.

Während dieses Blutbades saß die große Sonne ganz ruhig unter einem Schoppen der Compagnie. Man brachte ihm zuerst den Kopf des französischen Kommandanten, und hernach aller vornehmen Franzosen, die er um den ersten herum sehen ließ. Die Köpfe aller übrigen wurden auf Pfäle gesetzt; die Leiber blieben unbegraben liegen und wurden eine Beute der Raubvögel. Den schwangern Weibern schnitten sie die Bäuche auf und erwürgten alle die, welche Kinder an der Brust hatten, weil ihnen die Thränen und das Geschrey derselben

unerträglich war. Die übrigen machten sie zu  
Sclaven und begegneten ihnen auf das allerun-  
anständigste.

Einige wollen behaupten, M. de Chepar  
habe den Schmerz erdulden müssen, ein Zu-  
schauer dieses erschrecklichen Blutbades zu seyn,  
und sey erst zuletzt ermordet. Er erkannte nun-  
mehr, aber zu spät, daß die Nachrichten, die  
man ihm gegeben, gegründet gewesen. Die  
Wilden sagten ihm: ein Hund, wie er, sey  
unwürdig von der Hand eines Kriegers zu ster-  
ben, und übergaben ihm dem niedrigsten Völ-  
kel, die ihn mit Pfeilen erschossen, und ihn  
hernach den Kopf abhackten.

Dies war das Ende eines Mannes, der  
nur seinem Eigensinne, seiner Grausamkeit und  
seinem Ehr- und Geldgeize folgte. Da kein  
Franzose von denen, die bey seinem Tode zu-  
gegen gewesen, der Grausamkeit der Wilden  
entgangen, so kann man nicht gewiß wissen,  
was für eine Todesart sie ihm angethan haben;  
genug, er hatte mit Völkern zu thun, die von  
Natur grausam sind, und die er beleidigt hat-  
te. Eine sanfte Regierung würde sie an den  
Franzosen geneigt gemacht haben, die von die-  
sem Volke große Vortheile zogen: aber so zie-  
het oft die ungeschickte Aufführung eines Men-  
schen den Untergang einer ganzen Colonie nach  
sich. Man kann nicht vorsichtig genug in der  
Wahl derjenigen seyn, denen man das Kom-  
mando in diesen Ländern anvertrauet. Man  
mag

Wintar



## 64 Neue Reisen nach Westindien.

mag sich von den Wilden vorstellen, was man will, so sind sie nicht immer leicht zu gouverniren. Man muß Klugheit anwenden, sich ihr Wohlwollen zu erwerben, und man beleidigt sie nicht ungestraft. Diese Geschichte ist ein Beweis davon. Die Verschwörung der Natches war gewiß mit vieler List angezettelt, und wie unglücklich würde sie nicht für uns gewesen seyn, wenn nicht die Vorsehung besonders über uns gewacht hätte. Man war in der That der Prinzessin der gereizte Arm vielen Dank schuldig, aber es ist nicht recht bekannt, wie man sie belohnt hat.

Die Nationen, welche mit in der Verschwörung der Natches waren, und von der List, die bey diesen die Ausführung beschleunigt hatte, nichts wußten, glaubten verrathen zu seyn. Die Nation Chacta bildete sich ein, die Natches hätten ihnen keinen Antheil an der französischen Beute lassen wollen, und um den Franzosen zu zeigen, daß sie keinen Antheil an der Verschwörung gehabt, vereinigten sie sich mit ihnen wider jene. Die Natches lieferten sogleich die französischen Weiber und Neger, die sie zu Sklaven gemacht, wieder aus; einige Zeit hernach wurden sie in ihren Verschanzungen angegriffen, sie entflohen aber, während eines heftigen Ungewitters, und verließen ihr Land. Man bekam ungefähr 1000 von ihnen gefangen, die nach Neuorleans gebracht, und hernach auf der Insel Domingo verkauft wurden.

## Neue Reisen nach Westindien. 65

wurden. Unter diesen war auch die große Sonne, seine Gemahlinn und Mutter, von denen man die angeführten Umstände erfuhr. Er mißbilligte dieses Blutbad, und sagte, seine Nation habe seine Jugend zu diesem Schritte verführt: er hätte die Franzosen immer geliebt, und seine Nation wäre durch die übele Begegnung des französischen Kommandantens, gegen ein freyes Volk, zu diesem verzweifelten Schritte gebracht. Die Franzosen begnügten sich mit diesem Bekenntnisse, und hielten ihn und seine Gemahlinn und Mutter sehr gut: weil sie aber von ihrem Volke entfernt leben mußten, so starben sie bald alle vor Kummer. Seit dieser Zeit ist dies Land unbewohnt; und die Natches, welche zu schwach waren, den Franzosen zu widerstehen, sind zu den Tchicachats geflohen, wo sie eine Freystadt gefunden.

Wir haben hier noch immer ein Fort, aber die Colonie ist von weniger Bedeutung. Ein Mittel, sie wieder in Flor zu bringen, würde seyn, daß man andere Wilde ins Land zöge. Dies ist alles merkwürdige, was ich Ihnen von diesem Lande erzählen kann. Ich werde bald wieder von hier abgehen, und meine Reise fortsetzen, und ich schliesse diesen Brief mit der Versicherung, daß ich allzeit seyn werde, Mein Herr &c.

Aus dem Lande der Natches den 10ten  
Sept. 1751.



#### IV. Brief.

An eben denselben.

Ankunft des Autors bey den Aikankas. Ers  
bärmlicher Tod der Leute des Ferdinand  
Soto. Betrachtung über die Narrheit  
derjenigen, die einen goldnen Berg ges  
ucht. Ursprung des Dorado. Kurze  
Nachricht von dem Tode des  
M. de la Salle.

Mein Herr!

Nachdem wir ungefähr 120 Meilen Nord-  
wärts von den Natches auf den Missis-  
sippi herauf gerudert, ohne auf dieser ganzen  
Reise eine Plantage anzutreffen, so kamen wir  
zu einer Nation, die wegen ihrer Anhänglich-  
keit an die Franzosen berühmt ist, und die schon  
vor Zeiten durch die Unternehmung des Ferdi-  
nand von Soto bekannt geworden ist. Ich  
habe mit einem alten Wilden, der das Ober-  
haupt dieses Landes ist, geredet, dieser sagte  
mir: er habe im Jahr 1682. den M. de la  
Salle hier gesehen, als dieser den großen Fluß  
S. Louis, der gemeiniglich Mississippi, und  
von den Wilden Meschassipi, das ist alle Flüsse  
oder

oder der große Fluß, genannt wird, untersuchte.

M. de la Salle besuchte diese Nation, als er den Fluß herunter schiffte: er machte Freundschaft mit ihr und nahm das Land im Namen Ludwig XIV. im Besitz. Nachdem er hier ein Kreuz und das Französische Wappen aufgerichtet, so schiffte er mit dem Strome, der sich in den großen Mexicanischen Golfo ergießt. An seiner Mündung nahm er die Höhe und fand sie 29 Grade Norderbreite. Hernach schiffte er den Fluß wieder herauf, bis an den Fluß in Neu Frankreich; von hier gieng er wieder nach Canada und hernach nach Frankreich zurück.

Bei seiner Ankunft bey Hofe machte er seine Entdeckungen dem Herrn Colbert und Seignelai bekannt, die ihm ein Patent vom Könige auswürkten, darin enthalten war, daß alle Länder, die er von Neu Biscaya bis nach Neu Frankreich entdecken würde, und alle Einwohner in denselben, so wol Franzosen als Wilde, unter seinen Befehlen stehen sollten.

Zu eben diesem Volke, die Atankas genannt werden, kam M. Joutel, als dieser, nach dem Tode des M. de la Salle, mit Wegweisern auf die Entdeckung des Flusses Mississippi ausgegangen war. Dieser Officier ist der einzige, der hiervon zuverlässige Nachrichten geliefert. Ich glaube Ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich Ihnen einen kurzen Auszug



## 68 Neue Reisen nach Westindien.

daraus mittheile. Sie werden darin die Geschichte des M. de la Salle und das Ende seiner unglücklichen Unternehmung finden.

Von der Geschichte des Ferdinand von Soto, will ich nur etwas weniges beibringen. Die Universalhistorie von Westindien berichtet uns, daß dieser große Capitain, der durch die Eroberung von Peru reich und stolz geworden, und seine Hände mit dem Blute der unglücklichen königlichen Familie der Inkas besudelt, in dieses Land, mit den tapfersten von seinen Truppen, einzudringen gesucht, um die Völker an dem Flusse, von denen ich Ihnen unten eine Beschreibung geben werde, unter das Joch zu bringen. Aber er kannte das Innere dieses weitläufigen Landes ganz und gar nicht, und stand in der Einbildung, daß er hier eben solche weibische Völker antreffen würde, wie er in dem südlichen America gefunden hatte; allein er fand sich in seiner Hoffnung betrogen, einen Theil seiner Truppen schlugen die Wilden mit Keulen zu tode, schunden die vornehmsten Officiers und hängten ihre Häute an den Thüren ihrer Tempel auf. Dies jagte den übrigen Spaniern eine solche Furcht ein, daß sie sogleich wieder zu Schiffe, und nach Europa zurück giengen.

Ferdinand von Soto starb, wie der Geschichtschreiber sagt, vor Schaam über den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung im Jahr 1543, und von dieser Zeit bis 1682 ist kein

kein Europäer in dieses schöne Land gekommen.

Das Schicksal des M. de la Salle ist nicht glücklicher gewesen, als des Ferdinand de Soto seines.

Es ist keine Tugend so rein, die nicht sollte einige Flecken haben; dis ist das Loos der Menschlichkeit, und, was noch demüthigender ist, die größten Eigenschaften sind oft mit den größten Lastern vergesellschaftet. Dis soll der kurze Auszug aus dem Journal des M. de Joutel, den ich hier liefern will, bestätigen.

Herr Robert Cavalier de la Salle gieng den 24 Julii 1684, mit einem Geschwader von 4 Schiffen, die der Schiffshauptmann M. de Beaujeu anführte, von Rochelle unter Segel. Man brachte zu Rochefort 225 Personen, 30 Freywillige (1), einige Edelleute und eine Anzahl angenommene Handwerker und Mädgens auf diese Flotte. Herr de la Salle war mit auf dem Schiffe des M. de Beaujeu, gegen den er nicht das allgeringste Zutrauen blicken ließ. Auf alles, was ihm dieser Officier vortrug, antwortete er niemals etwas anders, als daß er  
E 3 mit

(1) Unter diesen waren drey Geissliche von S. Sulpice, davon der eine ein Bruder des M. de la Salle und die andern zwey seine Vettern waren, überdas 4 Franciscaner, die eine Mission bey den Wilden anfangen sollten. Er hatte auch zwey Neveux mit Morauget und Cavelier 14 Jahr alt.



mit einem sehr hohen Tone sagte: dis ist gewiß nicht die Absicht des Königs. Dis war gewiß nicht der Weg, einen Menschen, den er zur Erreichung seiner Absichten nöthig hatte, zu seinem Vortheile einzunehmen und jedermann fieng an, dieser Unternehmung, deren Häupter so entgegengesetzte Absichten zu hegen schienen, einen übeln Ausgang zu prophezeihen: die Zeit hat dis leider! genugsam bestätigt.

Den 28 Dec. 1684 entdeckte die Flotte das feste Land von Florida. Weil man dem M. de la Salle versichert hatte, daß die Ströme in dem Mexicanischen Meerbusen gegen Osten giengen, so zweifelte er nicht, die Mündung des Flusses Mississippi müsse weit gegen Abend seyn, und dieser Irrthum war die Quelle alles seines Unglücks. Er ließ also gegen Westen steuern, er kam aber sehr langsam fort, weil er an den Küsten bleiben mußte, und das zu finden, was er suchte.

Den 2 Januar 1685 war das Geschwader, wie man jetzt muthmaaset, nahe bey der Mündung des Mississippi und den roten fuhr sie davor vorbei, ohne sie gewahr zu werden. M. de la Salle stand in der Meynung, sie müste auf der Höhe des Appalaches seyn, und setzte also seine Fahrt fort ohne seine Chaluppe ans Land zu schicken.

Man behauptet sogar, das Schifsvolk habe ihm diese Mündung gezeigt, er habe sich aber nicht

nicht die Mühe geben wollen, sie zu untersuchen, weil er fest geglaubt, sie könne an diesem Orte nicht seyn. Er war so eigensinnig, daß ihm nichts von seinen vorgefaßten Meinungen abbringen konnte.

Er wußte vielleicht nicht, oder ließ es doch aus der Acht, daß die größten Männer in der Welt den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen oft Leuten zu verdanken gehabt, die ihnen an Verdiensten bey weitem nicht gleich kamen, und das diejenigen die klügsten sind, die sich auch die Einsichten derer zu Nuße machen, die weniger Klugheit besitzen, als sie.

Einige Zeit hernach wollte er, auf eine Nachricht, die er von den Wilden erhalten, umkehren, aber M. Beaujeu schlug es ab, ihm diese Gefälligkeit zu erzeigen. Man schiffte also nach Westen fort, und in wenig Tagen befand sich die Escadre in der Bay S. Bernhard, aber ohne sie zu kennen. Diese Bay ist 100 Meilen gegen Westen von der Mündung des Mississippi entfernt. Hier warfen sie Anker und schickten die Chaluppen aus, um zu erfahren, wo man wäre. Diese entdeckten einen schönen Fluß, an dessen Einflusse eine Sandbank ist, die nur 10 bis 12 Fuß Wasser hat. Diese Entdeckung wurde erst nach vielem Hin- und Herfahren gemacht, und nachdem man verschiedenemal Schiffsrath gehalten, worin niemals etwas beschlossen wurde, weil der eine allemal die Meinung des andern,



## 72 Neue Reisen nach Westindien.

und zwar aus der einzigen Ursache, weil sie dieser vorgetragen, verwarf.

M. de la Salle glaubte nicht weit von der Mündung des Flusses entfernt zu seyn, und dem die Gegenwart des M. Beaujeu mehr hinderlich als nützlich war, entschloß sich hier seine Leute an Land zu setzen. Dieser Entschlie-  
ßung zufolge schickte er den 20 Febr. dem Kommandanten auf dem Schiffe la Flûte, Befehl zu, die schwersten Sachen, die er am Boord hätte, auszuladen, und in den Fluß einzulaufen. Er wollte selbst bey dieser Ver-  
richtung gegenwärtig seyn, da aber unterdessen der Marquis de la Sablonniere und noch 5 oder 6 andere Franzosen, die in einem nahen Wal-  
de spazieren gegangen, von den Wilden wa-  
ren aufgehoben worden, so eilte er diesen zu Hülfe. Er war noch nicht weit vom Ufer, als er sah, daß die Flûte im Begriff war an den Felsen unter dem Wasser zu scheitern, doch sein ungünstiges Schicksal, fügt Joutel hinzu, ver-  
hinderte ihn umzukehren, und diesem Unglücke vorzubeugen. Er setzte vielmehr seinen Weg nach dem Dorfe fort, wo man seine Leute hin-  
geführt hatte. Als er dahin gekommen war, hörte er einen Canonenschuß, und zweifelte nicht, dis sey geschehen ihn zu benachrichtigen, daß sein Schiff gescheitert sey: und er betrog sich auch nicht in seiner Muthmaßung.

Diejenigen, welche bey diesem Vorfalle gegen-  
wärtig waren, behaupteten, de St. Aigron,  
der

der das Fahrzeug kommandirte, habe dieses Unglück mit Vorsatz veranlasset. Dieser Verlust hatte übele Folgen, und war unersetzlich, weil auf dem Fahrzeuge die Munition, das Geräthe die Werkzeuge und überhaupt alles, was zu einem neuen Etablissement erforderlich ist, gewesen war. M. de la Salle eilte nach dem Orte hin, wo das Unglück geschehen war, und fand das Schiffsvolk in einer gänzlichen Unthätigkeit. In dieser Noth ersuchte er den M. de Beaujeu um seine Chaluppe und seinen Kahn, und erhielt beyde ohne Schwierigkeit.

Zuerst rettete er die Equipage, hernach das Pulver, und darauf Wein und Brantwein, wovon man ungefähr 30 Fässer ans Land brachte. Wenn die Chaluppe der la Flûte der vom Schiffe le Joli hätte helfen können, so würde man beynahe alles gerettet haben, aber diese hatte man vorsätzlich untergehen lassen, und da endlich die Nacht einbrach, so mußte man das Ausladen bis auf den folgenden Tag anstehen lassen. Nach einigen Stunden wurde der Wind, welcher von der See her wehete, stärker, und stieß die Flûte gegen einen Felsen, daß sie zerborst. Eine Menge Wasser fielen durch die Oeffnung, die sie bekommen, heraus, und wurden von den Wellen herum getrieben. Man merkte dieses nicht bis der Tag anbrach, da man noch Fässer mit Wein und Brantwein und einige mit Mehl, Fleisch und Hülsenfrüchten rettete, alles übrige gieng verlohren.



## 74 Neue Reisen nach Westindien.

Um das Unglück vollkommen zu machen, wurden sie gewahr, daß sie von allen Seiten mit Wilden umgeben waren. Aller Sorgfalt ungeachtet, die man anwendete, sie zu verhindern, daß sie von der Verwirrung, in der man sich befand, keinen Vortheil ziehen möchten, stahlen sie doch einige Sachen weg, die man aus dem Schiffbruche gerettet hatte. Man merkte dieses nicht eher, als bis sie mit ihrer Beute fort waren. Sie hatten einige Kanots am Ufer zurück gelassen: diese nahm man zur Wiedervergeltung weg, sie kosteten aber weit mehr, als sie werth waren. In der Nacht kamen die Wilden wieder, um ihre Kanots abzuholen, und da sie die, welche sie weggeführt, schlafend darin fanden, so tödteten sie zwey Freywillige, die de la Salle sehr bedauerte, und verwundeten seinen Vetter und noch einen andern.

So viele Unglücksfälle, die Schlag auf Schlag folgten, schreckten viele von denen, die mit in dieser Unternehmung waren, ab, und unter andern auch die Ingenieurs Dainville und Mignet, die sich entschlossen nach Frankreich zurück zu kehren. Hierzu trugen die Reden der Feinde des de la Salle nicht wenig bey, die immer heimlich seine Aufführung tadelten, und seine Unternehmung für ungereimt und tollkühn erklärten. Er selbst zeigte bey diesen Vorfällen eine außerordentliche Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Er ließ hier ein Vorrathshaus bauen und besetzte es, und weil er sich in den Kopf

Kopf gesetzt hatte dieser Fluß könne wol ein Arm des Mississippi seyn, so machte er sich fertig, ihn herauf zu segeln.

Man fieng sogleich an ein Fort anzulegen. Sobald man ziemlich weit damit gekommen war, so trug de la Salle den Joutel auf, es vollenden zu lassen, übergab ihm das Kommando darin, und ließ ihm ungefähr 100 Mann. Mit dem Ueberreste seiner Mannschaft gieng er zu Schiffe, mit dem Entschlusse, den Fluß soweit herauf zu fahren, als es ihm würde möglich seyn. Joutel blieb nur eine kurze Zeit in dem Fort, welches man angefangen hatte; die Wilden schweiften alle Nächte darum herum und die Franzosen vertheidigten sich gegen sie mit Verlust, wodurch sie von Tage zu Tage schwächer wurden. Den 14ten Jul. erhielt er vom de la Salle Ordre mit allen seinen Leuten zu ihm zu stoßen.

Verschiedene tüchtige Leute waren von den Wilden getödtet, oder gefangen worden, viele waren durch Elend und Fatiguen umgekommen, und die Anzahl der Kranken vermehrte sich von einem Tage zum andern. Mit einem Worte, M. de la Salle befand sich in außerordentlich kläglichen Umständen. Der Kummer verzehrte ihn, aber er wußte ihn zu verbergen, und diese Verstellung machte, daß sein Gemüth in eine unbiegsame Härte ausartete. Sobald er seine Leute zusammen hatte, so fieng er an sich zu etabliren, und zu befestigen. Er war



## 76 Neue Reisen nach Westindien.

war selbst der Baumeister seines Forts, und weil er jederzeit zuerst die Hand ans Werk legte, so arbeitete ein jeder, nach seinem Besspieler, aus allen Kräften.

Dieser gute Wille bey allen seinen Leuten durste nur aufgemuntert werden; aber de la Salle war nicht Herr über seine Gemüthsart. Selbst in der Zeit, da seine Leute durch die schweren Arbeiten erschöpft waren, und kaum so viel hatten, daß sie ihr Leben erhalten konnten, ließ er nichts von seiner gewöhnlichen Strenge und unbiegsamen Gemüthsart ab, welches jederzeit, vornemlich bey neuen Etablissemments, nachtheilig ist. Es ist nicht genug, daß man Muth, Gesundheit und Wachsamkeit besitze, um solche Unternehmungen glücklich auszuführen: man muß noch andre Eigenschaften besitzen. Man muß sich zuweilen vorstellen und die Augen zuthun, um das Uebel nicht zu vergrößern. Der Weg der Gelindigkeit ist allemal für einen Anführer der sicherste.

M. de la Salle strafte die geringsten Verbrechen mit einer unerhörten Schärfe: auch diejenigen, die am standhaftesten mit ihm aushielten, hatten sich nur selten eines freundlichen Wortes von ihm zu getrösten.

Dies war eine Ursache mit, daß alle seine Leute in eine langsame Krankheit verfielen, die mehr durch die Verzweiflung als durch schwere  
Urs

Arbeiten und schlechte Lebensmittel verursacht wurde.

Nachdem er sein Fort in Ordnung gebracht, so entschloß er sich weiter ins Land zu gehen. Den 12ten Jul. 1687 trat er die Reise an, und nahm den M. Cavelier seinen Bruder, seine zwey Vettern, den Pater Anastasius, einen Capuciner, den M. Joutel, Dühaut, Larcheveque, de Marle, einen Deutschen, mit Namen Hiens, den Feldscherer Lietot, den Piloten Tefier, einen Saget, und einen Wilden, der ein guter Jäger war, mit. Ich habe alle diese Namen genannt, weil unten von ihnen Meldung geschehen wird.

Je weiter man in das Land kam, um desto volkreicher fand man es, und als sie noch ungefähr 40 Meilen von den Cenis entfernt waren, so erfuhren sie, daß unter diesen ein Franzose lebte. Dies war ein Bretagnischer Bootsmann, er hatte sich verlohren, als M. de la Salle das erstemal auf dem Flusse herunter gesegelt war, und lebte seit 1682 unter den Cenis, die ihn aufgenommen hatten. Er hatte keine Hoffnung gehabt Europa wieder zu sehen, und nur ein Zufall konnte ihm die Mittel dazu verschaffen. Joutel suchte ihn unter den Indianern auf, und er hatte diese kaum verlassen, als er ein Zeuge einer Schandthat sehn mußte.

Den 17ten May war Moranget auf der Jagd, und hatte, wie man erzählt, dem Dühaut, Hiens und dem Feldscherer Lietot mit

Wor:



## 78 Neue Reisen nach Westindien.

Worten übel begegnet. Diese drey Leute entschlossen sich, sich ihn so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und bey dem Bedienten und den Wilden des de la Salle, der Nika hieß, den Anfang zu machen, weil diese den Moranget begleiteten, und ihn vielleicht hätten vertheidigen können. Sie eröffneten auch ihren Anschlag dem Larcheveque und dem Piloten Tefier, welche ihn billigten, und versprachen ihn mit ausführen zu helfen. Dem Herrn Marne, der bey ihnen war, und den sie gern entfernt hätten, sagten sie nichts davon. In der folgenden Nacht, als diese Unglücklichen, die sie ihrer Rache aufopfern wollten, schliefen, gab Lietot einem jeden von ihnen verschiedene Schläge mit der Art auf den Kopf, worvon der Wilde und der Bediente sogleich starben. Moranget richtete sich auf, doch ohne ein Wort zu reden, und die Mörder zwangen den Herrn Marne, ihm den Rest zu geben, indem sie ihm droheten, wenn er es nicht thun würde, mit ihm eben so umzugehen, wie mit den drey andern. Auf diese Art suchten sie ihn in ihre Schandthat zu verwickeln, um sicher zu seyn, daß er sie nicht anklagen durfte.

Eine Bosheit ist immer mit Unruhen begleitet, und die größten Bösewichter sind nicht im Stande diese gänzlich zu unterdrücken. Die Mörder sahen ein, daß es ihnen sehr schwer fallen würde, sich der gerechten Rache

de

des M. de la Salle zu entziehen, und entschlossen sich deswegen ihm zuvorzukommen. Nachdem sie sich über die Mittel hierzu berathschlaget hatten, so faßten sie den Schluß, ihm entgegen zu gehen, alle die zu ermorden, die um ihn wären und sich auf die Art einen Weg zu der Ermordung ihres Oberhauptes zu bahnen.

Einen solchen Entschluß konnte ihnen nur die blinde Verzweiflung eingeben, welche die Verbrecher in den Abgrund stürzet, den sie sich zubereitet haben. Ein Zufall, den sie nicht hatten vorhersehen können, begünstigte ihr Vorhaben, und lieferte ihnen ihren Raub in die Hände. Ein Stroh, der sie vom Lager absonderte, und der in der Zeit, daß sie herüber gegangen, sehr angewachsen war, hielt sie zwei Tage auf. Dieser Aufschub, der sie in ihrem Vorhaben zu verhindern schien, erleichterte ihnen die Ausführung desselben. M. de la Salle wurde unruhig, daß sein Vetter mit den zwei Leuten, die er mitgenommen hatte, nicht zurück kam, und entschloß sich, selbst hin zu gehen und ihn zu suchen. Man bemerkte in dem Augenblicke, da er sich auf den Weg begab, eine Unruhe an ihm, die ihm nicht gewöhnlich war, und er erkundigte sich sehr genau, ob Moranget mit jemanden Streit gehabt hätte?

Hierauf rief er den Joutel zu sich, befahl ihm das Lager an, und daß er oft die Ronde gehen,



## 80 Neue Reisen nach Westindien.

gehen, und Niemanden erlauben sollte sich davon zu entfernen; er sollte auch Feuer anzünden lassen, damit ihm der Rauch behülfflich wäre, das Lager wieder zu finden, wenn er sich etwa verirren möchte. Er gieng den 20ten mit dem Vater Anastasius und einem Wilden weg. Als er an den Ort kam, wo sich die Mörder versteckt hatten, so sahe er einige Adler, und schloß daraus, daß sich daselbst ein Aaas befinden müste. Hier that er einen Schuß mit der Flinte, worauf die Verschwornen, welche ihn noch nicht beobachtet hatten, ihr Gewehr in Bereitschaft setzten. Dühaut und Larcheveque giengen über den Strom, der zwischen ihnen und dem de la Salle war, und da sie ihn langsam auf sie zukommen sahen, so blieben sie stehen. Dühaut versteckte sich ins Gesträuch und hielt den Hahn an seiner Flinte gespannt, Larcheveque aber gieng noch ein wenig weiter. Kurz darauf erkannte ihn de la Salle und fragte ihn, wo sein Vetter wäre? worauf er antwortete: er müste sich verirret haben. In diesem Augenblicke gab Dühaut Feuer auf ihn, M. de la Salle bekam die Kugel in den Kopf und fiel todt zur Erde.

„Ihr alten Einwohner dieser Erde, ihr  
„Bürger der Wälder, die ihr in den Hö-  
„len herum irret, und deren wilde Grob-  
„heit Europa in dem Schooße der Weich-  
„lichkeit verachtet, redet, hat die Sonne,  
„die

„die eure Wälder bescheinet, jemals solche  
„Schandthaten bey euch gesehen?

Thomas.

Diese Ermordung geschah am 20ten May  
1687 im Lande der Cenis. Als der Pater  
Anastasius den de la Salle vor seinen Füßen  
niederfallen sahe, so vermuthete er, die Mör-  
der würden ihn eben so wenig verschonen, wenn  
es auch nur geschähe, um einen Zeugen ihrer  
Bosheit aus dem Wege zu räumen. Doch  
Duhaut nähete sich zu ihm, und versicherte  
ihm, die Handlung, welche sie begangen, wä-  
re ein Streich ihrer äussersten Verzweiflung;  
sie hätten schon lange auf eine Gelegenheit ge-  
wartet, sich an dem Moranget zu rächen, der  
ihr Verderben gesucht hätte. Der Pater Ana-  
stasius gab dem M. de Cavelier die erste Nach-  
richt von dem Tode seines Bruders. Dieser  
sagte zu den Verschwornen, daß wenn sie be-  
schlossen hätten, sich ihn auch vom Halse zu  
schaffen, so verziehe er ihnen seinen Tod im-  
voraus; und bäte sich nur eine viertel Stunde  
Zeit aus, um sich zum Tode zu bereiten. Ihre  
Antwort war: er habe nichts zu befürchten, es  
wäre Niemand, der sich über ihn beklagte.

Toutel war damals eben nicht im Lager  
Larcheveque, der sein Freund war, eilte deswe-  
gen zu ihm, um ihn zu hinterbringen, sein  
Tod sey beschlossen, wenn er nur das geringste  
Mißvergnügen über das, was vorgegangen  
wäre, merken liesse, oder die Autorität, wel-



## 82 Neue Reisen nach Westindien.

Er ihm de la Salle gegeben, zu behaupten suchte; wenn er aber ruhig bliebe, so würde er nichts zu befürchten haben. Joutel, der von Natur eine sehr sanfte Gemüthsart hatte, antwortete, er würde sich so verhalten, daß man damit zufrieden seyn würde, und er hoffte, daß bisher Niemand Ursache gehabt über ihn zu klagen, und kehrte hierauf ins Lager zurück.

Sobald Dühaut ihn ansichtig wurde, schrieb er: ein jeder müsse nach der Reihe herum das Kommando führen. Er hatte sich schon selbst die Autorität eines Anführers gegeben, und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er sich des Vorrathshauses bemächtigte. Er theilte es hernach mit dem Larcheveque, und sagte, es gehöre alles ihm. In dem Magazin waren ungefähr für 30000 Livres Waaren und 25000 Livres an geprägtem Gelde und Silbergeschirre.

Die Mörder hatten die Uebermacht und die Dreustigkeit auf ihrer Seite, sie hatten gezeigt, daß sie zu den größten Bosheiten fähig wären und es unterstand sich daher Niemand, sich ihnen zu widersetzen. Es dauerte aber nicht lange, so kam Uneinigkeit unter sie: sie konnten sich über die Theilung der Casse nicht vergleichen, und als sie darüber handgemein wurden, so schoß Hiens den Dühaut mit der Pistole durch den Kopf, daß er einige Schritte von der Stelle, wo er gestanden, todt zu Boden

den fiel. In eben diesem Augenblicke lösete Rütel, der Matrose, den Soutel von den Wilden wieder gehohlt hatte, seine Musquete auf den Lietot. Dieser Glende, welcher drey Kugeln im Leibe hatte, lebte noch wenige Stunden. Also wurden diese beyden Bösewichter, davon der eine den de la Salle, und der andre seinen Vetter ermordet hatte, selbst die Opfer des Geistes des Auftrahrs, den sie in dieser unglücklichen Colonie ausgebreitet hatten.

Die Wilden wußten nicht, was sie von diesen Mordthaten denken sollten, und ärgerten sich sehr daran. Sie hatten Recht und konnten mit mehr Grunde die Franzosen für Barbaren halten, als wir sie als solche betrachten.

Dis war das klägliche Ende des Robert Cavelier Herrn de la Salle, eines Mannes, dem seine Fähigkeit, sein großer Verstand, sein Muth und die Standhaftigkeit seiner Seele, zu großen Unternehmungen geschickt machte, wenn er sich nur, bey diesen Vorzügen, hätte können zum Meister seiner finstern und storrischen Gemüthsart machen, die Schärfe, oder vielmehr die Härte seines Naturels mäßigen, und den Stolz unterdrücken, mit dem er nicht nur denen, die unter seinen Befehlen standen, sondern auch andern, die ihm gleich waren, begegnete. Das traurigste für das Andenken dieses Mannes ist, daß ihn kein Mensch bedauert hat, und daß der üble Ausgang seiner Unternehmung ihn den Namen eines unbeson-



## 84 Neue Reisen nach Westindien.

nenen Wagehalses bey denen zugezogen, die die Sachen nach dem äußern Scheine beurtheilen. Zum Unglück ist die gemeiniglich der größte Haufe, und öfters die Stimme des Publicums. Man hat auch mit Recht an ihm getadelt, daß er niemals jemanden zu Rathe gezogen, und daß er seine eignen Angelegenheiten durch seinen Eigensinn ruinirt. (1)

So endigte sich diese unglückliche Unternehmung; viele Umstände kamen zusammen, die verursachten, daß sie fehl schlagen mußte. Sie würde wenigstens zum Theil die Absicht erreicht haben, die man sich dabey vorgesetzt habe, wenn man, wie viele davor hielten, nur den einzigen Zweck gehabt hätte ein Etablissement an der Mündung des Flusses Mississippi anzulegen. Es ist ausgemacht, daß de la Salle, gleich nachher als er vom Beaujeu in der Bay St. Bernhard verlassen wurde, einsah, er sey dem Flusse,

(1) Um die erschreckliche That des Dühaut zu beschönigen, hat man vorzugeben gesucht: de la Salle habe mit eigener Hand den jungen Dühaut und noch verschiedene andre getödtet, und daß die Verzeihrung und die Rache der Verschwornen, welche von seiner Strenge und Ungerechtigkeit ein gleiches Schicksal befürchtet, zu diesem Morde angereizt habe. Man muß gegen diese Verläumdungen desto mehr auf der Hut seyn, da es gewöhnlich ist, die Fehler der Unglücklichen zu vergrößern, und ihnen solche anzudichten, die sie nicht gehabt haben.

Flüsse, den er suchte, gegen Westen, und wenn er nur die Absicht gehabt hätte, ihn zu suchen, so würde er gleich auf der ersten Reise, die er zu den Cenis that, von diesen Wilden haben Wegweiser erhalten können, wie denn auch Tontel in der Folge welche von ihnen bekam (1), aber er war begierig sich den Spaniern zu nähern und Nachricht von den Bergwerken von St. Barbe einzuziehen, und auch einen goldnen Berg zu finden. Weil er zu viel unternahm, so richtete er nicht nur gar nichts aus, sondern verursachte auch; daß er und alle seine Leute umkamen, es hat ihn daher auch niemand beklagt.

Ehe ich diesen Brief schließe, sey es mir erlaubt einige Betrachtungen über die Nartheit der Menschen anzustellen.

Der Geist der Spanischen Anführer muß gewiß sehr groß gewesen seyn, weil er sie reizte  
§ 3
einen

(1) Herr Tontel fand den Mississippi mit Hülfe der Wilden, die ihn zuerst nach den Ankas und von diesen nach Canada führten, wo er mit einem Priester, einem Capuciner, einem Soldaten, einem Bootsmann, einem Bürger, und einem Wilden, welches gewiß eine sonderbare Gesellschaft war, ankam. Diese wenigen sind von dieser Unternehmung übrig geblieben. Der Ueberrest der unglücklichen Colonie kam theils durch die Wilden, theils durch die Spanier um, welche diejenigen, die sie zu Gefangenen bekamen, zur Arbeit in die Bergwerke schickten.



## 86 Neue Reisen nach Westindien.

einen eingebildeten goldenen Berg zu suchen, unterdessen, daß alle Länder, die sie erobert hatten, voll von diesem Metalle waren. Dies beweiset, daß alle Schätze der Welt nicht zu reichen den Menschen zu befriedigen, wenn die Begierde nach Reichthümern sich seines Herzens bemeistert hat.

Die Spanier waren mit den Schätzen aus Peru nicht zufrieden: sie wollten ein Dorado, das ist, ein Land, darinn die Felsen und Steine von Gold sind, entdecken. Die Indianer, die die Begierden ihrer Feinde zu reizen, und sie von ihren Ländern zu entfernen suchten, hörten nicht auf, ihnen das Gold und die Diamanten und Perlen des glücklichen Landes, das sie zu finden wünschten, zu rühmen.

Die Begierde, welche sie hatten, sich ihren unangenehmen Gästen befreuet zu sehen, machte, daß sie alles anwendeten dieselben zu überzeugen, es gebe in der That ein solches Land. Die Spanier glaubten diese Nachrichten, weil sie ihnen angenehm waren, und man behauptet, dies sey der Ursprung dieses berühmten Landes mit goldenen Bergen, davon man so viel in der Welt geredet hat.

Das Gerücht gieng damals, man käme über eine lange Kette von Bergen, die mit Schnee bedeckt wären, in eine sehr bewohnte Ebene, und dieses sey das so sehr gewünschte Land.

Der erste, der ausgieng es aufzusuchen, war Quesada, dieser machte sich mit 250 her  
hast

haften Soldaten auf den Weg. Am Tage des heil. Jacobs entdeckten sie von der Höhe eines Berges sehr weitläufige Ebenen, die von weiten wie eine See aussehen. Sie stiegen den Berg herunter und fingen an, an dem Fuße desselben eine Stadt zu bauen, die sie San Yago, dem Tage, an dem sie diese Ebene entdeckte, zu Ehren nannten. Sie gaben ihr noch den Zunamen Cas Atalajas (1), um die Absicht ihrer Unternehmung zu bemerken, welche war, das Dorado zu suchen. Diese Stadt stehet noch jezo und zwar an dem Orte, wo sie auf der Charte gezeichnet ist, als ein Denkmahl, welches die Nachkommenschaft zur Entdeckung des Landes mit goldenen Bergen anzureizen scheint. Quesada gieng mit unerhörten Beschwerlichkeiten durch den Wald l'Uyrico und kam 1543 nach Timana, nachdem er bey nahe alle seine Leute verlohren.

In eben dem Jahre unternahm Orellana diese Reise: er gieng von Peru aus, schiffte den Maragnon, oder Amazonenfluß herunter, stieg an einem von seinen Ufern ans Land, und versäumte nichts um den goldenen Berg zu finden: aber alle seine Mühe war vergebens, und er hatte von dieser Unternehmung weiter nichts, als die Ehre, eine der erschrecklichsten Reisen,

F 4 -

wo:

(1) Atalajas heißt im Spanischen untersuchen oder entdecken.



## 88 Neue Reisen nach Westindien.

wovon man jemals reden gehört, gethan zu haben. Um eben diese Zeit machte sich Philip de Ure, welcher befürchtete, Quesada möchte von dieser Entdeckung allein Nutzen ziehen, von Coro, in der Provinz Venuezucla, auf den Weg. In seiner Gesellschaft waren Aquito, der Lieutenant Velalcazar und 120 Mann. Da ihn aber ein Cacique benachrichtigte, daß der größte Theil der Leute des Quesada in dieser Unternehmung umgekommen, so wendete er sich gegen Süden den Fluß Guabari herunter, und kam der Erzählung des Pater Simon und Piedrahata zufolge bis an das erste Volk der Omagnas und zwar in sehr kläglichen Umständen, aber was thut man nicht ums Gold? *Auri sacra fames quid non pectora cogis!*

„Lasset uns die größten Capitains von unserer Nation fragen, sagt ein Spanischer Schriftsteller, lasset uns den Engländer Keymise und die übrigen Anführer von seiner Nation fragen (1): Meine Herren! warum unternehmen ihr diese Reise? warum seht ihr euch in eure Schiffe so vielen Gefahren auf dem Meer aus? Lasset uns an den Quito, die beyden Pizaros, an den Santa Fe de Bagota, die Quesadas, den Maragnon, Drellana, Meta, Barrios, und

(1) Es ist noch nicht 100 Jahre als Keymise unternahm das goldene Land zu entdecken.

„und viele andre große Capitains wenden. War:  
„um gebet ihr euch so viele Mühe, wozu so viele  
„Truppen und gefährliche Reisen in entlegene  
„Länder? Alle werden antworten, wir suchen  
„das berühmte und reiche Dorado, verwundert  
„euch nicht über unsre Unternehmungen. Ist  
„es nicht natürlich, daß man sich große Mühe  
„gebe, um die größten Schätze in der Welt zu  
„bekommen? und warum hatte Peru nöthig,  
„so viel Menschenblut zu vergießen, um sie zu  
„finden? „

Es ist nun leicht zu urtheilen, was man  
von einer Unternehmung halten soll, die zum  
Zweck hat, in der Ferne mit so vielen Gefah-  
ren und Kosten Schätze zu suchen, die man in  
der Nähe in Sicherheit schon hat.

Aber wozu dient es über diese Sache viel zu  
philosophiren? die Zeit, welche ich mich noch hier  
aufhalte, werde ich anwenden, noch einen Brief  
an Sie zu schreiben, darinn ich Ihnen alles  
Merkwürdige melden werde, was ich von der  
Politik und Regierungsform der Völker, die  
diese Länder bewohnen, erfahren habe. Ich  
bin, Mein Herr etc.

Von Alankas, den 29ten October  
1751.



## V. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung der Sitten der Mankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes.

Mein Herr!

Die Beschreibung, die ich Ihnen jezo von dem Charakter dieser wilden Nation liefern werde, soll Ihnen, wie ich hoffe, eine allgemeine Idee, von dem Charakter aller Völker des Nördlichen Amerika geben. Sie sind in der That in ihren Sitten und in ihrer Denkart, vornemlich in den Begriffen, die sie von einem höchsten Wesen haben, welches sie Conokopchill, das ist der große Geist oder der Herr des Lebens, nennen, sehr wenig von einander unterschieden.

Die Mankas wohnen an einem Flusse, der ihren Namen führet. Dieser Fluß entspringt in Neu Mexico, und fällt in den Mississippi. Diese Wilden sind groß und wohlgebauet, dabei tapfer, gute Schwimmer, sehr geschickt zur Jagd und zum Fischen, und den Franzosen sehr ergeben, wovon sie bei vielen Gelegenheiten Beweise geben.

Ich

Ich habe in meinem letzten Briefe eines alten Wilden Erwähnung gethan, der den M. de la Salle gesehen hatte. Dieser gute Wilde versicherte mich: er habe von der Zeit an eine große Hochachtung gegen die Franzosen gefaßt: die Franzosen wären die ersten weißen Menschen gewesen, die er gesehen, und er hätte sie hernach jederzeit seiner Nation empfohlen, und diese, als ihr Oberhaupt angehalten, niemals andere Europäer, als die Franzosen für Allirte zu erkennen. Diese Empfehlung machte den Franzosen die ganze Nation zu Freunden, und haben sie sich nachmals nicht in die Verschwörung wider sie, die die Natches angezettelt, einlassen wollen. Diese Gerechtigkeit bin ich der guten Nation schuldig, welche in einen beständigen Krieg mit den Tchicachas, die die Natches aufgenommen, verwickelt sind.

Das Land der Mankas ist eins der fruchtbarsten in der Welt, und der Boden ist hier so gut, daß er das Europäische Korn, alle Arten von Hülsenfrüchten, und viele andre Gewächse, die in Frankreich unbekannt sind, beynahe ohne Cultur hervorbringt. Wildpret von aller Art, als wilde Ochsen und Ziegen, Hirsche, Bären, Tiger, Leoparden, Füchse, wilde Katzen, Kaninchen, indianische Hähne, Birkhühner, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Turteltauben, Störche, wilde Enten, Gänse, Wasserhühner, gelbe Kybize, Becasinen, Amfeln, Staare und andre Vögel, die man

in



## 92 Neue Reisen nach Westindien.

in Europa nicht kennet, findet man hier im Ueberfluß.

Als ich bey den Aikankas ankam, empfingen mich die jungen Krieger mit dem Tanze der Friedensspeise. Sie müssen wissen, mein Herr, daß bey diesen Völkern nichts wichtiges ohne Tanzen geschieht. Sie haben Tänze der Religion, der Gesundheit, des Vergnügens, der Feierlichkeiten des Krieges, des Friedens, der Heirathen, des Todes, des Spiels, der Jagt und der Unkeuschheit, welche letztere, seit unsrer Ankunft in Amerika, abgeschafft sind.

Der Tanz der Unkeuschheit wurde des Nachts insgeheim bey dem Scheine eines großen Feuers gehalten. Alle die, welche in diese schlüpfrige Gesellschaft kamen, waren verbunden an den Pfosten zu schlagen (1), das heißt: zu schwören, daß sie nichts von dem allen entdecken wollten, was sie auf diesem lüderlichen Balle sehen oder thun würden. Die Tänzer von beiderley Geschlecht erschienen hier ganz

(1) Wenn die Wilden schwören, so schlagen sie mit einer Keule an einen Pfosten, erinnern sich der tapfern Streiche, die sie im Kriege gethan, und versprechen dabey ihr Wort heilig zu halten. Ein auf diese Art geschwornen Eyd ist bey ihnen unverleßlich. Ein Cacique schwört, wenn er Oberhaupt wird, seine Nation wohl zu regieren, und schlägt an den Pfeiler, und er kann zu dieser Würde nicht gelangen ohne diesen Eyd zu schwören.

ganz nackend mit unehrbaren Stellungen und Gebärden, sie sangen dabei unverschämte Lieder, mit deren Uebersetzung Sie mich verschonen werden, ob es gleich bey ihnen nur Galanterien waren.

Unter denen Akankas giebt es sehr geschickte Leute, die selbst unsre Taschenspieler in Verwunderung setzen würden. Ich habe einen gesehen, der in meiner Gegenwart ein Stück machte, welches ihnen unglaublich vorkommen wird. Ein Gauckler, nachdem er verschiedene Posituren gemacht, verschluckte eine Ribbe von einem Hirsche, die 17 Zoll lang war, und zog sie hernach mit seinen Fingern wieder aus dem Magen. Dieser Akankas gieng auch nach Neuorleans, seine Geschicklichkeit dem Gouverneur und den übrigen Officiers der Garnison zu zeigen; dies nennen die Wilden ein Arzt sehn.

Die Art, wie die Akankas den Krieg ankündigen, ist folgende. In der Cabane ihres Oberhauptes wird ein Fest gehalten, daran Hundefleisch gegessen wird, welches die vornehmste Speise der Krieger ist, denn weil der Hund so tapfer ist, daß er sich für seinen Herrn todt schlagen läßt, so glauben sie, sein Fleisch müsse Stärke geben. Es wird auch derjenige, welcher den Feinden einen Hund tödtet, gleich zum Krieger erklärt; er muß aber das Fell von dem Kopfe des Hundes, den er getödtet, bringen, gleich als ob er den Kopf eines Feindes bräch:



## 94 Neue Reisen nach Westindien.

brächte, ohne dieses wird ihm nicht geglaubt. Die Wilden halten viele Hunde, so wol zur Jagd, als auch sie vor Ueberfälle von ihren Feinden zu bewahren.

Nach diesem Feste, davon ich oben geredet habe, versammelt der Anführer die Krieger.

Die Versammlung wird mitten im Dorfe, in einer dazu bestimmten Cabane, die sie die Cabane des Raths nennen, gehalten. Der Anführer und die Angesehensten setzen sich nach ihrem Range auf Matten oder Tigerfelle. Wenn sie sich gesetzt haben, so tritt der Sprecher in die Mitte der Versammlung, und hält mit lauter Stimme eine Rede: er stellet seiner Nation vor, daß es ihr schimpflich seyn würde, die Beleidigung nicht zu rächen, welche ihn von dem und dem Volke angethan worden; wenn sie dieses nicht ahndeten, so würde man sie als Weiber ansehen (1). Alsobald giebt die ganze Versammlung ihren Beifall, indem sie ausrufen: Heu! Heu! Hierauf nimmt der Anführer einen Bündel Stöcker, und trägt ihn in der Versammlung herum; wer mit zu Felde gehen will, ziehet einen heraus, und die ist ihre Werbung.

Den nächsten Tag darauf gehen die Weiber im Dorfe herum und schreien: „Ihr Jüng-  
„linge

(1) Wenn man einen Wilden ein alt Weib nennt so ist dieses eine Beschimpfung, und bedeutet einen Menschen ohne Herz und Muth.

„linge und Krieger, die ihr Stöcker gezogen,  
„gehet in den Krieg, rächet den Tod unsrer  
„Unverwandten, unsrer Bundesgenossen und  
„Freunde, und kommt nicht eher wieder, bis  
„ihr vom Blute unsrer Feinde bespritzt seyd,  
„und uns ihre Haare (1) bringt.

Hierauf versammeln sich alle, die Stöcker gezogen, im Hauptquartier. Ein junger Wilder mahlt alsdenn eine rothe Keule. Diese Keule wird auf die Gränze des feindlichen Landes getragen, wo man einen Einschnitt an einem Baume macht, und daran mit roth zwey Pfeile mahlt. Dis ist bey ihnen das Symbolum des Krieges: die rothe Farbe bedeutet, daß die Nation nichts als Rache athmet, und nicht eher besänftiget werden kann, bis sie das Blut ihrer Feinde vergossen.

Ehe sie zu Felde ziehen, ruft das Oberhaupt der Nation noch eine Versammlung zusammen, darauf gewöhnlich ein Festin folgt, zu dem die Bundesgenossen eingeladen werden.

Der

(1) Die Wilden haben die Gewohnheit ihren Feinden, die sie im Kriege tödten, die Haut mit den Haaren vom Kopfe abziehen, und sie rechnen den Verlust derselben nach der Anzahl von diesen Häuten, die sie, als Siegeszeichen, an einer Stange mit nach Hause bringen. Wir bezahlen ihnen gewöhnlich für jedes solches Fell von unsern Feinden, auf Rechnung des Königs, zehn Thaler an Kaufmannswaaren.



## 96 Neue Reisen nach Westindien.

Der Anführer biethet dabey den Allirten ein Bund Stöcker dar, um sie anzuwerben, daß sie als Hülfsvölker mit zu Felde gehen. Am Ende des Schmauses wird getantz und der Kriegsgefangen gesungen (1). Dieser Tanz, bey dem alle junge Leute roth gemahlt sind, ist sehr artig anzusehen. Der, welcher den Ueberfall tantz, lauert in einer gekrümmten Stellung auf seinen Feind, und fällt auf einmal, mit der Keule in der Hand, und einem grausamen Geschrey, als ob er wirklich im Treffen wäre, über ihn her. Sein Mittänzer fällt zur Erde, als ob er vom Blitz gerührt sey, und zittert mit allen Gliedern, wie einer der von der Epilepsie befallen wird. Alsdenn stellt der andere im Tanze die Art vor, wie man dem Feinde die Haut vom Kopfe zieht. Dis geschieht mit einem Messer, welches er in der Hand hält; er macht damit einen Einschnitt über die Stirn und um den Hals des Feindes, löset die Haut mit seinen Nägeln, die sehr lang sind, ab, setzt seine Knie gegen die Schultern des

- (1) Der Kriegsgefangen lautet also: "Ich gehe in  
"den Krieg, den Tod meiner Brüder zu rächen,  
"ich will die Feinde tödten, und ihr Land plün-  
"dern und verbrennen, ich will sie zu Sklaven  
"machen und ihr Herz essen, und ihr Fleisch  
"dörren, ich will ihr Blut trinken, ich will ih-  
"re Haare zu Hause bringen, und aus ihren  
"Hirnschalen Trinkgeschirre machen u. s. w.

des Feindes und reißt ihn mit einem starken Zuge die Haut mit den Haaren vom Kopfe. Alles dieses wird unter Singen und Tanzen nach dem Schall einer Trommel und eines Chichikois (1), womit der Tact angegeben wird, vorgestellt.

Die Wilden gehen niemals zu Felde, ohne vorher ihren Manitu (2) zu befragen. Von diesem kommen, wie sie glauben, alle ihre guten und bösen Schicksale her. Wenn ein Manitu ihnen nicht günstig gewesen ist, so verlassen sie ihn ohne Umstände und nehmen einen andern. Der Anführer hält vorher, ehe er in den Krieg gehet, ein sehr strenges Fasten, und während dieser Zeit ist sein Leib schwarz ange-  
nahlt, nach dem Fasten wäscht er sich ab, und  
nahlt den Leib und das Gesicht roth. Er hält  
alsdenn noch eine Rede an seine Krieger, in  
Begenwart ihres Abgottes, und darauf macht  
sich ein jeder zum Abmarsche fertig. Zuweilen  
führen sie 4 bis 5 Meilen weit von ihrem Lan-  
de Krieg. Ihre Kriegsbagage bestehet in ei-  
nem Bärenfelle, darauf sie schlafen, einem  
Dachsenfelle, damit sie sich bedecken, einem Tz-  
ger:

(1) Dis ist eine Art Becken. Sie legen Körner von Glas darinn, und binden Schillen an die Beine.

(2) Eine Gottheit der Indianer. Sie nehmen dazu oft eine ausgestopfte Nabe, oder eine Schlange, auch wol Amphibien und vierfüßige Thiere.



## 98 Neue Reisen nach Westindien.

gerfelle, welches ihnen zum Sacke dienet, ihre Tobackspfeife darinn zu stecken, und einer kleinen Art, damit sie ihre Hütten machen.

Ihre Kriegsrüstung bestehet in einer Flinte, einem Ochsenhorn zum Pulver, welches sie mit einem Riemen über die Schultern hängen daran ein lederner Beutel ist, worinn sie ihre Kugeln, Feuersteine und Flintenkräher haben. Ueberdas führen sie einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen, welche sie zur Jagd brauchen. Sie schießen, wenn sie mit ihren Nachbarn Krieg führen, auf der Jagd niemals mit der Flinte, aus Furcht, daß sie der Knall entdecken möchte. Sie bereben sich unter sich über die Art und Weise, wie sie ihre Feinde überfallen wollen, denn die Wilden suchen ihre Ruhm in der Geschicklichkeit auf diese Art Krieg zu führen, welche bey nahe jedesmal denen fatal ist, über die es hergehet.

Um Lebensmittel bekümmern sie sich sehr wenig; ein jeder versorgt sich mit einem kleinen Sacke voll Mehl von indianischem Korn oder gemahlten Mahis, bey nahe wie wir den Caffee mahlen. Wenn sie der Hunger quält, so nehmen sie hiervon einen Löffel voll und rühren mit Wasser ein. Dis genießen sie nur, wenn der Feind in der Nähe ist.

Obgleich die Wilden oft drey oder vier Tage zubringen ohne zu essen, so macht sie dies doch nicht untüchtig ihren Marsch fortzusetzen. Sie gürten sich einen Riemen um den Leib und schn

schmüren diesen täglich enger zusammen; mit einem Worte: sie sind unermüdet.

Wenn die Wilden einen Vortheil über ihre Feinde erhalten haben, so gehen gleich einige junge Krieger ab, diese Nachricht in ihren Flecken zu bringen. Sie kündigen sich durch ein gewisses Geschrey an, welches zum voraus die Anzahl der Gefangenen, der Todten und der Kopfschäute, welche sie mitbringen, bekannt macht. Alsobald setzen sich die Weiber in Bereitschaft die Gefangenen oder Sclaven mit Stockschlägen zu empfangen. Sie haben über das das Recht über Leben und Tod der Gefangenen zu sprechen, die man gebunden und schwarz angemahlt zu ihnen bringt (1). Die, welche ihre Männer oder Söhne verlohren, können sich an ihre Stelle aus den Gefangnen einen erwählen. Sobald sie ihn zum Manne oder zum Sohne angenommen, wird er für frey erklärt.

Die übrigen, welche auf diese Art nicht gewählt sind, verbrennt man lebendig bey langsamem Feuer. Sie werden an ein Viereck (2) gebunden und ihnen die Köpfe geschunden: alsdenn üben alle junge Leute ihre Grausamkeit an

G 2

die

(1) Die, welche nicht schwarz bemahlt sind, werden verbrannt, wenn sie nicht von den Weibern gewählt werden.

(2) Man nennet so einen Galgen, und läßt die Gefangenen darum herum tanzen und singen.



## 100 Neue Reisen nach Westindien.

diesen Unglücklichen aus, welche die allererschrecklichsten Martern, ohne sich zu beklagen, erdulden. Sie singen im Gegentheil bis sie sterben, und rühmen sich, daß sie wahre Menschen sind, und weder den Tod noch das Feuer fürchten. Sie verspotten sogar ihre Peiniger und sagen ihnen: sie quälten sie nicht genug, wenn sie ihnen in die Hände gefallen wären, so würden sie weit ärger mit ihnen umgegangen seyn. Sie zeigen ihnen die empfindlichsten Stellen und befehlen ihnen, sie da zu brennen. Ich muß noch anmerken, daß sie, wenn sie gegen die Feinde ausziehen, sich den Leib und das Gesicht sehr sorgfältig roth mahlen, so daß sie, wenn sie mit schrecklichem Geschrey über die Feinde herfallen, wie ein Trup böser Geister aussehen, die eben aus der Hölle gekommen sind (1). Sie sind gütig gegen ihre Freunde, aber außerordentlich grausam gegen ihre Feinde.

Was ihre Religion betrifft, so glauben sie einen großen Geist, den sie unter der Gestalt einer Schlange, oder eines Crokodills anbeten und ihm dienen. Sie fürchten sich vor dem Teufel und nennen ihn einen bösen Geist. S

b

(1) Alle Wilden von beyderley Geschlechter haben kein Haar am ganzen Leibe außer auf dem Kopfe. Sie sagen, wir gleichen hierin den Thieren wie auch darinn, daß wir Kräuter und Sacke essen

beten auch Sonne und Mond an. Wenn es donnert, so glauben sie, der Herr des Lebens spreche mit ihnen im Zorne.

Ich kann meinen Brief nicht schließen ohne Ihnen einen kleinen Vorfall zu erzählen, der Ihnen sonderbar scheinen wird, der aber, so unbedeutend er auch ist, mir bey meinem Aufenthalte in Amerika sehr nützlich seyn kann. Die Aankas haben mich unter ihr Volk aufgenommen, mich für einen Krieger und Anführer erklärt, und mir das Zeichen, welches diese führen, gegeben. Dis ist ein Bock, den sie mir auf eine Lende eingeritzt. Ich habe mich dieser schmerzhaften Operation geduldig unterworfen. Man gieng hierbey folgender Gestalt zu Werke: man ließ mich auf eine Ingerhaut niedersitzen; ein Wilder rührte verbrannt Stroh in Wasser ein und zeichnete mir den Hirschbock damit auf die Lenden. Hernach rißte er diese Zeichnung mit großen Nadeln in die Haut, bis das Blut darnach kam, und das Blut, mit der Asche des verbrannten Strohes vermischt, macht eine Beize, die niemals wieder ausgeht. Hernach mußte ich aus ihrer Friedenspfeife rauchen, man breitete weiße Felle vor mir aus, über die ich gehen mußte. Sie tanzten um mich herum und machten ein Freuden geschrey, und sagten mir: ich könnte zu allen ihren allirten Völkern gehen, und ihnen die Friedenspfeife und mein Zeichen zeigen, so



würden mich alle freundschaftlich aufnehmen: ich wäre ihr Bruder, und wer mich tödtete, den würden sie wieder tödten. Und nun bin ich ein edler Afankas. Die Nation glaubt mir durch diese Handlung alle Ehre erwiesen zu haben, die sie einem Vertheidiger ihres Landes erweisen könnten. Was mich betrifft, so sehe ich sie beynahe eben so an, als die, welche den Marschall Richelieu widersuhr, als er in das goldne Buch der Republik Genua, unter die Edlen Genueser, eingeschrieben wurde. Es ist zwar einiger Unterschied zwischen dieser Einschreibung, und der Operation, die man an mir vollzogen: denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzhaft sie für mich war: ich that mein möglichstes um mir nichts merken zu lassen, und scherzte mit den Weibern der Afankas, die zugegen waren. Die Zuschauer erstaunten über meine Unempfindlichkeit, tanzten mit einem Freudengeschrey um mich her, und sagten: ich wäre ein wahrer Mensch. Der Schmerz war mir aber doch sehr empfindlich und ich habe beynahe 8 Tage das Fieber davon gehabt. Sie können nicht glauben, wie sehr mir dis Volk seit der Zeit ergeben ist.

Dis ist alles was ich Ihnen von dieser Nation zu berichten weiß: wir hoffen mit dem Anfange des Novembers von hier abzugehen, und unsre Reise zu den Illinois fortzusetzen. Da die Jahreszeit schon sehr fortgerückt ist, und wir noch 300 Meilen bis nach Neu-Frankreich zu

## Neue Reisen nach Westindien. 103

reisen haben, so müssen wir befürchten, daß uns das Eis unterweges aufhält, und wir genöthigt werden, den Winter wo stille zu liegen. Wir müssen uns hier wegen des Zwiebacks, der zu einer so langen Reise nöthig ist, aufhalten. Denn in dieser Jahreszeit haben wir die Ströme und die Nordwinde wider uns. Allem Anscheine nach werde ich Ihnen nicht eher wieder schreiben können als bis künftiges Jahr. Ich schicke diesen Brief mit einem Fahrzeuge nach Neuorleans, welches um die Zeit da ankommen muß, da ein königlich Schiff nach Frankreich abgeht, und ich wünsche, daß Sie mein Brief daselbst gesund antreffen möge. Geben Sie mir öfters Nachricht von Ihrem Befinden. Dis wird für mich das größte Vergnügen seyn. Ich bin &c.

Aus dem Lande der Alankas den 6ten  
Novemb. 1751.

N. S.

Ich habe bey diesem Volke einen halb Wilden angetroffen, und von ihm erfahren, daß er der Sohn des Nieder-Bretagnischen Bootsmann Rutel sey, von dem ich oben geredet, und der sich verlohren, als M. de la Salle im Jahr 1682 den Mißißippi herunter segelte.

G 4

Dies



## 104 Neue Reisen nach Westindien.

Dieser halb Wilde erzählte mir, sein Vater sey von den Cenis gefunden und freundlich aufgenommen worden: er habe eine von ihren Töchtern geheyrathet, und sey von ihnen für einen Krieger erklärt, weil er in einer Schlacht der Cenis mit ihren Feinden, diese mit seiner Flinte, deren Wirkung ihnen gänzlich unbekannt war, erschreckte und in die Flucht trieb.

Dieser Rütel hatte hernach die Cenis gelehrt ihre Piroguen oder Canots mit Segeln und Rudern zu regieren, und sie dadurch in den Stand gesetzt eine kleine feindliche Seearmee zu schlagen. Diese neue Art zu schiffen, welche der Nation bis dahin unbekannt gewesen war, erwarb dem Nieder-Bretagnischen Bootsmann die Dankbarkeit und Hochachtung dieser Völker: sie betrachteten ihn als den größten Mann in der Welt; und vielleicht war der berühmte Ruiter, der aus einem Bootsknechte Admiral der vereinigten Niederlande geworden, in seinem Vaterlande nicht höher geachtet, als Rütel bey den Cenis.

---

## VI. Brief.

An eben denselben.

Erzählung dessen, was dem Autor auf seiner Schiffart nach Neu-Frankreich begegnet. Schiffbruch des S. Louis, eines königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mississippi. Ein Aankas rettet ihm das Leben.

Mein Herr!

Endlich bin ich Gottlob! auf dem Fort Chartres angelangt, nachdem ich auf meiner langen und beschwerlichen Reise viele Gefahren ausgestanden. Wir giengen von den Aankas den 7ten November hierher ab, und sind beynähe 300 Meilen gereiset, ohne ein Dorf oder Plantage zu Gesichte zu bekommen. Da dieser Strich Landes gänzlich unbewohnt ist, so trifft man darinn ganze Heerden wilder Ochsen, Hirsche, und wilde Ziegen vornemlich in dieser Jahreszeit, darinn die Wasser niedrig sind, an. Diese Thiere kommen in großen Haufen zum Flusse um zu trinken, und wir haben ihrer viele vom Schiffe geschossen, wie auch einige Bären und Hirsche. Die wilden Aankas vermieten sich gewöhnlich zu dieser Reise bey den



## 106 Neue Reisen nach Westindien.

Franzosen, und erhalten sie von der Jagt. Diese Jäger gehen des Morgens in ihren Piroguen voraus, und schießen die wilden Ochsen am Ufer, und das Geschwader, welches folgt, nimmt das Fleisch von den Ufern, wo sie es zubereitet finden, in die Schiffe ein.

Die Wilden versäumen niemals, das Eingeweide und die Zunge von den Ochsen, die sie geschossen, dem Kommandanten und übrigen Officiers zum Geschenk zu bringen. Hernach theilt ein Unterofficier das Fleisch unter die Soldaten auf jedem Schiffe aus: zuweilen bekommen sie es im Ueberflusse, und alsdenn kochen sie Kraftsuppen davon. Man wird wegen der Beschwerlichkeit der Reise durch das Vergnügen der Jagt schadlos gehalten. Das Wildpret ist um den Fluß S. Francois so häufig, daß wir, als wir an seinen Ufern stille lagen, vor der Menge Störche, Kraniche, Truppen, Gänse und Enten, die des Nachts hier zum Wasser kamen, unmöglich schlaffen konnten. Wenn man in die Nähe von Neu-Frankreich kommt, so siehet man des Tages ganze Wölken von Turtel- und wilden Tauben und, was vielleicht unglaublich scheinen wird, sie verdunkeln sogar die Sonne. Da diese Thiere nur von Buchnüssen und Eicheln leben, so sind sie, vornemlich im Herbst, unvergleichlich, und man schießt ihrer zuweilen 80 mit einem Schuß. Es ist ewig schade, daß ein so schö-

schönes Land nur von wilden Thieren bewohnt wird.

M. de Macarti, ein Irrländer von Geburt, der Kommandeur des Geschwaders war, entschloß sich, weil er einige Anfälle vom Poxagra bekommen, und fürchtete unterweges überwintern zu müssen, vor der übrigen Flotte voran zu gehen, als wir in der Nähe der Vereinigung der beiden Flüsse des Mississippi, noch 30 Meilen vom Orte unsrer Bestimmung waren. Zu dem Ende nahm er die besten Ruderer von unsern Schiffen auf das seinige, und ließ die übrigen, ohne sich um sie zu bekümmern, in den gemessenen Befehlen des Marquis von Vaudreuil zuwider, hinter sich. Durch diese Unordnung, welche sogar dem natürlichen Gesetze zuwider war, das uns lehret, einer dem andern in Anfallen der Feinde, oder andern Unglücksfällen, beizustehen, würde das Unglück verursacht, welches dem Fahrzeuge S. Louis, auf dem ich mich befand, zustieß. Es blieb nemlich auf einer Sandbank sitzen, und man sah sich genöthigt, es beynahe ganz auszuladen, um es wieder flot zu machen. Dies nahm zwey Tage Zeit weg, und verhinderte mich, das Geschwader wieder einzuholen.

Um das Unglück vollkommen zu machen, stieß unser Schiff, drey Tage nachher, als wir nur noch 14 Meilen bis zum Lande der Illinois hatten, an die Wurzel von einem Baume, die in dem Mississippi sehr häufig sind, und bekam von  
die



## 108 Neue Reisen nach Westindien.

diesem Stöße ein so großes Loch, daß es in weniger als einer Stunde Zeit zu Grunde gieng. Ich verlohr in diesem Zufalle meine ganze Equipage, und wäre beynahe selbst umgekommen. Ich war in eine Pirogue gesprungen, welche man aber mit dem, was aus dem Schiffsbruch war gerettet worden, so schwer beladen hatte, daß sie umschlug. Einige Soldaten ersoffen, und ich würde eben dis Schicksal gehabt haben, wenn mich nicht ein edelmüthiger Afkanas errettet hätte. Dieser sprang, der rauhen Jahreszeit ungeachtet, ins Wasser, und zog mich bey meinem Oberrock heraus.

Nach diesen Unglücksfällen bin ich endlich auf dem Fort Chartres angekommen. Ich war nicht lange da gewesen als ich ein Zeuge einer Begebenheit seyn mußte, die unglückliche Folgen hätte haben können. Die Pehenguias und die Duhatanons, hatten sich, auf Anstiften der Engländer verschworen, fünf französische Dörfer, die in dem Lande der Illinois angebauet sind, gänzlich zu ruiniren. M. de Macarthy hatte mich abgeschiedt Quartier für einige Truppen zu machen, die man mit einer Convoye erwartete. Die Wilden hatten sich vorgenommen, ihren Streich auszuführen, ehe diese Truppen ankämen. Ich besand mich um diese Zeit im Lande der Kaskalias, wo M. Montcharvaur kommandirte, der die Absichten dieser Barbaren nicht ergründen konnte. Sie hatten sich in den Häusern der Einwohner aus-  
ge-

gebreitet, und ihre übermäßigen Liebkosungen und Schmeicheleien verursachten, daß man sich an das Blutbad der Natches erinnerte, und einen Verdacht auf sie warf.

Bei Gelegenheiten von dieser Art fühlet ein kommandirender Officier die ganze Last seines Amtes. M. de Montcharvaur verlor bey den Muth nicht, und M. de Gruiſe, ein so tapftrer als vernünftiger Officier, unterstützte ihn. Er hielt eine Rathsversammlung mit den klügsten Einwohnern des Ortes, und that mir die Ehre mich dazu einzuladen, ob dis gleich mehr aus Höflichkeit als aus Nothwendigkeit geschah: denn ich war erst angekommen, und kannte also den Ort ganz und gar nicht. Doch unterstehe ich mich zu behaupten, daß er sich bey meinem Rathe, so simpel dieser auch war, nicht übel befand. Meine Meynung war: man müsse, um hinter die Absichten der Verschwornen zu kommen, ganz vertheidigungsweise gehen, ohne sich merken zu lassen, daß man den geringsten Verdacht geschöpft habe; zu dem Ende mochte man einige Einwohner zu Pferde und mit ihren Flinten, als ob sie auf die Jagd wollten, aus der Stad schicken, und diesen anbefehlen, daß sie die umliegenden Dörter auskundschaften, und hernach in vollem Gallop wieder in die Burg herein gejagt kommen sollten, als ob es etwas neues gebe. Dieses würde einen blinden Lärm verursachen, und alsdenn dürfte man nur auf die



## II0 Neue Reisen nach Westindien.

Gefichter der Wilden acht geben, die sich gewiß selbst verrathen würden. Man folgte diesem Rathe, und die Wilden wurden dadurch verführt zu glauben, die Franzosen hätten ihre Verschwörung entdeckt. Sie hatten sich vorgenommen, ihren Streich am ersten Weihnachtstage, wenn die Franzosen aus der Hochmesse kommen würden, auszuführen. Sie hatten sich sehr genau nach diesem Tage erkundigt, indem sie, nach ihrer Art, gefragt, wann der Tag wäre, an dem der Sohn des großen Geistes in die Welt gekommen.

Sobald sie glaubten entdeckt zu seyn, waren sie auf die Flucht bedacht. Wir gaben sofort gleich Feuer auf sie, und schossen 22 von ihnen todt. Ein Sergent, mit Namen la Jeunesse, der ein Creole und guter Jäger war, erschoss ihrer 4 vor meinen Augen. M. de Grunse griff die an, welche in das Kloster der Jesuiten geflüchtet waren, verwundete viele von ihnen, und bekam 5 lebendig gefangen, unter denen ein Illinois war. Diese wurden sogleich in Ketten gelegt.

M. de Macarty schickte hierauf alsobald einen Courier nach Neworleans, den Marquis von Baudreuil von diesem Vorfalle zu benachrichtigen: welcher die Ordre gegeben, die Gefangenen ihren Landesleuten wieder auszuliefern, die mit Thränen und der Friedenspfeife in der Hand kamen, und die Verschwörung leugneten, mit dem Vorgeben: ihre Leute hätten

### Neue Reisen nach Westindien. III

ten den Verstand verlohren, und die Engländer hätten ihnen denselben genommen. Sie haben den Frieden mit vieler Dankbarkeit angenommen, und jezo ist alles stille. Doch hat man den Einwohnern, aus Vorsicht, befohlen, ihr Gewehr mitzunehmen, wenn sie in die Messe gehen, und der Officier von der Wache hat Ordre zwey Schildwachen, während des Gottesdienstes, an die Kirchthüren zu stellen.

Ich darf nicht vergessen Ihnen zu sagen, daß dis alles vorgegangen, ohne daß von unsrer Seite ein Mann dabey verlohren oder verwundet worden, denn die Wilden warfen, um desto besser laufen zu können, ihre Schilde und Keulen weg. Der Kommandant M. de Montcharvaux und der Major de Gréuse haben durch ihre Sorgfalt dieser Verschwörung vorgebeugt, als sie schon auf dem Punkt war auszubrechen. Nun bin ich wieder auf dem Fort Chartres, wo wir ein sehr ruhiges Leben führen. Und da ich Ihnen keine wichtige Neuigkeiten zu erzählen weiß, so will ich Ihnen einige kleine Geschichten erzählen, die Ihnen vielleicht Vergnügen machen werden, und die Ihnen einen Begriff von dem Charakter unsrer Wilden machen können.

Ich hatte auf diesen Winter einen Wilden aus dem Dorfe der Mitchigamias zu meinem Jäger gemiethet. Eines Tages hatte er viel Wildpret geschossen, und gieng, anstatt es mir



## 112 Neue Reisen nach Westindien.

zu bringen, damit zu den Franzosen, und verhandelte es an diese, die ihm dafür so viel Brandtwein gaben, darinn er sich bis zum Unsinne besoffen hatte. Als er in diesem Zustande in meine Wohnung kam, so empfing ich ihn sehr übel, nahm ihm die Flinte, die ich ihm gegeben, und stieß ihn zur Thür heraus. Nichtsdestoweniger drang er sich wieder in meine Küche, legte sich darinn hin, und wollte sich nicht heraus jagen lassen. Als er den Rausch ausgeschlafen, so sah er ein, daß er einen großen Fehler begangen, und um diesen wieder gut zu machen, erwischte er eine Flinte und Pulver und Bley, und schlich sich weg. Den folgenden Tag kam er wieder, und trat ganz herzlich mit Wildpret beladen in mein Haus. Um seinen nackten Leib hatte er einen Riemen geschnallt, und die Köpfe des Federwildprets, das er geschossen, dadurch gezogen. Als er mitten in mein Zimmer getreten, so schnallte er den Riemen los, und ließ das Wildpret auf die Erde fallen. Hernach gieng er bey meiner Kaminfeuer, zündete seine Pfeife an, und überreichte sie mir, mit folgenden Worten, zum Rauchen: „Es ist wahr, ich hatte gestern den Verstand verlohren, aber ich habe ihn wieder gefunden, ich bekenne meinen Fehler und bitte dich, ihn mir zu verzeihen. Ich hatte die Begegnung verdient, die mir widerfuhr, als du mich aus deinem Hause stießest, aber du hast wohl gethan, daß du mich hast lassen“

„sen

## Neue Reisen nach Westindien. 113

sen wieder herein kommen; denn wenn es die übrigen Wilden erfahren hätten, so würden sie mir beständig, bey den geringsten Streiztigkeiten, vorgeworfen haben, ich sey von dem Officier die große Nase (1) weggejagt worden. „

Viele Europäer machen keinen Unterschied zwischen einem Wilden und einem Vieh, und glauben, diese Menschen hätten weder Wiß noch Verstand. Nichtsdestoweniger zeigt der Vorfall, den ich eben erzählt habe, und viele andre genugsam, daß diese Völker Empfindung von Ehre und Schande haben, sie sehen sehr wohl ein, wenn sie Unrecht haben, und wissen es, wenn sie böses thun. Es giebt Völker in Europa, bey denen man eben-so lächerliche und auch barbarische Handlungen siehet, als bey den Amerikanern.

Um wieder auf meinen Jäger zu kommen, wissen Sie so gut als ich, daß die Trunksucht einen Menschen zum Vieh macht, und daß dieses Laster, selbst bey einem Franzosen, schwer abzulegen ist. Die Wilden ahmen diese sehr leicht im Sausen nach und sagen, sie hätten  
das

(1) Dis war ein Zuname, den mir die Wilden gegeben, um mich von den übrigen Officiers zu unterscheiden. Sie geben einem jeden Officier Beynahmen, die sich auf die guten oder bösen Eigenschaften beziehen, welche sie an ihnen bemerken.



## II4 Neue Reisen nach Westindien.

das Trinken des Feuerwassers (1) von den Weißen gelernt.

Eines Tages fand mein Wilder die Thür des Königl. Magazins offen: er schlich sich wie eine Schlange hinein, öffnete den Hahn an einem Faß mit Brandtwein, um sich eine Bouteille zu füllen, und ließ die Hälfte davon auslaufen. Dieser Umstand nöthigte mich ihn abzuschnappen. Weil er aber doch ein guter Jäger war, und keinen andern Fehler hatte, so übernahm ich es, auf Bitte seiner Frau, ihn, mit ihrer und seiner Verwandten Hülfe, von diesem Laster zu curiren. Als er sich einstmals sehr betrunken hatte, und gern noch mehr Brandtwein trinken wollte, so ließ ich ihm sagen: ich hätte Brandtwein, ich wäre aber sehr geizig damit. Als bald kam er, und bat mich darum: ich gab ihm zur Antwort: ich hätte zwar Brandtwein, aber ich gäbe ihn nicht umsonst weg. Er erwiederte, er wäre arm, wenn ich aber seine Frau annehmen wollte, so wollte er mir diese auf ein Monat leihen. Ich stellte ihm vor: die Officiers der weißen Krieger kämen nicht zu den rothen Leuten, um bey ihren Weibern zu schlafen, wenn er mir aber seinen Sohn verkaufen wollte, so würde ich diesen gern zum Sclaven annehmen, und wollte ihm ein Faß Brandtwein davor geben. Wir schloß

(1) So nennen sie den Brandtwein.

den unsern Handel in Gegenwart einiger Zeugen und er überlieferte mir seinen Sohn.

Ich mußte anfänglich nicht wenig über dieses Lustspiel lachen. Ich gab ihm, noch über unsern Kauf, Brandwein zu trinken, darinn man langen Pfeffer gerhan hatte. Nachdem er davon getrunken hatte, so band man ihn und ließ ihn liegen. Als er den Rausch ausgeschlafen hatte, gieng der Cacique des Dorfes, und seine Freunde zu ihm in seine Hütte, wo sie ihn auf einer Strohmatten liegend fanden. Sie hielten ihm die Abscheulichkeit der unnatürlichen Handlung vor, die er begangen, indem er sein eigen Blut verkauft. Dieser Wilde kam alsobald mit Thränen zu mir und sagte: *ndage ouai panis*, das heißt: ich bin nicht würdig zu leben, ich verdiene den süßen Namen eines Vaters nicht mehr. Er beklagte sich sehr über den Brandwein, den ich ihm gegeben, und sagte, dieser hätte einen Brand in seinen Körper gebracht, und nannte ihn ein Des Obersten der Hölle, oder des bösen Geistes.

Seine Frau, die von Natur sehr aufgebracht war, und sich auf seine Kosten ein Vergnügen machen wollte, fragte ihn sehr gleichgültig, wo sein Sohn wäre? Er suchte sich anfänglich damit zu entschuldigen, daß er sagte: er hätte, da er meine Güte gekannt, sich gleich von Anfang darauf verlassen, daß ich ihm seinen Sohn wieder geben würde. Er



## 116 Neue Reisen nach Westindien.

hätte gewußt, daß das große Oberhaupt der Franzosen und der Vater der rothen Leute (so nennen sie den König von Frankreich) keine Sklaven in seinem Reiche hätte. Ich antwortete ihm: dis sey wahr, ich hätte aber seinen Sohn an Kindes Statt angenommen, und wollte ihn, als meinen Sohn mit nach Frankreich nehmen, um einen Christen aus ihm zu machen, und würde alles Pelzwerk seiner ganzen Nation nicht hinreichend seyn, ihn wieder loszukaufen.

Seine Verwandten stellten sich alsdenn an, als ob sie weinten, und riefen dem Wilden zum Oberhaupte des Gebetes, oder dem Manne, der mit dem großen Geiste redet, zu gehen, so nennen sie den Priester der Christen. Ich sagte ihm, wenn das Oberhaupt (1) des Gebets es so wollte, so würde ich ihm folgen, und wollte ihm seinen Sohn mit der Bedingung wieder geben, daß er ihn taufen ließe und ich sein Taufpathe würde: von ihm aber verlangte ich, daß er die Trunkenheit, die ihm so nachtheilig gewesen, abschwören sollte. Er antwortete mir, meine Worte wären stark, und er würde sich ihrer erinnern so lange er lebte: ich möchte ihn zum Bruder annehmen (2), und

(1) Damals war es der Abt Gagnon, Feldprediger bey der Garnison auf dem Fort Chartres.

(2) Das Adoptiren ist bey den Wilden sehr gewöhnlich.

er wollte sogleich hingehen und an den Pfeiler schwören. Nach dieser Zeit hat er weder Wein noch Brandwein getrunken, und ich habe ihm dergleichen anbieten lassen, er hat es aber allemal ausgeschlagen, mit den Worten: er habe an den Pfeiler geschlagen, der Herr des Lebens würde auf ihn zürnen, den, wie ich ihm gesagt hätte, man nicht betrügen könnte. Er erinnerte sich, daß ich ihm einstmal die Zahl der Gläser Brandwein gesagt, die er getrunken hätte, da ich es doch nicht gesehen hätte, und hieraus hätte er geschlossen, daß ich es von dem großen Geiste, der alles siehet, erfahren. Wenn ich wissen wollte, wie viel Gläser Brandwein dieser Wilde trinken konnte, so ließ ich ein ausgespültes Glas bey ein Faß Brandwein setzen. Sobald der Wilde allein war, so ließ er sich gelüsten ein Glas zu trinken. Ich ließ es alsdenn wieder mit heissem Wasser auswaschen, und an seine Stelle setzen, und dieses geschah so oft, als er getrunken hatte: also konnte ich ihm leicht sagen, du hast so viel Gläser getrunken. Der Wilde erstaunte darüber, und glaubte, ich wäre ein Zauberer. Ich habe öfters angemerkt, daß die Wilden es gern sehen, wenn man ihre kleinen Kinder liebkoset. Deswegen habe ich mich dieses Mittels oft bedient, um mich bey ihnen in Liebe und Furcht zu erhalten. Je zorniger ich auf die Väter war, um desto freundlicher gieng ich mit den Kindern um, und schenkte ihnen allerley



## II8 Neue Reisen nach Westindien.

Europäische Kleinigkeiten. Hieraus schlossen die Wilden, daß ich meinen Zorn nicht auf ihre Familie erstreckte, von der ich nicht beleidigt worden, sondern nur auf sie allein zürnte, weil sie sich gegen mich übel verhalten. Hierdurch wurden sie gerührt: sie giengen alsdenn gewöhnlich auf die Jagt, brachten mir das geschossene Wildpret, warfen es vor mir hin und sagten: dies ist dich zu versöhnen, zürne nicht mehr auf uns. Ich antwortete ihnen, ich vergesse gerne das vergangene, wenn ich euch mit Vernunft wieder zu mir kommen sehe; das heißt, nicht mit leeren Händen.

Die Herzen der Eltern sind an allen Orten der Erde einerley; man findet keine, die sich nicht freuen sollten, wenn man mit ihren Kindern freundlich umgehet.

Sie sehen hieraus, daß sehr geringe Sachen mir die Freundschaft dieser Völker erwerben, und daß es nur auf die Art ankommt wie man mit ihnen umgehet, um sie sich völlig ergeben zu machen. Aber vor diesesmal genug hiervon. Ich will Sie nur noch an dem Plane erinnern, den ich mir entworfen habe. Ich werde die Lage der Derter, wo ich hinkommen untersuchen, und mich während meines Aufenthaltes bey diesen Völkern vornemlich bemühen, das Genie eines jeden Volkes, mit dem ich umgehen muß, kennen zu lernen. Dies ist ein Studium, welches ich würdig halte, daß sich ein Reisender damit beschäftigt. Sie sind

ei

ein Soldat, und überdas ein Philosoph, und ich hoffe, daß Ihnen aus diesem Grunde meine Erzählungen Vergnügen machen werden, die, wie ich nicht zweifle, Ihnen glaubhaft seyn werden. Ich habe mich nie darauf gelegt, Sachen zu erdenken, oder zu vergrößern, und werde ihnen nichts schreiben, als was ich mit meinen Augen gesehen habe. Ich bin ic.

Vom Fort Chartres den 28. März 1752.

## VII. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung des Krieges, den die Kénards mit den Illinois geführet, davon der Autor ein Zeuge gewesen. Wie sich die Franzosen unter diesen Völkern etabliret.

Mein Herr!

Ich habe mich unterrichten lassen, wie sich die Franzosen in diesem Lande festgesetzt haben. Das Land der Illinois wurde anfänglich von einigen Walbläusern (1) entdeckt,

S 4

und

(1) Man nennt die Französischen Jäger in Canada Walbläuser, weil sie der Felle von den wilden Thieren wegen oft 6 Monat oder wol ein ganz Jahr in den Wäldern herumziehen.



und weil diesen das Clima darinn sehr wohl gefiel, denn es liegt unter dem 40ten Grade Norder Breite, so blieben sie darinn und machten Freundschaft mit den Einwohnern. Verschiedene von ihnen heyratheten wilde Frauen, davon die meisten Christinnen wurden. Nach der Entdeckung von Louisiana schickte die westindische Compagnie viele Familien dahin, die sich daselbst angebauet und vermehrt haben. Tho sind 5 Flecken darinn, die von Franzosen bewohnt werden (1). Der größte darunter heißt Kasakias, welchen Namen der Stamm eines Dorfes der Illinois führet, das nur eine halbe Meile davon entfernt ist. Herr Sausier, ein Ingenieur, hat den Plan zu einem neuen Fort entworfen, welches auf Befehl des Hofes hier angelegt werden soll. Es soll den Namen des alten behalten, welches Chartres heißt.

Das Land der Illinois ist eins der schönsten in der Welt. Es versorgt die ganze übrige Colonie mit Mehl, und treibt starke Handlung mit Fellen, Bley und Salz. Es giebt dar:

- (1) Die Indianische Compagnie besaß Louisiana bis 1731 da sie es an den König abtrat. Die Flecken der Franzosen sind: das Dorf der Kasakias, das Fort Chartres S. Philippe, Kasakias und la Prairie du Rocher, nun ist noch ein sechstes dazu gekommen, welches S. Genevieve genannt wird.

darinn eine Menge Salzquellen, wodurch die wilden Ochsen und Rhee, die die Weiden um diese Quellen sehr suchen, dahin gezogen werden. Man salzt ihr Fleisch und die Zungen ein, und führt sie nach Neworleans. Es giebt hier auch Schinken, die so gut sind wie die in Bayonne. Die Früchte sind hier so schön wie in Frankreich.

Die Illinois haben eben die Sitten, wie die Völker, davon ich Ihnen in meinen vorigen Briefen eine Beschreibung gegeben, und sind von denselben nur durch die Sprache verschieden. Sie verheyrathen sich, und gehn, nach einer Jagt, ohne Umstände wieder von einander.

Sie folgen in ihren Verheyrathungen der einfältigen Natur und beobachten weiter keine Formalitäten, erfodern auch nichts mehr zur Ehe als die Einwilligung von beiden Theilen. Da sie weiter keine Contracte mit einander machen, so scheiden sie sich ohne Weitläufigkeiten, wenn sie unzufrieden von einander sind, indem sie sagen: die Ehe sey nur ein Band der Herzen, und sie vereinigten sich nur, um sich zu lieben, um sich in ihren Bedürfnissen einander zu helfen. Auch habe ich unter diesem Volke sehr vergnügte und einträchtige Ehen gefunden. Die Vielweiberey ist hier nicht gewöhnlich, ob die Landesgesetze sie schon erlauben. Ein Weib darf zwey Weiber nehmen, wenn er ein Jäger ist. Zuweilen heyrathet einer zwey



Schwwestern und sie geben hiervon zur Ursach an, diese könnten sich eher mit einander vertragen, wie Fremde. Die Weiber der Wilden sind durchgängig sehr arbeitsam: man sagt ihnen von Jugend auf vor, daß, wenn sie faul und ungeschickt wären, so würden sie nie einen nützigen Kerl zum Manne bekommen. Der Geiz, die Ehrbegierde und andre Leidenschaften, die in Europa so bekannt sind, ersticken bey den Eltern in diesen Ländern die Empfindungen der Natur nicht, und verleiten sie nicht ihren Kindern Gewalt anzuthun, und ihre Neigungen zu zwingen. Nach einer Gewohnheit, die unvergleichlich, und der Nachahmung würdig ist, verheyraethet man hier nur solche Personen mit einander, die sich lieben. Die Nation der Illinois war vordem die furchtbarste unter den Völkern in Louisiana: aber die vielen Kriege, in die sie mit den Nordischen Nationen verwickelt gewesen, haben sie sehr geschwächt. Den Haß der Wilden in Canada haben sie sich durch die vielen Einfälle zugezogen, die sie in dis Land gethan, und daß sie in ihren Kriegen und Jagden die Weibgen vor den Bibern getödtet, welches man unter diesen Völkern vor ein Verbrechen und eine Niederträchtigkeit hält. Denn die Wilden führen mit den Biberfellen einen starken Handel und vertauschen sie den Europäern gegen andre Waaren.

Im Jahr 1752 trafen die Wilden von dem Stamme der Koakias sechs Wilde von der Nation der Renards (1) auf der Jagd an, nahmen sie gefangen, ob sie schon keinen Krieg mit ihnen führten, und vereinigten sich, sie zu verbrennen, damit ihre Nation niemals etwas davon erfahren möchte. Einer von diesen war so glücklich sich von den Galgen los zu reißen, daran sie ihn gebunden hatten. Als er sich von seinen Henkern verfolgt sah, so sprang er in einen See, und entgieng ihren Nachstellungen dadurch, daß er sich unter dem Wasser hielt. Er hatte sich im Rohr versteckt und hob den Kopf nur zuweilen in die Höhe, um Othem zu schöpfen, und hatte die Standhaftigkeit die ganze Zeit über, daß man seine Kammeraden verbrannte, in dieser Lage zu bleiben. Als die Nacht eingebrochen war, so entwischte er der Wachsamkeit der Illinois, welche glaubten, er sey vertrunken, oder von dem gewasneten Fische gefressen (2). Weil er nackend und ohne Waffen war, so mußte er auf dem Wege nach seinem Volke von Kräutern leben. Als er nach Hause gekommen, so erzählte er seinen Landsleuten

(1) Der wahre Name dieses Volkes ist Outagamis: ihr Land liegt gegen Westen des Sees Michigan.

(2) Dis ist in Louisiana der gefräßigste Fisch. Er beißt mit seinen Zähnen die eisernen Harpunen entzwey.



## 124 Neue Reisen nach Westindien.

leuten die Begegnung der Illinois, und das erbärmliche Schicksal seiner Jagtgefährten. Alsobald fiengen, nach ihrer Gewohnheit, die Verwandten an zu wehklagen. Das Oberhaupt der Nation berief eine Versammlung zusammen; denn sie thun nichts ohne sich vorher zu berathschlagen, und es wurde beschlossen, daß man Stöcker (1) an die Oberhäupter der Stämme, die mit ihnen im Bündniß waren, schicken wollte. Unter diesen waren die Sious, die Sakis, und die Kikapous, welche als Hülfsvölker unter der Matte oder Fahne der Renards mit zu Felde zogen. Die Armee bestand aus 1000 Kriegeren. Als alles fertig war, so richtete ihr General seinen Marsch zu Wasser wider die Illinois: vornemlich war es auf das Dorf der Michigamias angesehen, welche den Koakias bey sich eine Zuflucht verstatet hatten.

Diese kleine Armee bestieg 180 Canots, die aus Baumrinden gemacht werden, und schiften den Fluß Quisconsing, der sich in den Mississippi ergießet, herunter. Der Strom des Flusses und ihre Arbeit mit den Rudern brachte sie sehr bald zu ihren Feinden.

Sie

(1) Weil die Wilden nicht schreiben können, so zeigen diese Stöcker die Anzahl der Krieger und den Tag, an dem sich die Armee versammlet, an.

Sie fuhren in guter Ordnung das Fort Roakias vorbei, darinn der Ritter Wolsen, in Officier von meinem Detaschement, kommandirte. Die Avantgarde des Geschwaders der Renards bestand aus den besten Läufern, die Befehl hatten ans Land zu steigen und das Land zu untersuchen. Die Landung geschah eine Viertel Meile von dem feindlichen Dorfe, und wurde durch einen Wald und einen hohlen Weg verdeckt, und sie kamen bis auf einen Musquetenschuß vom Dorfe der Mitchigamias, ehe diese, welche sich einer solchen Visite nicht verahen, das geringste davon merkten.

Die Renards hatten den Frohnleichnamstag mit Fleiß zum Tage der Schlacht mit den Illinois erwählt, weil sie wußten, daß dieselben an diesem Festtage häufig zum Fort Chartres zu gehen pflegten, um die Feierlichkeiten mit anzusehen, die die Franzosen an diesem heiligen Tage anstellen. Das Fort Chartres ist von dem Dorfe nur eine Meile entfernt.

Als alles zum Angriff fertig war, so befohl der General der Renards zwölf jungen Krieger, die sehr gute Läufer waren, ihren Leib (1) unter die Feinde zu werfen.

Also:

(1) Seinen Leib unter die Feinde werfen bedeutet bey den Wilden so viel, als sich in die größte Gefahr geben, wie unsre Wagehälse, oder die, welche bestimmt sind, zuerst die Wälle eines besetzten Ortes zu ersteigen.



## 126 Neue Reisen nach Westindien.

Alsobald stürzten sich diese junge Leute in das feindliche Dorf, tödteten alles was ihnen vorkam, und machten dabey das Geschrey des Todes. Nachdem sie ihre Ladung verschossen, so flohen sie so geschwind wieder fort, wie sie gekommen waren.

Die Illinois ergriffen alsobald die Waffen und verfolgten sie; aber das Corps der Armee der Renards, die sich im Gesträuche versteckt hatte, gab auf einmal Feuer auf sie, wodurch 28 Illinois getödtet wurden; alsobald griffen sie das Dorf an, erwürgten Männer, Weiber und Kinder, steckten es in Brand, und führten die übrigen Einwohner gefangen weg.

Die Renards verlohren an diesem für sie rühmlichen Tage nur 4 Menschen, darunter auch ein Anführer mit einer Medaille (1), von der Nation der Sious, war, der als ein Bundsgenosse mit zu Felde gezogen.

Ich bin ein Zuschauer dieses Blutbades gewesen, welches den 6ten Junii 1752 geschah. Ich befand mich auf einer Höhe, von der man die Ebene und das Dorf der Michiganiens übersehen kann. Ich habe sogar Gelegenheit gehabt, einem jungen Mädgen von 15 Jahren das

(1) Dis ist ein Ehrenzeichen, davon ich schon oben geredet habe, das der Gouverneur den tapfersten Anführern der Wilden, und die den Franzosen am meisten ergeben sind, im Namen des Königs giebt.

das Leben zu retten. Sie brachte mir, während des Angriffs, Erdbeeren, und als sie von den Feinden verfolgt wurde, so warf sie sich in meine Arme, und die Barbaren unterstanden sich nicht auf sie zu schießen, aus Furcht, mich zu treffen.

Sie können hieraus urtheilen, daß es sehr gefährlich ist von diesen Völkern überfallen zu werden. Nur die Wilden, welche aus Neuzigier nach dem Fort Chartres gekommen waren, die Proceßion der Franzosen mit anzusehen, entgegen der Rache der Renards. Diese waren mit ihrem Siege zufrieden, stiegen wieder in ihre kleine Fahrzeuge, und brachten die gefangenen Illinois, alle gebunden auf ihre vordersten Canots. Als sie vor dem Französischen Fort Roakias wieder vorbeifuhren, so gaben sie eine Generalsalve aus allen ihren Musqueten.

Der Admiral der Renards führte eine französische Flagge auf seinem Canot, und war so stolz auf seinen Sieg, als ob er ein großes Reich erobert hätte.

M. de Macarty unser Kommandant hat schon an die Officiers von unserm Posten in Canada geschrieben, daß sie mit den Renards wegen der Ranzion der gefangenen Illinois handeln sollen.

Diese listigen Wilden hatten ihre Unternehmung so vorsichtig angefangen, daß wir nichts davon erfuhren, bis sie sie ausgeführt hatten.

Sie



## 128 Neue Reisen nach Westindien.

Sie haben es für uns so heimlich gehalten, aus Furcht, wir möchten Mittler zwischen ihnen und den Illinois, die unsre Freunde und Bundesgenossen sind, abgeben wollen, und die würden wir gewiß nicht unterlassen haben. Aber die beleidigte Nation hatte sich ein vor allemal vorgesetzt sich zu rächen.

Das Dorf der Mitchigamias hat bey diesem unglücklichen Ueberfalle ungefähr 80 Personen theils an Todten, theils an Gefangnen verlohren.

Den 16ten Junius 1752 wurde mir von unserm Kommandanten aufgegeben, die noch übrig gebliebenen Kaos und Mitchigamias zu versammeln. Ich hielt folgende kurze Rede an sie, die ihnen der Dollmetscher des Königs in ihrer Sprache wiederholen mußte.

„Meine Kinder! Ich rede mit euch im Namen eures Vaters (1) des M. de Macarty dem euer Unglück sehr nahe gehet. Er lasse euch vermahnen, euren Mahis gut zu bauen damit ihr aus dem Mangel heraus kommen möget, darinn ihr jezo steckt. Hier bringe ich euch etwas indianisches Korn von ihm zum Geschenke, weil es ihm wehe thut, daß ihr von Hunger gequält werdet. Er schickt euch auch dieses wenige Pulver und diese Kugeln und Feuersteine. Wir können iho nicht mehr mis-

(1) Die Wilden pflegen die Officiers mein Vater zu nennen.

sen, denn wir haben auch Feinde, so wol wie ihr, und wissen nicht, wenn unsre Schiffe von dem großen Dorfe (so nennen sie Neuorleans) ankommen werden. Euer Vater giebt euch auch den Raht, auf die Jagd zu gehen, und eure Familien mitzunehmen, damit sie leben können, und nur wenige Männer zurück zu lassen, um eure Felder zu bestellen, und zu hüten, daß sie die wilden Thiere nicht verderben. Ihr müßet auch zuweilen einen von euch hierher schicken, daß er sich erkundige, wie es hier steht.

**Antwort der Oberhäupter von beyden Stämmen.**

„Es ist gut, mein Vater, daß der große Chef<sup>(1)</sup> Mitleiden mit uns hat. Du hast es mit angesehen, wie wir überfallen sind, denn du hast eine unserer Töchter gerettet. Die Renards und ihre Bundsgenossen haben uns erwürgt, unsre Hütten und Lebensmittel verbrannt, und unsre Beute geraubet, unterdessen daß wir bey den Kaskakias waren. Denke daher, daß wir Niemanden hier lassen können, weil die Zurückgelassenen Hungers sterben müßten, und nicht aufhören würden, den Tod unsrer Anverwandten zu beweinen, die in diesem unglücklichen Ueberfall umgekommen

(1) So nennen die Wilden den obersten Officier von uns, der in einer Provinz ist.



## 130 Neue Reisen nach Westindien.

„men sind. Melde aber unserm Vater durch  
 „das redende Papier, daß wir, um unsre Treue  
 „gegen ihn zu beweisen, ihm von Zeit zu Zeit  
 „Bildprett schicken werden, und uns erkun-  
 „digen lassen, wie es hier steht.

„Wir hoffen, daß das große Oberhaupt  
 „der Franzosen uns in Schutz nehmen, und  
 „gegen unsre Feinde vertheidigen wird. Wir  
 „bitten dich auch für uns bey ihm zu sprechen,  
 „daß er einigen Familien von unsrer Nation,  
 „die bey den Kaskafias geblieben sind, sagen  
 „läßt, daß sie sich mit uns zur Vertheidigung  
 „des Forts, welches wir am Ufer des Missis-  
 „sippi angefangen haben, vereinigen. „

Rede des Chikagu eines Anführers mit  
 einer Medaille.

„Ich bitte dich, mein Vater, unsre Waf-  
 „fen in guten Stand setzen zu lassen, so wol-  
 „len wir alsobald ausziehen. Sag dem gro-  
 „ßen Chef, daß er die übeln Reden nicht an-  
 „hören möchte, die unsre Feinde unsehlbar  
 „wider unsre Nation anbringen werden. Sag  
 „ihm, daß er sich des Worts erinnere, wel-  
 „ches ich zu ihm geredet habe, es soll wahr  
 „seyn, und ich werde das seinige in meinem  
 „Herzen bewahren.

Antwort.

Wenn das wahr ist, was du sagest, so  
 wirst du immer von deinem Vater gut aufge-  
 nommen werden, und wenn dein Herz mit dei-  
 ner

ner Zunge übereinstimmt, so werden alle Anführer der Franzosen suchen die Vergnügen zu machen. Es ist auch gut, daß ihr sogleich auf die Jagd ziehet; denn bedenk einmal, was die Hunde aus deinem Dorfe dem Vieh der Französischen Einwohner für Schaden thun (1), und wie gelassen sie dis Unrecht ertragen. Wenn sie bisher dazu still geschwiegen haben, so ist es nur in Betracht eurer Unglücksfälle geschehen, wodurch sie gerührt sind, und sie sehen auch nicht ohne Schmerz in diesem elenden Zustande. Aber sie fangen an es überdrüssig zu werden, und es ist deswegen nothwendig, daß ihr es abändert. Euer Vater wird vergnügt seyn, wenn ihr auf die Jagd ausgezogen seyd: denn sein Herz ist betrübt, und er siehet nicht ohne Mitleid, daß seine Kinder vom Hunger geplagt werden.,,

„Was mich betrifft, so wünsche ich euch eine glückliche Reise, und bey eurer Zurückkunft eine gute Erndte. Ich hoffe, der große Geist wird Mitleiden mit euch haben, spottet seiner nicht, gebiethet euren Jünglingen, daß sie nicht muthwillig sind, das ist, daß sie  
 I 2 „die

(1) Die Wilden hatten eine Menge Hunde, die sie zur Jagd brauchen. Als ihr Dorf abgebrannt war, so konnten sie ihre Hunde nicht füttern, und diese zerrissen das Französische Vieh. Die Hunde der Wilden sind halb Wölfe und halb Hunde.



„die Weibgen der Viber an den Seen und an  
 „dern Gegenden, wo eure Feinde ihre Jagt  
 „haben, sich deswegen zu rächen, wie euch die  
 „traurige Erfahrung schon gelehrt hat.

„Euer Vater hat an den M. Adamvill  
 „geschrieben, der im Lande der Peorias kom  
 „mandirt, für euch mit den Renards Frieden zu  
 „schließen, und wegen der Kanzion eurer gefan  
 „genen Weiber und Kinder, mit ihnen zu han  
 „deln. Die Waaren dafür werden ihnen  
 „auf Rechnung des Königs, eures Vaters  
 „des großen Oberhauptes der weißen und ro  
 „then Menschen, gegeben werden.,

Es ist bey den Wilden nicht gewöhnlich  
 diejenigen zu strafen, welche in einer Schlacht  
 wo es auf die Ehre, oder die Vertheidigung des  
 Vaterlandes ankommt, ausreissen, oder sich  
 zurückziehen. Sie werden aber als ein Schand  
 fleck des menschlichen Geschlechts angesehen.  
 Es wird ihnen immer vorgeworfen, sie wären  
 keine Menschen, sondern alte Weiber. So  
 gar die Weiber verachten sie, und die allerhäß  
 lichsten Mädgens wollen sie nicht zu Männern  
 haben, und wenn es sich zuträgt, daß eine ei  
 nen solchen heyrathen will, so lassen es die Ver  
 wandten nicht zu, und wollen keinen Menschen  
 der ohne Herz, und seinem Vaterlande unnütz  
 lich ist, in ihrer Familie wissen. Ein solcher  
 ist gezwungen seine Haare wachsen zu lassen und  
 ei

nen Alkonan, oder Weiberhabit zu tragen. Ich habe einen gekannt, der um diese schändliche Kleidung ablegen zu dürfen, ganz allein wider die Chicachas unsre und ihre Feinde zu Felde zog. Er näherte sich ihnen, indem er wie eine Schlange auf dem Bauche kroch, und hielt sich drey bis vier Tage ohne zu essen und trinken in dem Gesträuche versteckt. Als nun zu dieser Zeit die Engländer den Chicachas in ihrer Caravane Waaren zuschickten, so tödtete der Illinois einen davon, der ein wenig zurück geblieben war, hieb ihm den Kopf ab, schwang ihn auf sein Pferd und entfloh. Bey seiner Zurückkunft setzte ihn seine Nation wider in seine Würde ein, und gab ihm eine Frau, Krieger zu zeugen. Er hatte vor seiner Abreise Hundesfleisch gegessen, welches ein Aberglaube ist, der unter den Wilden im Schwange gehet, und von ich oben schon geredet habe.

Der oberste Cacique der Illinois stammt aus der Familie der Prinzen Tamaroas her, der vorzeiten die ganze umliegende Gegend beherrscht haben. Dieser wilde König ist ein Sohn von dem, der mit seinem Hofstaat im Jahr 1720 nach Frankreich kam. Er wurde dem Könige vorgestellt, der ihn mit einer goldnen Medaille, mit seinem Portrait, beschenkte. Sein Sohn trägt das Geschenk jezo an sich. Es war auch eine Frau von der Nation der Missouris mit, die man die Prinzessin



## 134 Neue Reisen nach Westindien.

sinn der Missouris (1) nannte. Herr Dübois der Sergent und Dollmetscher dieser Amerikanischen Gesandtschaft war, wurde vom König zum Oberofficier gemacht, und heyrathete bei seiner Zurückkunft nach Amerika diese Missourische Dame. Als sie hernach Wittwe geworden, so heyrathete sie den Herrn Marin, Hauptmann von der Miliz wieder, von dem sie eine Tochter gehabt, die noch lebt.

Die Indianische Prinzessin erzählte, bei ihrer Zurückkunft ihren Landsleuten, die Pracht des Französischen Hofes, wo sie sehr wohl aufgenommen, und mit Geschenken überhäuft war. Sie hatte unter andern auch eine goldene mit Diamanten besetzte Repetiruhr geschenkt bekommen: welche die Wilden wegen ihrer Bewegung, die sie nicht begreifen konnten, einen Geist nannten.

Ich habe hier mit einem alten Wilden geredet, der mit in dem Gefolge des Prinzen Tamarou gewesen war. Diesen fragte ich unter anderem was er schönes in Paris gesehen hätte? Er antwortete mir: das schönste was er gesehen wä

(1) Sie war eine Tochter des obersten Caciqu dieser Nation. Man sagt, sie wäre eine Maîtresse des M. de Bourmont gewesen, der während seines Aufenthalts unter den Missouris so viel von Frankreich gerühmt hätte, daß dadurch viele bewogen ihm dahin zu folgen. Die Tochter ließ sich taufen und wurde eine Christin.

wäre die Fleischerstraße, denn da fände man sehr viel Fleisch, hernach folgte die Straße St. Honore. Wenn er seinen Landsleuten erzählte, daß er in der Opera gewesen, und daß alle Leute darinn Zauberer wären, oder auch, daß er auf dem Pont neuf kleine Menschen gesehen (1), die geredet und gesungen hätten, so wollte ihm Niemand glauben. Wenn er ihnen erzählte, daß er ein großes Französisches Dorf (Paris) gesehen, darinn so viel Menschen gewesen, als Blätter auf den Bäumen in ihren Wäldern, (dis ist eine Hyperbole, deren sich die Wilden bedienen, eine sehr große Anzahl anzudeuten, denn sie haben keine Ausdrücke über hundert zu zählen) so antworteten sie ihm: die Europäer müßten ihm die Augen verblendet und ihn immer einarlen Gegenstände gezeigt haben, denn dis wäre unmöglich. Er fügte hinzu, er habe Cabanen des großen Oberhauptes der Franzosen gesehen, nemlich das Louvre und Versailles, die so groß wären, daß mehr Menschen darinn wohnen könnten, als in ihrem Lande sind. Er erzählte auch, er habe die Cabane der alten Krieger gesehen, das Invalidenhaus zu Paris. Weil dieser Alte schon anfieng kindisch zu werden, so glaubte er mit den Wilden, die Europäer hätten ihn bezaubert. Ein anderer Illinois, der diese Reise auch mit gethan hatte,

I 4

sag:

(1) Man wird leicht verstehen, daß dis Maricoutten gewesen.



## 136 Neue Reisen nach Westindien.

sagte, er habe in den Thuilleries zu Paris Menschen gesehen, die halb Weiber wären, sie hätten ihre Haare wie Weiber frisiert, trügen Ohrringe in den Ohren, und große Blumensträuße auf der Brust: er hätte vermuthet, daß sie sich schminkten und gefunden, daß sie wie die Crocodile röchen (1).

Dieser Amerikaner redete mit der größten Verachtung von der Art von Menschen, die wir unter dem Namen der Petits Maitres kennen. Diese Menschen scheinen mit der Schwachheit und Zärtlichkeit des weiblichen Geschlechts geboren und von der Natur zu Weibern bestimmt zu seyn, die sich aber hernach, bey Austheilung ihres Geschlechts geirret hat.

Dieser Wilde hatte auch die enorme Höhe der Coeffüren des weiblichen Geschlechts, die um die Zeit Mode war (2), eben so wol als ihre hohen Absätze bemerkt. Aber was würde er nicht gesagt haben, wenn er ihre jetzigen ausschweifend großen Reifröcke, und ihre feinen Taillen, die sie von Kindheit an in ihre Panzer, die sie Schnürbrüste nennen, einschnüren,

ges

(1) Das Crocodil im Mississipp hat Säcke mit Bisam, die noch größer sind, als die bey den Ostindischen. Der Geruch davon ist so stark, daß man ihn riechet, ehe man das Thier siehet.

(2) Es war während der Minderjährigkeit Ludwig XV.

gesehen hätte? Diese Coquetten werden durch ihre Künste eben so lächerlich als ihre närrischen Verehrer. Sie werden in ihren Reisen durch Europa, so wol als ich, angemerkt haben, daß die Ausländer, und die aus den Provinzen, welche in Paris gewesen, und unsre Stutzer und Stutzerinnen haben nachahmen wollen, sich durch dieses unnatürliche und närrische Bezeigen, bey ihren Landsleuten lächerlich und untrüglich gemacht. In der That, sagte dieser Wilde, solche weibische Manieren entehren eine an sich ehrwürdige Nation.

Ich habe einen Brief vom Marquis von Baudreuil erhalten, darin mir dieser sein Bezeugnis über den Verlust, den ich durch den Schiffbruch meines Fahrzeuges erlitten, bezeugt. Dieser Gouverneur hat uns einer Edelmüthigkeit, die ihm eigen ist, das Unglück eines Officiers, der im Dienste des Königs alle das seine verlohren, nach seinem Vermögen zu lindern gesucht.

Er hat mir erlaubt nach Menorleans zurück zu kommen, und mir seinen Beutel und einen Tisch angeboten; ich befürchte sehr, daß er, bey meiner Ankunft daselbst, schon nach Frankreich abgegangen seyn wird. Man kann mit Wahrheit sagen, daß er sich hier oft jedermanns Hochachtung und Ergebenheit erworben hat, und die Wilden vergleichen ihn mit seinem Vorgänger, dem M. de Bienville. Wenn diese wilden Völker einen Gouverneur



nicht loben, sondern ihn einstimmig verabscheuen, so ist dis die stärkste Anklage wider ihn.

Ehe ich diesen Briefschließe, muß ich noch etwas von den Massouris sagen: der Baron Porneuf, der auf dem Fort Orleans, welches in ihrem Lande liegt, das Kommando geführt, hat mich versichert, sie wären vordem sehr kriegerisch gewesen, aber die Französischen Wildläufer hätten sie durch ihre üble Aufführung und die Uneinigkeit, die sie unter sie gebracht, verdorben. Ihre betrügliche Art zu handeln hätte diese verächtlich gemacht, sie entführten auch den Wilden die Weiber, welches diese Nation als das größte Verbrechen ansieht, und Vergeltungen von dieser Art finden bey ihnen niemals Vergeltung. Die unordentliche Lebensart dieser Leute brachte endlich die Missouris so weit, daß sie, unter dem Gouvernement des Herrn von Bienville, den Herrn Dubois mit sammt der kleinen Garnison, die unter seinen Befehlen stand, ermordeten. Weil kein einziger Soldat davon entkommen ist, so hat man niemals gründlich erfahren können, wer Recht oder Unrecht gehabt.

Iho will ich Ihnen einen Zug von dieser Volke erzählen, der beweisen wird, daß sie nur dem Nahmen nach Wilde sind, und daß die Franzosen, die sie haben betrügen wollen, sich selbst hintergangen haben. Ungefähr vor 40 Jahren kannten diese Wilden die Europäer noch

noch nicht; ein Reisender oder Waldläufer kam in ihr Land, lehrte sie die Feuerröhre kennen, und verkaufte ihnen einige Flinten und Schießpulver. Diese thaten damit eine sehr gute Jagd, und hatten also sehr viele Felle. Einige Zeit hernach kam ein alter Waldläufer zu ihnen, und bot ihnen Pulver zum Verkaufe an, weil sie aber noch damit versehen waren, so eilten sie nicht sehr mit ihm zu handeln. Um aber doch sein Pulver los zu werden erdachte dieser eine sehr außerordentliche List, ohne sich darum zu bekümmern, was für Folgen seine Ausführung für seine Landsleute haben würde, und er glaubte eine sehr große That ausgeführt zu haben, daß er diese armen Leute betrogen hatte.

Weil die Wilden von Natur sehr neugierig sind, so wollten sie auch gern wissen, woher in Frankreich das Pulver, welches sie Samen nennen, entstünde. Der Jäger überredete sie: man säete es in Frankreich aus, und erndte es ein, eben wie man in Amerika den Indig und Hirsen erndtet.

Die Missouris waren über diese Entdeckung sehr erfreuet, und säeten alles Pulver, was sie vorrätzig hatten, kauften auch dem Franzosen das seinige ab, der dafür ein ansehnliches an Biber, Fischotter, und andern Fellen bekam, womit er den Fluß herunter segelte bis zu den Illinois, wo damals M. de Tonti kommandirte.

Die



## 140 Neue Reisen nach Westindien.

Die Missouris giengen von Zeit zu Zeit in ihre Thäler, um zu sehen, ob das Pulver aufgieng: sie hatten auch Wächter dabey gesetzt, damit das Wild ihre gehoffte Erndte nicht verderben möchte: aber sie kamen bald hinter die Betrüglichkeit des Franzosen. Ich muß hier anmerken, daß man die Wilden nur einmal betrügen kann, und daß sie es nicht vergessen, wenn man es gethan hat. Die Missouris beschloffen deswegen, sich an dem ersten von unsrer Nation, der zu ihnen kommen würde, zu rächen. Kurze Zeit hernach reizte die Begierde nach Gewinn diesen Waldläufer seinen Compagnon mit Waaren, die bey den Missouris angenehm waren, zu ihnen zu schicken. Diese erfuhren, daß er ein Colleague von dem sey, der sie betrogen hatte, verbargen aber nichtsdestoweniger ihren Zorn über den Streich, den ihnen sein Vorgänger gespielt hatte. Sie liehen ihm sogar ihre öffentliche Cabane, die mitten im Dorfe lag, um darin seine Waaren auszulegen. Sobald er mit dem Auspacken fertig war, fielen die Missouris in größter Unordnung herein, und ein jeder, der so einfältig gewesen war Pulver zu säen, trug eine Last Waaren weg, so daß der arme Handelsmann um alle seine Waaren kam, ohne von den Wilden das geringste dafür zu erhalten. Der Franzose schrie sehr über ein solches Verfahren und beklagte sich deswegen bey dem Oberhaupte der Nation, welcher ihm mit einem ernsthaften Gesichte

sichte antwortete: er wollte ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, man müsse aber erst die Erndte des Pulvers abwarten, welches seine Unterthanen auf Rathen seines Landsmannes ausgesäet hätten: er versicherte ihn, bey seinem königlichen Worte, daß er alsdenn sogleich eine allgemeine Jagd würde anstellen lassen, und daß alle die Felle von den wilden Thieren, die man auf dieser Jagd fangen würde, ihm, als eine Vergeltung für das wichtige Geheimniß, welches die Franzosen seiner Nation gelehret, sollten gegeben werden.

Unser Reisender führte vergebens an, der Boden der Missouris sey vielleicht nicht geschickt Pulver zu tragen, seine Unterthanen hätten sich geirret, dieses käme nur in Frankreich fort. Alle seine Entschuldigungen waren vergebens, und er kam sehr erleichtert und verwirret wieder zu Hause, daß ihn eine wilde Nation hätte müssen eines bessern belehren.

Diese Lektion schreckte die andern Franzosen nicht ab, sich nochmals an die Missouris zu wagen. Einer von ihnen erdachte sich eine List, und um diese bey ihnen auszuführen, belud er eine Pirogue mit allerley Kleinigkeiten, und einem Fasse voll Kohlenstaub, worüber er ein wenig Pulver schüttete. Als er bey ihnen angekommen war, packte er alle seine Spielsachen in ihrer großen Cabane aus, in der Absicht, sie anzulocken. In der That dauerte es auch nicht lange, so fiengen die Wilden an seine Waaren



plündern. Der Franzose machte darüber einen großen Lärm, schalt die Wilden, und lief zu der Pulvertonne, die er zu dem Ende hingeseht hatte, stieß den Boden aus, nahm einen Feuerbrand und schrie: ich habe den Verstand verloren, ich werde die Cabane in die Luft sprengen, und ihr sollt mit mir in das Land der Geister gehen. Die erschrockenen Wilden wußten nicht was sie thun sollten: die Franzosen, welche draußen vor der Cabane waren, schrien: ihr Bruder habe den Verstand verloren, und würde ihn nicht eher wieder finden, bis sie ihm seine Waaren gegeben, oder bezahlt hätten. Als bald liefen die Chefs in dem Dorfe herum und vermahneten die Einwohner dazu: diejenigen, welche Verwandte in der Cabane hatten, vereinigten sich mit ihnen; das Volk wurde hierdurch bewegt, und sie brachten alles Pelzwerk, was sie hatten, in die Cabane. Nun sagte der Franzose: der Verstand sey ihm wieder gekommen. Der Chef überreichte ihm die Pfeife, er rauchte daraus, und goß Wasser auf das Pulver, um sie zu überzeugen, daß er keinen Gebrauch mehr davon machen wollte, und in der That, um den Wilden seinen Betrug zu verbergen. Er hatte sich durch diesen Streich für mehr als 1000 Thaler Pelzwerk erworben. Die Wilden haben ihn von dieser Zeit an sehr hochgeschätzt, und ihn einen wahren Menschen, oder tapfern Mann genannt.

Ich

Ich will meinen Brief mit der Erzählung einer so wunderlichen als außerordentlichen Ceremonie, einer Gesandtschaft der Missouris endigen, welche hierher geschickt wurde, als M. de Boisbriant bey ihnen das Kommando führte. Diese traurige Geschichte wird denjenigen Officiers, die aus einer edlen Ehrbegierde ein Kommando im Militairstande suchen, zeigen, daß ihnen die Kenntniß der Erdbeschreibung unumgänglich nöthig ist, und daß sie sich es mühen sehr angelegen seyn lassen, die Beschaffenheit und Lage des Landes, darin man Krieg führt, kennen zu lernen, um sich vor unversutheten Ueberfällen von den Feinden in Sicherheit zu setzen.

Während der Zeit der Vormundschaft sahe Spanien unsre Etablissemments an dem Flusse Mississippi mit neidischen Augen an. Die Engländer ersparten auch an ihrer Seite weder List noch Ränke, um unsre angehende Colonien zu erstöhren, wie sie sich jeho wieder angelegen seyn lassen uns von dem Flusse Ohio zu vertreiben, von dem sie, eben wie von dem Mississippi, vorgeben, daß er ihnen zugehöre.

Im Jahr 1720 entschlossen sich die Spanier, sich in dem Lande der Missouris, welches den Illinois sehr nahe liegt, fest zu setzen, um uns gegen Abend mehr und mehr einzuschließen. Dieses Land ist von Neu-Mexico, welches die äußerste Provinz der Spanier im ördlichen Amerika ist, sehr weit abgelegen.

Sie



Sie glaubten, es sey nothwendig, um ihre Colonie gänzlich sicher zu setzen, daß sie die Nation der Missouris vertilgten. Weil ihnen aber die Ausführung dieses Projects, ohne fremde Hülfe, unmöglich war, so entschlossen sie sich, in ein Bündniß mit den Ossages, einer benachbarten Volke, welches in einer beständigen Feindschaft mit den Missouris lebte, zu treten, und durch dieser Hülfe ihre Nachbarn zu vertilgen. In dieser Absicht formirten sie zu Santa Fe eine Caravane von Männern, Weibern und Soldaten, sie hatten ein Jacobiter Mönch zum Beichtvater und einen Ingenieur Hauptmann zum Anführer, und dabey so viel Pferde und ander Vieh, als zu einem dauerhaften Etablissement erfordert wird.

Diese Caravane irrte sich auf ihrem Wege und kam im Lande der Missouris an, als sie glaubten bey den Ossages zu seyn. Alsobald schickte der Anführer seinen Dolmetscher an den Oberhaupt der Missouris, und ließ ihn anreden, als ob er der Cacique der Ossages gewesen wäre, er sagte zu ihm: er käme, mit ihnen ein Bündniß zu schließen, um mit gesammter Hand die Missouris ihre Feinde zu vertilgen.

Der Chef der Missouris verbarg sein Staunen über diesen Vorschlag, bezeugte so gleich den Spaniern viele Freude über ihre Ankunft, und versprach ihnen, daß er sehr bereitwillig mit ihrer Hülfe diesen Anschlag, der ihm so viel Vergnügen machte, ausführen wü-

würde. Er lud sie darauf ein, sich einige Tage von ihrer beschwerlichen Reise auszuruhen, unterdessen wollte er seine Krieger versammeln und sich mit den Ältesten des Volks berathschlagen. In dieser Nachtsversammlung wurde beschlossen, daß man die neuen Gäste sehr wohl bewirthen, und ihnen die aufrichtigste Freundschaft bezeugen sollte.

Sie wurden darauf mit einander einig, daß sie in 3 Tagen aufbrechen wollten. Der Spanische Anführer ließ ihnen alsdenn 1500 Flinten, eben so viel Pistolen, und Säbel und Streitärte austheilen. Aber in der Nacht darauf überfielen die Missouris das Spanische Lager mit Anbruch des Tages, und erwürgten sie alle, den Jacobiter Mönch ausgenommen, den sie wegen seines sonderbaren Habits, der keinem Krieger ankündigte, verschonten. Sie gaben ihn den Beynamen Älster, und ließen ihn, wenn sie zusammen kamen, zu ihrem Zeitverweibe auf einem Spanischen Pferde die Schule machen.

Dieser Jacobite war bey allen Liebkosungen und guten Begegnungen, die ihm widerfahren, nicht ohne Unruhe und befürchtete immer, dieses Spiel möchte sich endigen, daß sie ihn ihrem Manitu opferten. Deswegen machte er sich eines Tages ihr Zutrauen zu nutze, und entwischte ihnen aus dem Gesichte. Man hat diese Umstände von den Missouris selbst erfahren.



fahren, als sie die Zierrathen der Capelle hierher brachten. Ihr Chef hatte das vornehmste Meßgewand um, und den Zeller vom Kelche, wodurch er einen Nagel geschlagen, am Halse hängen. Er gieng sehr gravitatisch voran, und hatte eine Mütze von Federn mit ein paar Hörnern auf dem Kopfe. Die nächsten, welche ihm folgten, hatten auch Meßgewand um, nach diesen kamen einige mit den Monstranzen, hernach die, welche die Binden der Priester um den Hals trugen. Auf diese folgten 3 oder 4 junge Wilde mit Chorhemden und andern Mänteln: die Acolyten waren wider die Gewohnheit in dieser ganz neuen Proceßion dilekten, und hatten kein Kreuz oder Leuchter in ihren Händen, um damit nach dem Tacte hirtet her zu tanzen. Das Volk, welches nicht von der Ehrfurcht russte, welche man den geheiligten Gefäßen schuldig ist, hatte den Kelch einem Pferde, statt einer Glocke, an den Hals gehängt.

Stellen sie sich den lächerlichen Aufzug dieser sonderbaren Proceßion vor, die nach dem Tacte zu der Wohnung des M. de Boisbriant, mit der Friedenspfeife in der Hand, kam.

Die ersten Franzosen, welche diese Masquerade ansichtig wurden, ließen sogleich zum M. de Boisbriant, ihn davon zu benachrichtigen. Dieser Officier, der eben so gottesfürchtig als tapfer war, wurde bey dem Anblicke dieser

Wi

bilden vom Schmerze durchdrungen, und war nicht, was er davon denken sollte, und berechnete, sie möchten ein französisches Etablissement zerstört haben, als sie aber näher kamen, so verlor sich seine Besorgniß, und er that Mühe, sich des Lachens zu enthalten.

Die Missouris erzählten ihm, wie die Spanier hätten zur Absicht gehabt, ihr ganzes Volk zu vertilgen: sie brächten ihm diese Dinge, weil sie sie nicht brauchen könnten, und baten ihn, daß er ihnen Waaren dafür gebet möchte, die ihnen angenehmer wären. Disputirte er und schickte hernach das Kirchengeräthe an M. de Bienville, der damals General-Gouverneur von Louisiana war.

Weil sie viele Pferde von der Spanischen Caravane erbeutet hatten, so schenkte der Anführer der Missouris den M. de Boisbriant einige der schönsten.

Sie brachten auch die geographische Chartre mit, die die Spanier verführt hatte, welche sie unvorsichtiger Weise ihrem Feinde in die Hände geliefert hatten.

Ich werde mir die Erlaubniß zu nütze machen, die ich erhalten, nach Neuorleans zu gehen. Wenn ich da unsern General, und einen Brief von Ihnen finde, so wird das ein doppelttes Vergnügen für mich seyn. Ich bin, in Herr etc.

aus dem Lande der Illinois den 15ten May.

1753.

R 2

VIII.



## VIII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreise des M. de Baudreuil. Zweyte Reise des Autors zu den Illinois. Heroische That eines Vaters, der sich für seinen Sohn aufopfert.

Mein Herr!

Ich langte im Junius in der Hauptstadt von Louisiana an, wo ich einen Brief von Louisiana vorfand, daraus ich mit Vergnügen ersehe, daß Sie sich wohl befinden, welche angenehme Nachricht mich, wegen des Verlusts unsers lieben Gouverneurs schadlos hielt. Er war vor meiner Ankunft nach Frankreich abgereiset, und um das Unglück vollkommen zu machen, war M. Michel de la Rouilliere an einem Schlagflusse gestorben. Dieser Officier hatte das Unglück, welches mir, in dem Schiffbruche meines Fahrzeuges, begegnete, erfahren, und schrieb deswegen an mich, daß ob es gleich die Gewohnheit mit sich brächte

daß der König dergleichen Verlust nicht vergütete, so würde er doch mit Vergnügen suchen, mir unter die Arme zu greifen. Ich möchte zu dem Ende ein richtiges Verzeichniß, von allem, was ich verlohren, machen, und dieses vom M. de Makartn, der die Convoje commandirt, unterzeichnen lassen, dis, schrieb er, sey deswegen höchst nothwendig, damit die Rechnung künfte in die Ausgabe gebracht, und als ein Beleg beigelegt werden. Er versprach mir, daß sobald er diese Rechnung zu Händen bekommen würde, so würde er es so einrichten, daß mich der König entschädigte. Der Marquis von Baudreuil hatte mich, vor seiner Abreise, dem M. de Kerlereck, seinem Nachfolger empfohlen, welcher aber wenig Achtung gegen diese Empfehlung bewiesen hat. Er hat eine Denkungsart, die der, welche sein Vorgänger besaß, ganz entgegen gesetzt ist, und hat zum Vorwande, er sey nicht blos so weit hergekommen, um die Luft zu verändern. Er hielt mich in Neuorleans auf, und erlaubte mir erst am 54. mit einer Flotte, die M. Faverot commandirte, wieder nach meiner Garnison zu gehen. Wegen der vielen Ballen Waaren, da die königlichen Fahrzeuge angefüllt waren, hatte ich darauf keinen Raum für meine Requisition finden, und beklagte mich deswegen bey dem M. de Kerlereck, der mich bey dieser Gelegenheit alles ersinnliche Misvergnügen empfunden



## 150 Neue Reisen nach Westindien.

pfunden ließ. Als er mich hierauf fragte, wie viel Ballen ich mitnehmen wollte, so antwortete ich ihm: ich verstehe mich nicht auf die Handlung: ich wäre ein Soldat und der König hätte mich nach Louisiana geschickt, ihm zu dienen, und daß ich hierinn meine Ehre suchte: endlich erlaubte mir M. de Kerlereck wieder zu meiner Garnison zu reisen.

Ich gieng den 17 August von Neuorleans ab, aber die Fahrzeuge waren, wie ich schon gesagt habe, mit Waaren so sehr beladen, daß wir nicht vor dem Froste nach dem Orte unserer Bestimmung kommen konnten, sondern unterweges überwintern mußten, und das Geschwader kam erst im Januar 1755 nach dem Lande der Illinois, wodurch ganz unbeschreibliche Kosten, auf Rechnung des Königs, verursacht wurden. Die Beschwerlichkeiten einer so langen Reise griffen meine Gesundheit sehr an, daß ich ohne Hoffnung war. Ich gieng zu Fuße, und ließ mich von den Indianern führen, und wenn ich müde war, so ließ ich mich in einer Ochsenhaut, die man an zwei Stangen gebunden hatte, wie in einer Sänfte tragen. Die Träger löseten sich untereinander ab, und ich kam auf diese Art zum zweitenmal auf das alte Fort Chartres, wo ich eine Cabane bezog, um darinn so lange zu wohnen, bis ich eine Wohnung in dem neuen Fort, welches beynähe fertig ist, würde beziehen können.

Es ist von Steinen gebauet, hat 4 Bastionen, und kann eine Garnison von 300 Mann halten. Ich bat mir vom M. de Mafarty die Erlaubniß aus, zur Veränderung der Luft nach Roakias, welches nur eine Tagereise vom Fort Chartres ist, zu gehen. Man reiset zu Wasser und zu Lande dahin. Hier ist auf dem linken Ufer des Mißissippi ein kleines Fort, weil die Passage von dem Lande der Illinois hierdurch gehet, so ist dieser Ort der Mittelpunkt der Handlung in Neu Frankreich, welche wegen des Pelzwerkes beträchtlich ist.

Die Priester von S. Sulpice, welche Herren der Insel und Stadt Montreal sind, haben hier eine Mission, unter dem Namen der heiligen Familie Jesus, angelegt. Es sind aber nur 3 Priester da. Ich habe unter diesen besonders den Abt Mercier, einen Canadier, der Groß Vicarius des Landes der Illinois war, gekannt. Er war ein Mann von sehr exemplarischer Frömmigkeit, und der die Wilden durch seine Tugend und Uneigennützigkeit erbauete, auch ist mir seine Freundschaft wegen der genauen Kenntniß, die er von den Sitten der Wilden hatte, sehr nützlich gewesen. Er verstand die Landessprache, und weil er sie sehr geläufig redete, so schätzten ihn die Wilden sehr hoch und thaten nichts wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Er hat den Weinberg des Herrn in diesen entfernten Ländern 48 Jahr ge-



## 152 Neue Reisen nach Westindien.

bauet, und die Wilden haben diese ganze Zeit über viel Ehrfurcht gegen ihn gezeigt. Ein Mann von diesem Character konnte zum Besten dieser Völker nicht lange genug leben. Dieser Apostel der Wilden in Louisiana wurde in den Fasten von einer auszehrenden Krankheit befallen, und starb daran an einem Frentage wie ein christlicher Held. Er hatte eine unvergleichliche Gegenwart des Geistes, und ich für mein Theil habe ihn sehr bedauert. Die Franzosen und die Wilden waren über seinen Tod untröstlich, und diese letztern schickten Abgeordnete, die nach ihrer Gewohnheit bey seinem Grabe weilen mußten. Sie kamen haufenweise zu dem Hause des Verstorbenen, und fiengen ein klägliches Geschrey an. Die armen Leute schienen ganz betroffen, und der Schmerz war auf ihren Gesichtern gemahlt. Ob wir sie schon Wilde nennen, so wissen sie doch die wahren Tugenden an einem Menschen zu schätzen. Dieser Mann hatte sein ganzes Leben über an ihrer Wohlfarth gearbeitet, und sie nannten ihn deswegen ihren Vater, und das Oberhaupt des Gebetes.

Was für ein Unterschied war zwischen diesem Missionair und einem seiner Vorgänger, der sich fälschlich die Entdeckung von Louisiana zuschrieb. Dis war der Pater Hennepin, ein Barfüßer, von dem ich Ihnen etwas erzählen muß.

## Neue Reisen nach Westindien. 153

Er gab 1683 eine Relation heraus, deren Titel falsch ist, denn das Land, welches dieser Mönch und Herr Decan entdeckten, indem sie den Fluß Mississippi, von dem Lande der Illinois an, bis an den Wasserfall S. Antoine herauf schiften, gehört nicht zu Louisiana, sondern zu Canada. Die Nachricht von der zweiten Reise des Pater Hennepin, die in der 5ten Sammlung der Reisen nach Nordamerika stehet, ist eben so unrichtig. Ihr Titel ist: Reise nach einem Lande, welches größer als Europa ist und zwischen dem Eismeere und Neu-Mexico liegt. Denn ob man gleich sehr weit herauf auf den Mississippi gekommen ist, so ist man doch noch immer sehr weit vom Eismeer gewesen. Als der Autor diese zweite Reise herausgab, so war er mit dem M. de la Salle zerfallen; es scheint sogar, daß ihm verbothen worden wieder nach Amerika zu gehen, und daß der Verdruß hierüber ihn auf den Entschluß brachte, sich nach Holland zu begeben, wo er ein drittes Werk unter dem Titel herausgab: Neue Beschreibung eines sehr großen Landes, welches in Amerika zwischen Neu-Mexico und dem Eismeere liegt, mit Anmerkungen über die Unternehmungen des M. de la Salle und andere Sachen, die die Erdbeschreibung und Geschichte des nördlichen Amerika betreffen.



## 154 Neue Reisen nach Westindien.

Der Autor läßt in diesem Buche seinen Verdruss nicht allein an dem M. de la Salle aus, sondern er läßt auch Frankreich seinen Zorn empfinden, von welcher Krone er sich für beleidigt hielt. Er glaubt seine Ehre dadurch zu retten, daß er erklärt, er sey ein geborner Unterthan des Königs von Spanien (1) aber er hätte bedenken sollen, daß er auf Kosten der Krone Frankreich durch Amerika gereiset und daß er und Herr Decan im Namen des Allerchristlichsten Königs von den Ländern, die sie entdeckt, Besitz genommen. Er schämte sich sogar nicht zu behaupten, er dedicire seine Nachrichten mit Erlaubniß des Catholischen Königs seines ersten Souverains, dem Könige von Engelland Wilhelm III. und er sucht darin diesen Monarchen aufzumuntern, diese weitläufigen Länder zu erobern, und Missionarien dahin zu schicken, um die Wilden zu bekehren. Ein Schritt, der die Katholiken zum Lachen bewegte, und selbst den Protestanten mißfiel, welche erstaunten, daß ein Mönch, der sich einen apostolischen Missionair nannte, einen protestantischen Monarchen zu bereden suchte, eine Römische Kirche in der neuen Welt zu etabliren. Seine Werke sind überdas in einem rednerischen Styl geschrieben, welcher durch

seht

(1) Er war aus Donay gebürtig.

seinen Schwulst, und die Freyheiten, welche sich der Autor nimmt, wie auch durch die unanständigen Schmähungen, die er mit untermischt, misfällt. Der Vater Hennepin hat sich das Privilegium der Reisenden zu nuße zu machen gesucht, deswegen ihn auch seine Reisefährten heftig getadelt haben, welche versichern, er sey in allen seinen Erzählungen nie bey der Wahrheit geblieben. Man siehet hieraus, daß ihn die Eitelkeit, und nicht der Eifer die Wilden zu bekehren, nach der neuen Welt gezogen.

Während der Zeit, daß ich bey den Koasias war, kamen Wilde von der Nation der Osages an. Diese verehrten als ihren Manitou eine gedörrte Schlange von außerordentlicher Größe. Sie erzählten: dis ungeheure Thier habe große Verwüstung in ihrem Lande angerichtet, und habe einen Tiger auf einmal verschlingen können. Sie hätten ihm deswegen den Krieg angekündigt, und es angegriffen. Sie hätten es aller Orten verfolgt, aber weder Flintenkugeln noch Pfeile hätten durchdringen wollen, weil sein Leib mit einer harten Schale, beynabe wie ein Crokodil, wäre umgeben gewesen. Endlich hätten sie es doch getödtet, indem sie ihm Kugeln und Pfeile in die Augen geschossen. Der, welcher es getödtet hatte, trug die Zeichnung davon an seinem Leibe beynabe eben wie mir die Aftankas einen

Athe



## 156 Neue Reisen nach Westindien.

Rhebock in die Lende ähten. Sie beizten solche Bilder auf folgende Art ein. Sie zeichnen das Bild desjenigen Objects oder Thieres, welches sie einbeizen wollen, mit schwarzer Farbe oder Canonenpulver auf die Haut. Hernach riht man die Haut mit Nadeln bis es anfängt zu bluten, und wischt mit einem Schwamme, der in aufgelöstes Salz gedunkelt ist, ganz leicht darüber weg, dis vermischt das Blut mit der schwarzen Farbe, und verursacht eine Kruste auf der Haut, die die Figur unzulöschlich macht. Dieses geht nicht ohne empfindlichen Schmerz ab, weil es aber gleichsam ein Ordenszeichen ist, welches man nicht anders als zur Belohnung rühmlicher Thaten bekommt, so duldet ein jeder die Schmerzen gern, um das Zeichen eines Helden zu tragen. Diese Ehrenzeichen werden vermehrt, so wie einer mehr rühmliche Handlungen im Kriege thut.

Wenn es sich jemand von diesem Volke einfallen ließe, sich eine solche Figur einbeizen zu lassen, ohne sich im Felde hervorgethan zu haben, so wurde er degradirt, und als ein Niederträchtiger angesehen, der dieser Ehre nicht würdig wäre, die nur denen gebühret, die ihr Leben edelmüthig für ihr Vaterland in Gefahr setzen. Selbst die Söhne der Caciquen werden bey diesen Völkern nicht vor-  
ge-

gezogen, außer wenn sie, nach dem Beyspiele ihrer Voreltern, tugendhaft und tapfer sind.

Ich habe einen Wilden gesehen, der, ob er sich gleich niemals in Vertheidigung seines Vaterlandes hervorgethan, sich dennoch ein Ehrenzeichen einbeizzen ließ, um diejenigen zu betrügen, die nur nach dem äußern Scheine urtheilen. Dieser Geck wollte in der Absicht für einen Held angesehen werden, um eins der hübschesten Mädgens seiner Nation zur Frau zu bekommen, welche, ob sie gleich eine Wilde war, sehr vielen Ehrgeiz besaß. Als er auf dem Puncte war, die Heyrath mit der Familie seiner Braut zu schließen, so versammelten sich die Häupter der Krieger, welchen es verdroß, daß ein Poltron ein Ehrenzeichen trüge, das nur für verdiente Krieger gehörte. Sie beschloßen diese Kühnheit der Krieger zu bestrafen, und um dergleichen Misbräuchen vorzubeugen, wodurch Helden und Feigherzige in eine Klasse gesetzt würden, sollte dem Prahlzer das Zeichen der Streitkolbe abgerissen, das heißt, die Stelle geschunden werden, welches Ehrenzeichen er sich angemahet, ohne jemals einen Streich damit gethan zu haben, und eben dis sollte allen widerfahren, die sich dergleichen zu thun unterfangen würden.

Weil das Urtheil, welches dieser Senat der Wilden gesprochen, ganz unwiederrüßlich war, und er keine Gnade zu hoffen hatte, so  
erbot



erbot ich mich, um die Ehre der Nation zu retten, und aus Mitleid gegen diesen Unglücklichen, ein Arzt bey ihm abzugeben. Ich versicherte, daß ich ihm die Haut mit dem Zeichen abziehen wollte, ohne daß es ihm Schmerzen verursachen sollte, und daß sich sein Blut, durch die Kraft meiner Medicin, in Wasser verwandeln würde. Die Wilden, welche mein Geheimniß nicht wußten, glaubten, ich spottete ihrer: nachdem ich also die Manieren eines Zauberers angenommen, so ließ ich den Prahler eine Schale voll Syrop, darinn ich Opium gethan, austrinken, und legte, unterdessen, daß er schlief, ein Spanisch Fliegenpflaster auf die Streitkolbe, welche er auf der Brust trug, und hernach einige Blätter von Wegbreit, die auf dieser Stelle einen Geschwulst verursachten; das Zeichen gieng mit sammt der Haut ab, und es kam aus der Wunde nur eine wässerigte Feuchtigkeit. Dis Kunststück setzte die Indianischen Gauckler, welche die Eigenschaften der Spanischen Fliege nicht kannten, in Erstaunen. Diese Fliegen sind in dem nördlichen Amerika sehr häufig, sie leuchten des Nachts, und man kann bey ihrem Lichte die feinste Schrift lesen, wenn man sie nahe bey die Buchstaben hält.

Obgleich die Wilden von den Europäern so sehr verschieden sind, so findet man doch in den Sitten der erstern oft eben das, was man bey

den letztern beobachtet. Das folgende Bey-  
spiel soll dieses beweisen.

Ein Officier von dem Regiment Ile de  
France verliebte sich im Jahr 1749 in ein jun-  
ges Frauenzimmer in Paris, und die Mutter  
des Mädgens versprach ihm, daß sie sie ihm  
geben wollte, sobald er das Ludwigs Kreuz  
haben würde. Die Liebe und das Verlangen  
eine Heirath zu beschleunigen, verleiteten ihn,  
daß er sich dieses Ehrenzeichen, welches der  
König allein giebt, selbst gab: und nun sahe  
ihn die Mutter schon als ihren Schwiegersohn  
an. Aber wenige Tage hernach begegnete der  
altliche Ritter einem Officier von seinem Regi-  
mente, der älter im Dienste, als er, war,  
und sehr erstaunte, daß einer, der hinter ihm  
war, mit dem Kreuze prangete. Dieser ant-  
wortete ihm, man könnte alles erlangen,  
wenn man Gönner und gute Freunde hätte.  
Der ältere Officier gieng alsobald zum M.  
Argenson und beklagte sich über den Tödt, der  
ihm dadurch geschehen wäre, daß ein jüngerer  
Officier, als er, das Kreuz bekommen hätte.  
Der Minister verneinte, daß dieses geschehen  
habe, und ließ sich das Verzeichniß von der letz-  
ten Promotion bringen. Weil sich dieser Of-  
ficier nicht darauf befand, so wurde er arretirt,  
und vor das Gericht der Marschälle von Frank-  
reich gebracht. Man hielt über diese Sache  
in Kriegsgericht in dem Invaliden Hause,  
darin



## 160 Neue Reisen nach Westindien.

darinn M. de Belleisle den Vorſitz hatte, und der falſche Ritter wurde darinn verurtheilt, daß ihm das Kreuz ſollte abgeriſſen, und ſelbſt degradirt werden, und 20 Jahr auf einer Citadelle gefangen ſitzen.

Was die Weiber der Wilden betrifft, die ſie können ſich ſo viel Bilder in die Haut beſetzen laſſen, als ſie wollen. Ich habe einige geſehen, die ſogar auf den Brüſten Figuren hatten. Ob dieſes gleich ſehr empfindliche Stellen ſind, ſo ſtehen ſie doch die Marter herhaftig wie die Männer aus, um dieſen zu gefallen, und in die Augen derſelben deſto ſchöner zu ſehn.

Um wieder auf dem Manitu der Osages zu kommen, ſo wünſchte ich ſehr ihn in mein Gewalt zu bekommen, um Ihr Naturalien Cabinet damit zu vermehren. Ich handelte mit dem Prieſter, der ihn in Verwahrung hatte, darüber, und bot ihm Europäiſche Waaren dafür an. Ich ſtellte ihm vor, daß der Dienſt, den er dieſem Thiere erzeugte, ſey ein Mißbrauch, und er müſte mit uns den großen Geiſt, oder Urheber der Natur verehren. Aber dieſer liſtige Diener des Teufels geſtand mir, daß ſeine dummen und abergläubigen Landsleute alles anbeteten, was außerordentlich wäre, und daß er großen Proſit von ſeinem Manitu zöge. Denn da er ein Arzt und Gaukler wäre, ſo überredete er ſie leicht, ihn

Go

## Neue Reisen nach Westindien. 161

Gott esse des Nachts mit dem bösen Geiste, und  
e mußten ihm Lebensmittel für denselben und  
eine Thierhäute, ihn damit auszuschnücken,  
in seine Hütte bringen.

So bestärkte dieser Betrüger durch seine  
stigen Reden diese armen Leute in ihren Irr-  
thümern und Vorurtheilen. Diese Wahrsäger  
berreden das Volk, sie hätten Umgang mit  
dem bösen Geiste, vor dem sie sich sehr fürchten,  
weil sie glauben, er könne nichts als böses  
thun. Was den großen Geist betrifft, so sa-  
gen sie, weil dieser gut wäre, so würde er  
ihnen nicht schaden.

Ich will diesen Brief mit der Erzählung  
von dem Tode eines Wilden von der Nation  
der Collapissas beschließen, der sich für seinen  
Sohn aufopferte. Ich habe diese heldenmü-  
thige That, welche einer der edelsten ist, die  
ein Mensch thun kann, immer bewundert.

Als einst ein Chactas sehr übel von den  
Franzosen redete, und sagte, die Collapissas  
hätten ihre Hunde, oder Sklaven, so verdros-  
sen diese nachtheiligen Reden einen von dieser  
Nation so sehr, daß er den Lasterer mit seiner  
Pflinte todt schloß. Die Nation der Chactas,  
welche die stärkste und erfahrenste im Kriege in  
diesem ganzen Lande ist, ergriff sogleich die  
Waf-



## 162 Neue Reisen nach Westindien.

Waffen und schickte Abgeordnete nach Neuorleans, die den Kopf des Mörders, der dahin unter französischem Schutze geflüchtet war, von dem Gouverneur fordern mußten. Dieser bot ihnen Geschenke an, um die Streitigkeit beizulegen: aber die Nation der Chactas wollte nichts annehmen und drohete sogar, das Dorf der Collapissas zu zerstören. Man sah sich also, um Blutvergießen zu verhindern, gezwungen, den unglücklichen Wilden auszuliefern. Herr Ferrand, der auf dem Posten der Deutschen, auf dem rechten Ufer des Mississippi kommandirte, mußte diese Berrichtung über sich nehmen. Der Ort, wo er den Wilden übergeben wurde, war zwischen dem Dorfe der Collapissas und dem Posten der Deutschen, wo man auf folgende Art mit ihm verfuhr.

Der Name des Wilden, der hingerichtet werden sollte, hieß Tichou Mingo das ist, ein Knecht des Caciquen. Er hielt, nach der Gewohnheit dieser Völker, stehend eine Rede, und sagte: „Ich bin ein  
„wahrer Mensch, das heißt, ich fürchte den  
„Tod nicht, aber ich beklage das Schicksal  
„meiner Frau und meiner vier Kinder  
„die ich noch sehr jung zurücklasse, und  
„meiner alten Eltern, die ich von meiner  
Jag

## Neue Reisen nach Westindien. 163

„Jagt (1) erhielt. Ich empfehle sie den Franzosen, weil ich deswegen aufgeopfert werde, daß ich ihre Partie genommen.“

„Kaum hatte er diese kurze und nachdrückliche Rede geendigt, als sein zärtlicher alter Vater hervortrat, und die Versammlung also anredete: „Es ist etwas außerordentliches, daß mein Sohn sterben muß. Da er aber jung und stark ist, so ist er eher im Stande, als ich, seine Mutter, seine Frau und vier junge Kinder zu ernähren: es ist daher nothwendig, daß er auf der Erde bleibe, um sie zu versorgen. Was mich betrifft, so bin ich am Ende meiner Tage, und habe lange genug gelebt: ich wünschte sogar, daß mein Sohn so alt werde wie ich, damit er meine Enkel erziehen könne. Ich aber bin zu nichts mehr nütze, einige Jahre mehr oder weniger sind mir gleichgültig. Ich habe wie ein Mensch gelebt, und will auch also sterben, deswegen will ich an die Stelle meines Sohnes treten.“ (2)

2

Ven

(1) Er war der beste Jäger von der ganzen Nation.

(2) Diese Völker folgen dem Rechte der Wiedervergeltung, und rächen den Tod durch den Tod: es ist genug, daß einer von der Nation stirbt, wenn er auch nicht einmal mit dem Verbrecher verwandt ist: die Sklaven sind allein hiervon ausgenommen.



## 164 Neue Reisen nach Westindien.

Bei diesen Worten, die ein so nachdrücklicher Beweis seiner väterlichen Liebe waren, kam seine Frau, sein Sohn und Schwiegertochter, und seine vier Enkel mit Augen voller Thränen, um den muthigen Greis herum. Er umarmte sie zum letztenmale, und ermahnte sie, den Franzosen treu zu bleiben, und lieber zu sterben, als dieselben, durch eine Niedertrachtigkeit, die seines Bluts unwürdig sey, zu hintergehen. Zuletzt sagte er, sein Tod wäre ein Opfer, welches seiner Nation nothwendig wäre, und er machte sich einen Ruhm daraus, sich für dieselbe aufzuopfern. Nachdem er diese Worte geredet, so reichte er seinen Kopf den Verwandten des Getödteten dar; die ihn auch annahmen. Hierauf legte er den Kopf auf einen Stamm von einem Baume, und sogleich wurde er ihm mit einer Art abgeschlagen.

Durch diesen Tod wurde aller Streit geendigt, doch mußte der junge Mensch den Chactas den Kopf (1) seines Vaters ausliefern: indem er ihn von der Erde aufhob, redete er ihn also an: „verzeihe mir deinen Tod und er  
in

(1) Sie steckten den Kopf auf eine Stange und trugen ihn, wie ein Siegeszeichen, zu ihrer Nation.

innere dich meiner im Lande der Seelen. „ Alle Franzosen, die zugegen waren, wurden erweicht, und bewunderten die Standhaftigkeit dieses Greises, der mit jenem berühmten römischen Redner verglichen werden kann, welchen sein Sohn, unter dem Triumvirat, verborgen hatte. Als dieser hörte, daß sein Sohn gemartert würde, um seinen Vater zu entdecken, so konnte er nicht ertragen, daß sein tugendhafter Sohn so gequält würde, er kam daher von selbst hervor, reichte den Mördern seinen Kopf dar; und bat sie, ihn zu tödten, und das Leben seines Sohnes zu verschonen: der Sohn hingegen beschwor sie ihm das Leben zu nehmen, und es seinem Vater zu schenken. Aber die römischen Soldaten, welche weit grausamer als diese Wilden waren, ermordeten beide zugleich, und auf einer Stelle.

M. Ferrand, welcher mich auf meiner letzten Reise nach dem Lande der Illinois begleitete, fiel in der rauhesten Jahreszeit in den Mississippi: in dem Augenblicke, da der reissende Stroh ihm mit sich fort in einen Strudel riß, kam ein Jäger von den Alankas, der sich zum Glück mit seinem Canot auf dem Flusse befand, herzu, und rettete ihm das Leben. Der Officier sagte darauf zu ihm: er hoffte in der Folge Gelegenheit zu haben, ihm diesen  
 2 3                      edlen



## 166 Neue Reisen nach Westindien.

edlen Dienst, den er ihm erwiesen, zu vergelten. Bey dem ersten Worte, das er hiervon vorbrachte, fiel ihn der Wilde in die Knie, und versicherte: er habe nur die Schuldigkeit eines Bruders gethan, und einer müsse dem andern in Gefahr beystehen: da ihm der große Geist die Kunst, wie ein Fisch zu schwimmen, geschenkt, so könne er diese nicht besser anwenden, als wenn er dadurch seinem Mitmenschen das Leben rettete.

Die Wilden von beyderley Geschlechter lernen sehr früh schwimmen. Ich habe oft mit Vergnügen gesehen, daß die Mütter ihre Kinder in einen Dämpfel von klarem Wasser legten und darinn herum schwammen, wie die Frösche. Ist eine solche Erziehung nicht weit mehr werth als unsre Europäische? Die Frage, von der ich hier handle, ist in einem Lande, wo beynahe alle Reisen zu Wasser geschehen, von der äußersten Wichtigkeit. Ich will mich nicht bey Dingen aufhalten, die hier überflüssig seyn könnten. Ich will nur sagen, daß dasjenige, was ein Mensch nach der gesunden Vernunft zuerst wissen muß, die Erhaltung seines Lebens ist, und daß es sehr zu wünschen wäre, daß die Europäischen Mütter hierinn, und auch darinn, daß sie ihre Kinder selbst stillten, den Wilden nach ahmten. Diese Handlung, welche die Natur befiehlt, würde viele Vorfälle mit untergeschoben

nen Kindern verhindern. Ohne mich auf die Beispiele zu beziehen, welche in den berühmten Rechtshändeln hiervon angeführt werden, will ich nur ein Exempel anführen, welches sich erst kürzlich zugetragen, und das einen Beweis von den Unbequemlichkeiten abgiebt, die durch dergleichen gedungene Ammen verursacht werden. Ein Edelmann, der jetzt Officier bey meiner Garnison ist, ist von einer zarten Jugend an lange verlohren gewesen. Gleich nach seiner Geburt schickte man ihn von Paris in das Herz der Normandie und er wurde erst in seinem 22 Jahre, und zwar durch einen Zufall, von seiner Familie wieder erkannt, nachdem er viel Elend und viele Gefahren ausgestanden.

Ich erinnere mich, daß ich im Jahr 1749, als ich auf einer Reise von Paris nach Arpas war, ein Augenzeuge eines Unglücks gewesen bin, welches einem Kinde widerfuhr, das seine Eltern von sich entfernt hatten, um dadurch nicht in ihrer Bequemlichkeit gestört zu werden. Die Amme, der das Kind anvertrauet war, hatte es in ihre Schürze genommen, als sie im Begriff war in einen Postwagen zu steigen. Die Schürze, welche hinten zugebunden war, gieng auf und das Kind fiel todt auf die Erde.



## 168 Neue Reisen nach Westindien.

Es sey mir erlaubt hier anzumerken, daß die Europäerinnen von den Wilden in ihrer Denkungsart gänzlich verschieden sind.

„Ihre grobe und wilde Richtigkeit folgt wenigstens den Gesetzen der einfältigen Natur.“

M. Thomas.

Die Wilden würden es sich für eine Schande halten, ihre Kinder der Sorgfalt einer fremden Frau, die sehr weit von ihnen entfernt ist, anzuvertrauen: sie fürchten nicht, wie die Europäerinnen, die Zärtlichkeit ihrer Männer dadurch zu verlieren, daß sie ein Pfand der gegenseitigen Liebe unter ihrem Herzen getragen. Im Gegentheil vermehrt sich ihre eheliche Liebe und das Vergnügen ihr Geschlecht fortgepflanzt zu haben, und sich selbst täglich in ihren Kindern aufleben zu sehen, hält sie wegen der Mühe, die ihnen die Wartung und Erziehung derselben verursacht, schadlos.

Die weißen Weiber, die man hier Creolen nennt, folgen in Amerika der Europäischen Mode, und halten es sich für unanständig ihre Kinder selbst zu säugen: sie übergeben sie sobald sie schwanger sind, einer schwarzen oder rothen Slavinn, ohne sich darum zu bekümmern, ob das Geblüt derselben nicht verderbt  
ist

## Neue Reisen nach Westindien. 169

ist. Verschiedene geschickte Aerzte haben aus physikalischen Gründen dargethan, daß die Milch einen Einfluß auf die Neigungen der Kinder hat. Ich habe in Amerika oft erlebt, daß Kinder durch die liederliche Lebensart ihrer Mütter aufgeopfert sind, welches die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hindert. Doch ich überlasse diese Materie den Herrn von der Mexicanischen Facultät, diese werden es besser verstehen, als ich.

Ich schließe mit der Versicherung, daß ich allezeit seyn werde. Mein Herr u.

Aus dem Lande der Illinois den 21 Jul.

1756.

N. S.

Ein wilder Courier, der eben ankommt, bringt uns die angenehme Neuigkeit, daß wir Choaguén, und die Dörfer, die davon abhängen, an dem See Ontario, eingenommen.

Die Garnison dieses Ortes, welche aus 1500 Mann regulirter Truppen bestanden, ist zu Kriegsgefangenen gemacht, und hat die Capitulation annehmen müssen, welche ihr M. de Montcalm hat accordiren wollen. Dieser

15

Ge



## 170 Neue Reisen nach Westindien.

General hat alsobald die 5 Fahnen von den Regimentern, die in diesem Plaze gelegen, nach Quebeck geschickt.

M. Rigaud (1), welcher Gouverneur der drey Flüsse war, kommandirte die Canadier und die Wilden, und hatte einen vortheilhaften Posten eingenommen, von dem er den Feinde die Zufuhr, und den Rückzug abgeschnitten.

Die Landsoldaten, die Truppen der Colonie, wie auch die Canadier und Wilden, haben sich gleich tapfer gehalten. Wir wissen noch nicht die Anzahl der Todten auf feindlicher Seite, doch weiß man, daß ihr General bey dem Anfange des Angriffs, geblieben ist. Wir haben von unsrer Seite in dieser rühmlichen Unternehmung nur drey Soldaten verlohren. Der Obriste Bourlamaque von der Infanterie ist leicht verwundet, wie auch 7 oder 8 Canadier. Aber zum Unglück ist M. Decomble, einer von unsern Ingenieuren, von einem Wilden mit einem Flintenschuß getödtet, dieser sa

(1) Er ist ein Bruder des Marquis de Vaudreuil, welcher mit dem Titel, eines General Gouverneurs über Canada und Neu-Frankreich nach Amerika zurück gekommen ist.

de ihn, wegen seiner Uniform, die von der Uniform der übrigen Officiers unterschieden war, für einen Engelländer an.

Der Marquis de Montcalm läßt jeko die Befestigungswerke, um Choaguen, schleifen, und die Lebensmittel und Munition, wie auch 100 Canonen, welche er darinn gefunden, werden nach Frontenak geschafft.

---

## IX. Brief.

An eben denselben.

Abreise des Autors von den Roakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beschreibung einer Caravane Elephanten, welche in der Gegend des Flusses Ono angelangt.

Mein Herr!

Allem Anscheine nach wird dieses der letzte Brief seyn, den Sie von mir aus diesem Lande erhalten werden. Einer Verordn-  
ung der Aerzte zufolge schicke ich mich an  
wie:



## 172 Neue Reisen nach Westindien.

wieder nach Frankreich zu gehen, und die Bourbonischen Bäder daselbst zu gebrauchen, um den übeln Folgen vorzubeugen, die mir eine alte Wunde drohet, welche ich vor langer Zeit in dem Sturme des Chateau Dauphin bekommen. (1)

Unser Kommandant hat gestern durch einen Expressen die Nachricht von dem Fort Quene erhalten, daß die Engländer große Zurüstungen machen, diesen Posten wieder zu erobern. M. de Macarty hat auch schon einen Transport Lebensmittel abgeschickt, um den Ort damit zu versehen. Der Ritter de Villier kommandirt dieses Fort an meiner Stelle, weil mir meine schlechte Gesundheit nicht erlaubt hat, die Reise dahin zu thun. Wenn ich wieder im Stande gewesen wäre, dahin zu reisen, so würde ich den Ort haben untersuchen können, wie er

(1) Dies ist ein fester Ort in Piemont, der auf einem Gipfel von den Alpen Gebirgen liegt. Er wurde 1744 den 19ten Julii unter der Anführung des Prinzen Conti erobert.

Die Brigade von Poitu, welche der brave M. de Chevert anführte, that sich in dieser Action ganz besonders hervor, und zog die Bewunderung von ganz Europa auf sich. Man sehe die Zeitungen von diesem Jahre.

## Neue Reisen nach Westindien. 173

in Wilder Elephantenzähne fand: er gab mir einen Backenzahn davon, der ungefähr 6 und Pfund wog.

Im Jahr 1735 fanden die Canadier, welche mit den Tchicachas Krieg führten, an einem schönen Fluß Ono sieben Gerippe von Elephanten. Dis macht mir es wahrscheinlich, daß Louisiana mit Ostindien zusammen hängt, und daß diese Elephanten aus Asien, durch das westliche Amerika, welches wir noch nicht kennen, hierher gekommen. Eine Heerde dieser Thiere hat sich vielleicht verirret, und ist in dieses feste Land gekommen, und da die Wilden damals noch kein Schießgewehr gekannt, so haben sie sie nicht ausrotten können, und es ist deswegen möglich, daß sie immer in den Wäldern fortgegangen, und endlich an den Ort, von dem ich schon geredet habe, gekommen sind. Dieser Ort ist auf der Charte von Louisiana mit einem Kreuz bemerkt. Vielleicht sind die Elephanten hier in morastige Gegenden gekommen, und wegen ihrer ungeheuren Schwere darinn stecken geblieben.

Im Jahr 1752 brachten die Missouris dem Baron Porneuf, der das Fort Francois in ihrem Lande kommandirte, das Fell von einem Thiere, welches bis hierher in Amerika unbekannt gewesen ist. Er schickte es zum Geschenck



## 174 Neue Reisen nach Westindien.

schent an die Marquise von Baudreuil, die sich eine Muffe daraus machen ließ. Die Thier mochte noch einmal so groß seyn, als ein Fuchs in Europa, die Haare auf seiner Felle waren so fein und weich wie Sammet und schwarz und weiß gesprenkelt.

Einige Schriftsteller behaupten, man habe durch Nova Zembla, oder die Insel Caranbicee, die gegen Norden der alten Welt liegt, über das Eis bis nach Grönland kommen können. Sie glauben, dies sey der Weg, durch den die ersten Einwohner nach Amerik gekommen, und die Meerenge, welche die festen Länder von einander scheidet, sey gegen Osten mit Bergen von Eis bedeckt. Aber alle, welche diesen Weg durch Norden nach Indien versucht haben, sind von den weißen Bären gefressen oder durch das Eis umgekommen.

Meine Gedanken hiervon sind: wenn die ersten Einwohner durch diesen Weg nach Amerika gekommen wären, so würden sie sich in Canada, Neu-Engelland, und Louisiana vornemlich etablirt haben, weil die nördlichen Theile dieser Länder mit dem Lande, aus welchem sie gekommen, beynahe einerley Climate haben. Man weiß aber, daß, als die Franzosen und Engelländer das nördliche Amerik  
ent

## Neue Reisen nach Westindien. 175

entdeckten, nur sehr wenige Einwohner darinn waren, da im Gegentheile die Spanier, welche Mexico und Peru eroberten, Kaiser und Könige in diesen Ländern fanden, welche zahlreiche Armeen aufbringen konnten, und ihren Abgöttern jährlich 20000 Gefangene opferten. Man hat daher Ursach zu glauben, daß die ersten Menschen durch Westen, nemlich Mexico und Louisiana, nach Amerika gekommen (1). Die Elephanten, welche man hier gefunden, bestärken diese Vermuthung. Noch mehr, wenn ich die Wilden, welche Sioux des Prairies genannt werden, und im Lande herumziehen, befragt habe, so haben sie mir geantwortet: sie hätten von andern Wilden gehört, daß gegen Westen bekleidete Menschen wären, die auf dem großen See mit großen Piroguen (2) herumschiften. Daß sie in großen Dörfern wohnten, die von weißen Steinen erbauet wären, und daß sie einem mächtigen Oberhaupt gehorchten, welches große Armeen ins Feld stellen könnte.

Uebers:

(1) Louisiana grenzt gegen Nordost an Canada, gegen Osten an Florida und die Englischen Colonien, und gegen Westen an Neu Mexico. Die Grenzen gegen Nordwesten sind noch nicht bestimmt.

(2) Die Wilden nennen das Meer den großen See und die Schiffe Piroguen.



## 176 Neue Reisen nach Westindien.

Ueberdas beten die Mexicaner die Götzenbilder wie die Indianer an, und die wilden Natches haben einen Tempel und Götzendienst. Man hat in ihrer Sprache chinesische Wörter entdeckt. Einige Wilde schneiden sich die Haare ab, oder reißen sie sich aus, und lassen nur einen Zopf davon stehen, wie ein Mönchskrone, woran sie bunte Federn befestigen. Sie schneiden sich niemals die Nägel ab, welches in China als ein Unterscheidungszeichen des Adels angesehen wird, daß sie nemlich an der rechten Hand sehr lange Nägel tragen.

Wenn die Menschen aus Europa nach Amerika gekommen wären, so würde sich das Geschlecht der weißen Menschen darin erhalten haben, denn wir sehen, daß seit dritthalbhundert Jahren, da Columbus die neue Welt entdeckt, die Europäer, welche sich darin niedergelassen, die weiße Farbe ihrer Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht, behalten haben. Die Thiere in Amerika sind von den Europäern ganz verschieden, und man findet davon im Plinius und andern Naturbeschreibern nicht die geringste Nachricht. Doch wir müssen uns begnügen lassen, die Werke des Schöpfers mit Ehrfurcht zu bewundern, ohne sein Geheimnisse ergründen zu wollen.

## Neue Reisen nach Westindien. 177

Im Vorbengehen will ich hier anmerken, daß, als die Spanier S. Domingo in Cuba entdeckten, sie diese Inseln sehr bevölkert fanden; aber sie erwürgten die meisten von denselben, unter dem Scheine der Religion, um ihr Gold zu bekommen. Aus dieser Ursache regte ein kleiner König auf einer dieser Inseln, welcher den Spaniern entwischt war, seinen Muth: das Gold sey der Gott ihrer Feinde, weil sie mit so vieler Gefahr so weit her kämen, um es zu besitzen, und man müsse ihnen alles abgeben, um Ruhe zu haben. Ein anderer Cacique wurde von der Inquisition zum Feuer verdammt, ein Jesuit redete ihm zu, er möchte ein Christ werden, so würde er ins Paradies kommen: aber er protestirte dawider, daß er nicht hinein wollte, wenn Spanier darinnen wären. Diese unglücklichen Wilden hatten einen solchen Abscheu gegen die Spanier, daß sie nicht bey ihren Weibern schliefen, um so grausamen Herren keine Sklaven zu zeugen. Denn sie die Spanier aufgefressen haben, so ist dies gewiß aus Rache, und nicht aus Gutmuth am Menschen Fleische geschehen. Denn sie sagten: es wäre unmöglich, daß das Fleisch von einem Spanier gut seyn könnte.

Ich habe vergessen Ihnen in meinem letzten Briefe zu melden, daß ich mit zu dem Krieges-Festin eingeladen war, welches das Oberhaupt

M



## 178 Neue Reisen nach Westindien.

haupt der Illinois angestellt, um Krieger zu werben, die unter dem Ritter de Billier mit zu Felde ziehen sollten. Dieser erhielt von den Kommandanten die Erlaubniß, eine Partei Franzosen und Wilde auf die Beine zu bringen, um den Tod des M. de Jumonville seine Bruders zu rächen, den die Engländer, noch vor dem Kriege, ermordet hatten. „Die wir  
 „den Bewohner dieser Zonen haben in ihre  
 „Wüsten mit Grausen diese abscheuliche That  
 „gehört, und eilen von allen Enden her des  
 „wegen Rache zu suchen, und ihre Keulen mit  
 „den Blitzen Frankreichs zu vereinigen.

Jumonville: Ein Gedicht von  
 M. Thomas.

Das Oberhaupt der Illinois heißt Papechanguias und ist mit vielen Französischen Familien verwandt, die in diesem Lande wohnen. Dieser Cacique ist dem Prinzen Tamroas mit dem Zunamen Chikagou, der 1755 gestorben, gefolgt. Er trägt die Medaille der Verstorbenen, und hat durch seine Ergebenheiten den Franzosen schon genugsam bewiesen, daß er würdig ist sie zu tragen. Als das Detachement des Ritters de Billier (1) in marsch war, so

(1) Man muß den M. de Billier, der den Zunamen le Grand führte, und schon 1753 ausging, den Tod seines Bruders zu rächen, nicht mit dem Ritter de Billier verwechseln, der dies Detachement

## Neue Reisen nach Westindien. 179

ertigen Stande war, bat sich Papapechano  
ouhias aus, ihn mit seinen Kriegern zum  
Begleiter zu dienen, und sie marschirten  
am 1 April 1756 vom Fort Chartres ab. Ge-  
gen das Ende des Maymonats kamen sie an  
die Grenzen von Virginien, wo die Engellän-  
der ein Fort hatten, welches mit starken Palli-  
saden umgeben war. In der folgenden Nacht  
zogen sich die Wilden, ein jeder mit einem Bündel  
von trockenem Holze in der Hand, bis an  
die Pallisaden des Forts, und steckten sie da-  
mit in Brand. Der Kommandant der Eng-  
elländer, welcher herzu geeilet war, um das  
Feuer löschen zu lassen, wurde von einem Wil-  
den, bey der Helligkeit des Feuers entdeckt,  
und mit einem Flintenschuß getödtet. Alsobald  
rief ihnen dieser Wilde zu: ergethet euch, ihr  
englischen Hunde, wo nicht, so sollt ihr ver-  
zehret, oder aufgefressen werden. Die Garni-  
son wurde durch diese Drohungen in Furcht ge-  
setzt, und weil sie keinen Anführer mehr hats-  
ten,

schachement anführte. Man sehe das Gedicht  
des berühmten M. Thomas hierüber.

Von den 7 Brüdern, daraus die Familie der  
Williers bestand, sind 6 in Canada als Verthei-  
diger des Vaterlandes geblieben. Der Ritter  
de Willier ist der letzte, welcher 1759 in der  
Affaire von Niagara, gefangen wurde. Dieser  
Officier hatte ein Corps Engelländer bey dem  
Fort Duene geschlagen.



ten, so ergaben sie sich den folgenden Tag aus Discretion. Die Wilden banden alsdenn zwey und zwey als Gefangene zusammen, einen Sergeanten ausgenommen, den ein Wilder erkannte, daß er in Friedenszeit einmal Stockschläge von ihm bekommen hatte. Dieser Unglückliche mußte ein Opfer der Rache dieser Barbaren werden, und sie verbrannten ihn ohne Barmherzigkeit. Die Wilden verzeihen niemals, sie sehen sich als frey und unabhängig an, und man muß sich daher hüten, sie zu schlagen: denn sie suchen sich gewiß, früh oder spät, deswegen zu rächen.

Die Engelländer, welche hier zu Gefangenen gemacht wurden, an der Zahl 40, wurden unter den Franzosen und Wilden getheilt, welche lehtern sie, nach ihrer Gewohnheit ausplünderten, ihnen die Haare und den Bart ausriffen, und sie, auf Fürbitte der Franzosen nur zu Slaven machten. Doch brachten die Französischen Officiere und die übrigen Einwohner in Illinois hernach eine Summe Geldes zusammen, und kauften sie aus Mitleid durch ein Geschenk, welches sie den Wildern gaben, wieder loß; denn diese hielten sie wie Hunde, aus der einzigen Ursache, weil sie ihre Feinde waren, um uns ihre Ergebenheit dadurch zu beweisen.

Von dem Dorfe der Koakias gehet der Weg zu den Peorias, die mit den Illinois im Bündniß stehen, durch eine schöne und große Wiese, die ungefehr 25 Meilen lang ist. Die Wilden, die mich begleiteten, schlugen hier mit Stöcken einige kleine Vögel todt, die sie gefaltete Schnäbel nennen. Diese Vögel haben bunte Federn, und sind eben so wohl- schmeckend, wie die Feigenbeisser in Provence. Die Wilden versicherten mich, es wären Zug- vögel, und sie versammelten sich hier alle Jahre in die Zeit, wenn die Erdbeeren auf dieser Wiese reif sind, welche sie gern fressen. Das Dorf der Peorias liegt an dem Ufer eines klei- en Flusses, und ist, nach Amerikanischer Art, mit starken Pfählen, die darum herum gesetzt sind, befestiget.

Bei meiner Ankunft daselbst erkundigte ich mich nach der Wohnung des Caciquen, man führte mich zu einer großen Cabane, wo die ganze Nation versammelt war, weil die Ne- ards, ihre Todfeinde, einen Trup ihrer Krie- ger in die Flucht geschlagen hatten.

Ich wurde von dem Caciquen und den vor- ehmsten Kriegern sehr wohl aufgenommen: sie kamen einer nach dem andern, und drückten mir zum Zeichen der Freundschaft die Hand, und schrien dabei: Hau! Hau! welches bedeu-  
M 3 tet;



## 182 Neue Reisen nach Westindien.

tet: sey uns willkommen. Ein junger Wilder zündete sogleich darauf die Friedenspfeife an, und das Oberhaupt überreichte sie mir, ihrer Gewohnheit gemäß, um daraus zu rauchen.

Nachdem die ersten Höflichkeiten vorüber waren, so brachte man mir eine Schale voll von dem frischen Saft eines Baums, den sie der Ahornbaum nennen. Die Wilden sammeln diesen Saft im Monat Januar, indem sie unter in dem Baum ein Loch bohren, und eine kleine Röhre dahinein stecken. Wenn der Frost aufgehört, so läuft ungefähr ein Orhof Wasser oder Saft heraus, welchen sie so lange kochen, bis ein Syrop daraus wird, und aus diesem kochen sie hernach einen Zucker, der ein wenig roht, und dem Calabrischen Manna ähnlich ist. Die Apotheker ziehen diesen Zucker selbst den vor, der aus Zuckerrohr gekocht wird. Die Franzosen, welche in diesem Lande wohnen, haben von den Wilden die Kunst diesen Zucker zu machen gelernt. Dieser Syrop ist sehr gut wider den Husten und Brustbeschwerden.

Hernach brachte man mir Brod von Pliac mine, Bärenfüße und Viberschwänze, und aß auch aus Höflichkeit etwas Hundesfleisch. Denn ich habe mir es zur Regel gemacht, da

man sich nach dem Volke richten muß, mit dem man zu leben gezwungen ist, und daß man ihre Sitten nachahmen muß, um sich ihre Liebe zu erwerben. Zum Beyessen setzte man mir eine Schüssel voll Brey von Sagamite, die man mit Uhorn: Syrop gewürzt hatte, vor dis ist in Essen der Wilden, welches sehr schmackhaft und erfrischend ist. Zum Desert setzte man mir eine Art trockner Früchte auf, die sehr gut schmecken, und so gut als die besten Corinthen sind. Diese Früchte sind in dem Lande der Illinois sehr häufig.

Den folgenden Morgen hatte sich eine große Menge Volks auf dem Felde versammelt. Man wollte dem neuen Manitu zu Ehren einen Tanz anstellen. Die Priester hatten sich mit einer Thonerde angestrichen, und darium allerley ungereimte Figuren gedruckt, und ihre Gesichter waren roth, weiß, gelb, grün und schwarz gemahlt. Der Oberpriester trug auf dem Kopfe eine Mütze von Federn, die wie eine Krone gestaltet war und daran zum Zierath ein paar Hörner von einem wilden Bock waren (1). Ich kann nicht leugnen, daß mich der Anzug dieses Prälaten zum Lachen bewegte. Weil aber dergleichen Feyerlichkeiten bey diesen

M 4

Böl:

(1) Diese Thiere findet man im Lande der Missouris, ihre Hörner sind gekrümmet und schön schwarz.



Völkern sehr ernsthaft sind, so muß man sich hüten, nicht in Lachen auszubrechen: denn sie nehmen dieses vor eine Spöterey und Unanständigkeit auf. Auch stöhren die Wilden die Catholiken niemals in ihrem Gottesdienste. Aber was für ein Ungeheuer, dem göttlich Ehre angethan wurde, bekam ich hier zu sehen. Ich stand an der Thüre ihres Gözentempels, der Oberpriester (1) nöthigte mich hereinzugehen. Weil ich ihre Gewohnheiten noch nicht kannte, so bezeugte ich einigen Abscheu hereinzutreten. Aber einer, von den Wilden von meiner Gesellschaft, merkte meine Unentschlossenheit, und sagte mir, wenn ich nicht hineingienge, so würden die Wilden es für eine Beleidigung oder wenigstens für eine Verachtung aufnehmen. Dies bewog mich, hineinzugehen, und den Manitou zu sehen. Sein Kopf ragte über die Brust hervor, und war gestaltet wie der Kopf eines Bocks, seine Ohren und seine Haare waren wie die Ohren und Haare von einem Luchs, seine Füße, Lenden, Schenkel und Hände waren wie an einem Menschen. Dieser Göze mochte ungefähr 6 Monat alt seyn. Die Wilden hatten ihn in einem Walde am Fuße einer Rei-

(1) Der Priester, der über den Tempel gesetzt ist, bestrich, ehe er opferte, seinem Leib mit einer harzigten Gummi, und streute Pflaumfeder von einem Schwan darüber, und tanzte in diesem lächerlichen Aufzuge dem Gözen zu Ehren.

e von Gehirgen gefunden, welche die Berge  
der heiligen Darbe genannt werden, und die  
ich bis an die reichen Bergwerke von Santa  
Fe in Mexico erstrecken. Die ganze Nation  
hatte sich versammelt um ihn um seinen Bey-  
stand wider ihre Feinde anzurufen.

Ich gab diesen Unwissenden zu verstehen,  
dass ihr Manitu wäre ein böser Geist, und bewies  
es ihnen damit, daß er zugegeben hätte, daß  
ihre Landsleute von den Renards, ihren ärg-  
sten Feinden, wären überwunden worden: ich  
rieth ihnen, sie möchten ihn verlassen, und sich  
an diesem bösen Geiste rächen. Sie antwor-  
teten mir: Tikalabe, hue ni gue, das ist: wir  
glauben dir, du hast Recht. Man sammelte  
darauf die Stimmen, und es wurde beschlossen  
ihn lebendig zu verbrennen. Der Oberpriester,  
oder Opferer, sprach das Urtheil über ihn: die-  
ses lautete, wie es mir der Dolmetscher über-  
setzt hat, also: „Du Ungeheuer, welches aus  
den Excrementen des bösen Geistes gezeugt ist,  
und zwar zum Untergange unsrer Nation,  
die dich in ihrem Irrthume für ihren Mani-  
tu gehalten hat; du hast nicht auf die Op-  
fer geachtet, die wir dir gebracht haben, und  
hast zugelassen, daß ein Theil unsrer Lands-  
leute von unsern Feinden, die du offenbar be-  
schüttest, geschlagen und in die Slaveren ge-  
führt ist. Alle unsre Aeltesten haben deswe-



## 186 - Neue Reisen nach Westindien.

„gen auf Anrathen des Anführers von den wei-  
 „sen Menschen einmüthig beschlossen, daß du  
 „zur Strafe für deine Undankbarkeit gegen uns  
 „lebendig sollst verbrannt werden. „ Die ganz  
 Versammlung bestätigte dieses Urtheil mit einem  
 lauten Geschrey, und riefen Hou, Hou, Hou.

Weil ich sehr begierig war das Ungeheue  
 in meine Gewalt zu bekommen, indem ich das  
 davon ich Ihnen oben gesagt, nicht hatte er-  
 halten können, so fieng ich es auf folgend  
 Art an. Ich gab dem Priester ein kleines Ge-  
 schenk und ließ ihn durch meinen Dolmetsche  
 sagen, er möchte seinen Landsleuten vorstellen  
 wenn sie das Thier verbrennten, so könnte vie-  
 leicht aus seiner Asche ein neues Ungeheuer en-  
 stehen, welches ihnen schädlich seyn könnte: ic  
 wollte es daher mit über den großen See neh-  
 men, um sie davon zu befreien. Meine Grün-  
 de fanden bey ihm Beyfall, und durch Hülf  
 des Geschenks, welches ich ihm gab, wurde mei  
 Vorschlag angenommen, und beschlossen es m  
 Keulen todt zu schlagen: da aber meine Absich  
 war, es ohne Verstümmelung zu erhalten, so  
 ließ ich ihnen sagen, sie möchten es meinen Leu-  
 ten überliefern, die es erwürgen sollten, wen  
 es einer von ihrer Nation tödtete, so könnte si  
 dieser dadurch ein Unglück über den Hals ziehe  
 Sie gaben mir auch hierin Beyfall, und übe  
 lieferten mir es mit der Bedingung, daß ich

## Neue Reisen nach Westindien. 187

von ihrem Lande entfernen sollte. Ich ließ es darauf erwürgen, weil ich aber weder Wein-  
geist noch Brantwein hatte, um es darinn zu  
conserviren, so mußte ich es seciren lassen, um  
es Stückweise mit nach Frankreich zu bringen,  
um Ihre Sammlung von Seltenheiten der Na-  
tur damit zu vermehren. (1)

Ich will, ehe ich schliesse, noch ein Beispiel  
von dem Aberglauben dieser Völker, und ihrer  
Verehrung abscheulicher Thiere, erzählen. Im  
Jahr 1756 kam eine Gesandtschaft von den Mis-  
souris (2) auf dem Fort Chartres an, dabey  
war auch eine alte Frau, die für eine Zauberinn  
gehalten wurde. Sie trug um ihren nackten  
Leib eine lebendige Glockenschlange, deren Biß  
tödtlich ist, wenn man nicht augenblickliche  
Hülfe erhält.

Diese Priesterinn des Teufels redete mit  
der Schlange, welche sie zu verstehen schien,  
ich sehe wol, sagte sie zu ihr, daß er dir hier  
nicht gefällt, lehre daher in deine Heimat zu-  
rück, wo ich dich, bey meiner Zurückkunft an-  
treffen werde: alsobald flohe die Schlange in  
einen

(1) Das Squelet von diesem Ungeheuer ist jeko in  
dem Naturaliencabinet des M. Sagottes Com-  
missairs der Französischen Colonien in Amerika.

(2) Sie wohnen gegen Westen von Louisiana an  
einem Flusse, der ihren Namen führet und in  
den Mississippi fällt.



einen Wald und nahm ihren Weg nach dem Lande der Missouris. Wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich Ihnen sagen, daß ich gesehen hätte, daß der Teufel diesen Völkern unter der Gestalt einer Schlange erschienen. Eine Menge Missionairs haben uns, in ihren Erzählungen und erbaulichen Briefen, überreden wollen, der Teufel erschiene diesen Völkern um von ihnen göttlich verehrt zu werden. Aber es gehet hier nichts übernatürliches, sonder lauter Betrügereyen vor.

Sie wissen, daß alle Thiere, auch sogar die wildesten, sich von dem Menschen zähmen lassen. Ich kann auch nicht wissen, ob die Schlange dieses alten Weibes wirklich nach dem Lande der Missouris gekommen ist. Nur das kann ich versichern, daß ich einen großen Abscheu gegen diese Thiere trage, und daß ich sie todt schlage wo ich sie antreffe.

Ich erinnere mich, daß sich ein Soldat von unsern Truppen in dem Dorfe der Peanguichias, einer Nation, die mit den Illinois alliiert ist, beynahe einen gefährlichen Handel zugezogen hätte. Er kam in eine Cabane, und fand darin eine lebendige Schlange, und tödtete sie mit seiner Art, ohne zu wissen, daß sie der Herr von der Hütte als seinen Manitou verehrt. Der Wilde kam in dem Augenblicke dazu, und gerieth in die größte Wuth, da er seinen Gott nicht

nicht mehr lebendig fand. Er versicherte: dieses sey die Seele seines Vaters, welcher seit einem Jahre todt sey, derselbe habe das Unglück gehabt, zwey Schlangen, welche auf einem Felsen geleicht, mit seiner Flinze zu tödten, und sey alsobald darauf krank geworden und gestorben.

Dieser Alte, dessen Einbildungskraft durch ein hitziges Fieber in Unordnung gerathen war, hatte sich vorgestellt, er sehe die beyden Schlangen, die ihn deswegen Vorwürfe machten, daß er sie getödtet hätte, und hatte deswegen, da er gestorben, seinem Sohne empfohlen, diesen Thieren kein Leid zu thun, damit es ihm nicht auch das Leben kosten möchte (1). Weil ich die Denkungsart dieser Völker kannte, so hielt ich dem Soldaten, den dieser Wilde als einen Mörder seines Gottes ansah, sich als betrunken oder unsinnig anzustellen, und zu drohen, daß er mich und seine Kammeraden auch tödten wollte. Die Wilden fiengen alsobald ein Geschrey an: der weisse Krieger habe den Verstand verlohren. Ich forderte darauf Stricke, um ihn binden zu lassen, und weil ich sehr auf ihn

(1) Ich habe in Frankreich erlebt, daß ein Bauer eine Eule von dem Dache seines Nachbarn herunter schoss: als bald darauf sein Vater starb, so glaubte er, diesen Tod habe der unglückliche Vogel verursacht.



ihn erzürnt zu seyn schien, so kamen die Vornehmsten von ihren Kriegern, und baten für ihn: sie sagten, er hätte den Verstand versoffen und eben dieses begegnete oft den rothen Menschen auch. Um die Sache desto wahrscheinlicher zu machen ließ ich mich noch von der Frau des Caciquen bitten, und stellte mich alsdenn als, ob ich mir durch die Höflichkeit gegen ihr Geschlecht bewogen würde, ihm zu verzeihen.

Ich schenkte dem Herrn der Schlange ein Bouteille Brandwein, um seinen Schmerz darinn zu vertrinken. Die Wilden haben eine ungemeine Begierde nach diesem Getränke, und sie werden ganz rasend, wenn sie zu viel davon getrunken haben. Wenn sie wieder zu sich selbst gekommen, so sagen sie: der Brandwein, um nicht sie, hätte dumme Streiche gemacht, und glauben genugsam entschuldigt zu seyn, wenn sie bekennen, sie wären unsinnig gewesen. Wenn ein Wilder in der Trunkenheit, einen andern tödtet, so wird dieser Todtschlag nicht geräcket. Aber sie hüten sich auch, daß sie nicht alle zugleich betrinken, die, welche nicht trunken sind, hüten die andern, und die Weiber verstecken alsdenn alles tödtliche Gewehr. Man kann den Brandwein mit unter die Plage rechnen, wodurch das nördliche Amerika von den Einwohnern entblößt ist. Das Getränk selbst den Menschen unter das Vieh, und bringt vi-

ins Grab. Ich habe oft gesehen, daß sich die Wilden, wenn sie sich besoffen hatten, unter einander mit Axten und Keulen todt geschlagen haben.

Ich bin nunmehr auf dem Punkt, von hier abzureisen, und hoffe im Januar 1757 in Neuorleans zu seyn. Diesen Brief schicke ich mit einer großen Pirogue ab, die M. de Macarty mit Depechen, an den Gouverneur schiekt. Ich bin, mein Herr &c.

Aus dem Lande der Illinois vom 10ten Nov.  
1756.

---

## X. Brief.

An eben denselben.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffahrt den Fluß herunter. Er campirt auf einer Insel, die dieser Fluß macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derselben.

Mein Herr!

Sie wollen von mir wissen, ob die Wilden unter sich Hauptleute, und einen König, der



der sie kommandirt, haben? Die Zeit, welche ich unter ihnen gelebt, setzt mich in den Stand ihre Neubegierde zu befriedigen. Sie sind in Stämme oder Nationen eingetheilt, davon jeder durch einen Caciquen, oder kleinen König regiert wird, welcher von Niemanden, als den großen Geiste, oder obersten Wesen, abhängt. Ob gleich diese Caciquen unumschränkt regieren, so wissen sie sich doch Liebe und Ehrfurcht zu erwerben, ohne ihr Ansehn gehäßlich zu machen. Sie werden deswegen auch von ihren Unterthanen als Halbgötter verehrt und betrachtet, als ob sie zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts geboren wären. Sie sind die Väter ihres Volkes, eine Würde, die ihnen weit schätzbarer ist als alle Titel des Sultans und großen Mogols. Diese Monarchen Asiens sind, bei den großen Revolutionen, die sich oft in ihren Staaten zutragen, öfters der Gefahr ausgesetzt ihr Leben zu verlieren, denn es ist nichts ungewöhnliches, daß sich ihre Väter wider sie empören, und sie selbst, mit ihrer ganzen Familie, anschlachten.

Dagegen ist das Verbrechen der beleidigten Majestät in Amerika ganz unbekannt, und die Caciquen gehen, ohne die geringste Furcht aller Orten sicher herum. Wenn sich einer erlaubte ihnen nach dem Leben zu trachten, wurde ein solcher als das schrecklichste Ungeheuer

zu angesehen, und mit seiner ganzen Familie  
vertheilt werden.

Was ihre Kriegshauptleute betrifft, welche  
die Armeen gegen die Feinde anführen, so  
werden nur solche zu dieser Würde erhoben,  
welche öfters im Treffen für ihr Vaterland ge-  
kämpft, und Proben ihrer Tapferkeit abgelegt  
haben. Und weil die Officiers so wol wie die  
übrigen Soldaten nackend gehen, so dienen  
ihnen die Narben an ihrem Leibe zu Unterschei-  
dungszeichen, und statt der Patente.

Die Greise, welche nicht mehr zu Felde  
gehen können, sind deswegen der Nation nicht  
unnuß. Sie halten Reden an das Volk, wel-  
ches ihnen, wie Orakeln, zuhört. Alles ge-  
hiehet nach ihrem Rechte, und die jungen Leu-  
te sagen: weil sie länger in der Welt wären,  
so müßten sie auch mehr Erfahrung  
und Klugheit besitzen. Wenn ich mich über die  
Friedenheit wunderte, darinn diese Greise  
lebten, so sagten sie mir; da sie nun nicht mehr  
im Stande wären für ihr Vaterland zu sechten,  
so lehrten sie nun ihre Nachkommen, es zu ver-  
theidigen. Daher auch die Krieger allemal,  
wenn sie aus dem Felde zurück kommen, einen  
Theil von ihrer Beute in die Cabanen der alten  
Bedner bringen, die sie zum Streite aufgemun-  
dert haben. Die ältesten von der Nation be-  
stimmen die Kriegsgefangenen, und behalten  
N sie



sie zu ihren Sklaven. Die alten Krieger, welche nicht mehr zu Felde ziehen können, reden die Truppen an. Der Redner macht damit den Anfang, daß er an den Pfeiler mit ein Streikkolbe schlägt, Er erzählt alle die Coups die er in den Schlachten ausgeführt, das ist wie viel Kopfhäute er von den Feinden zurück gebracht. Die Versammlung schreiet alsdenn: Hau! Hau! das heißt, es ist wahr. Die Weiber hassen die Lügen, und sagen, wer lügt ist kein wahrer Mensch.

Darauf fängt der Redner seine Rede ungefähr folgendermaßen an: „Wenn ich noch junger und stärker wäre, so würde ich euch, wie ich vormals gethan, wider unsre Feinde ins Feld führen, und ihr würdet mich an den Zehen meiner Füße gehen sehn. Ziel also aus, meine Kamaraden, wie tapfere Männer, habt Herzen, wie die Löwen, verschließ eure Ohren niemals, schlafet wie die Hasen, marschiret wie die Hirsche, scheuet die Kugeln nicht, fürchtet euch nicht, euch ins Wasser zu stürzen wie die Budel. Wenn ihr verfolgt werdet, so suchet eure Flucht zu verbergen. Vor allen andern aber scheuet die Pfeile eurer Feinde nicht, und zeigt, daß ihr wahre Krieger und Menschen seyd. Wenn ihr getroffen kommt, so gebrauchet alle eure Pfeile wider eure Feinde, fallet sie hernach mit e

„ren Keulen an, und tödtet alles was euch  
„widerstehet. Es ist besser im Treffen zu blei-  
„ben, als sich hernach unter dem Galgen ver-  
„brennen zu lassen.“

Wenn die Rede geendigt ist, so überreicht  
der alte Krieger die Friedenspfeife dem Tachaz-  
Mingo, oder Anführer des Heers, und allen  
Officiers, welche, ein jeder nach seinem Ranz-  
ge, daraus rauchen. Auch alle diejenigen, wel-  
che noch nicht mit im Felde gewesen sind, kom-  
men und rauchen, um sich gleichsam zu enrolli-  
ren. Darauf tanzen sie den Krieges-Tanz, und  
essen Hundefleisch, welches, wie ich schon gesagt  
habe, die vornehmste Speise der Krieger ist.

M. du Tissenet hat mir eine Geschichte er-  
zählt, die seinem Vater begegnet ist, welcher  
einer der ersten Officiers gewesen ist, die mit  
dem M. de Bienville nach Louisiana gekommen  
sind. Dieser kam mit einigen Kaufleuten, die  
gegen Europäische Waaren Pelzwerk einhan-  
deln wollten, zu einer wilden Nation. Diese  
Wilden beredeten sich unter einander, ihnen  
das Fell vom Kopfe zu ziehen. M. du Tissenet  
hatte unter Weges ihre Sprache gelernt, und  
verstand also ihre Reden, und weil er eine Pe-  
rücke trug, so riß er diese vom Kopfe, warf  
sie auf die Erde, und sagte: Ihr wollt die Haut  
von meinem Kopfe haben, da liegt sie, unterste-  
het euch sie aufzunehmen, wenn ihr das Herz  
habt.



## 196 Neue Reisen nach Westindien.

habt. Das Erstaunen dieses Volkes hierüber ist nicht zu beschreiben, und sie standen wie versteinert da, denn er hatte sich kurz vorher den Kopf scheren lassen. M. du Tissenet sagte darauf zu ihnen, sie thäten groß Unrecht, daß sie ihm wollten Uebels thun, er käme ein Bündniß mit ihnen zu schließen. Wenn sie es haben wollten, so würde er die Seen und Flüsse im Brand stecken, um ihre Schiffart zu verderben, und die Wälder anzuzünden. Er ließ sich eine Schüssel bringen, goß Brandwein, den er bey sich führte hinein, und steckte ihn an. Die Wilden, welche den Brandwein noch nicht kannten, erstaunten. Zugleich zog er ein Brennglas aus seiner Tasche, und zündete damit ein Stück faul Holz an. Nun glaubten sie in der That, er könne die Flüsse und Wälder in Brand stecken. Sie erwiesen ihm deswegen viele Höflichkeit, überhäuften ihn mit Geschenken, und schickten ihn mit einer starken Bedeckung zurück, damit ihn Niemand beleidigen möchte. Nachher hat M. de Bienville diesen Officier in verschiedenen Unterhandlungen gebraucht, um mit den Wilden Bündnisse zu schließen.

Die Geschichte des M. Tissenet erinnert mich an eine andere, die einem Italiäner begegnete, der in dem Gefolge des M. Tonty, damaligen Kommandanten des Fort Louis in Neu Frankreich, war. Dieser reisete zu Lande vom

## Neue Reisen nach Westindien. 197

om Fort Louis zum M. de la Salle ab, und er würde ihm haben sehr nützlich seyn können, und ihm den Weg, den er zum Flusse Mississippi nehmen müssen, gezeigt haben, wenn er früher zu ihm gekommen wäre. Er rettete unter Weisheit sein Leben auch durch eine sehr besondere List. Einige Wilden ließen es sich einfallen ihn zu tödten: er stellte ihnen aber vor: sie thäten ihr Unrecht, daß sie einen Menschen umbrächten wollten, der sie alle in seinem Herzen trüge. Diese Rede setzte die Wilden in Erstaunen; er versicherte sie, wenn sie ihn wollten Zeit geben bis den folgenden Morgen, so wollte er sie von der Wahrheit dessen, was er gesagt, überführen, und fügte hinzu, wenn sie alsdenn fänden, daß er sie belogen hätte, so möchten sie mit ihm machen was sie wollten. Er erhielt ohne Mühe diesen verlangten Aufschub. In der Nacht befestigte er einen kleinen Spiegel auf seiner Brust, und gieng damit zu den Wilden. Diese erstaunten sehr, als sie sich, ihrer Meinung nach, in seiner Brust sahen, und schenkten ihm das Leben.

Ich habe das Geschwader den Fluß herunter kommandirt, welches M. Aubri herauf geführt hatte. M. de Macarty hatte mich beordert, die Engelländer, welche der Ritter Villers und der Cacique Papapachangouhia zu Kriegsgefangnen gemacht, nach der Hauptstadt



## 198 Neue Reisen nach Westindien.

zu führen. Ich habe sehr geeilt, um nach Neuorleans zu kommen, ehe das Eis, welches aus den Flüssen in Norden kommt, und dem Strome des Flusses folgt, zu gehen anfing, denn ich würde Gefahr gelaufen haben, unter Weges liegen zu bleiben, wenn ich nicht hätte aus allen Kräften rudern lassen, und die Kriegsgefangnen haben zu dem Ende meine Soldaten ablösen müssen. Weil in dergleichen Umständen ein jeder gleich verpflichtet ist, für die Rettung seines Lebens zu sorgen, so legen die Officiers mit Hand an, um die übrige Mannschaft aufzumuntern.

Wenn man die steilen Felsen bey dem Brüd-Homme (1) paßirt hat, so findet man keine Klippen mehr in dem Misisippi, und man bindet alsdenn die Fahrzeuge, wenn ihrer mehrere sind, an einander, und fährt Tag und Nacht. Es darf alsdenn nur ein Steuermann auf jedem Fahrzeuge am Steuer Ruder sitzen. Es ist ein Vergnügen diesen großen Fluß herunter zu schiffen. Die Reise, wozu man drey und einen halben Monat den Fluß herauf zu rudern braucht.

(1) Diese Felsen machen das Ufer des Misisippi so steil wie eine Mauer, und über sechs Fuß hoch. An diesem Orte lag vordem das Fort Brüd-Homme, welches seinen Namen von einem Reisegefährten des M. de la Salle führte, der an diesem Orte gestorben war.

braucht, thut man den Fluß herunter in zehn  
oder zwölf Tagen, wenn das Wasser hoch ist.

Ich darf auch nicht vergessen Ihnen zu sa-  
gen, daß es auf dergleichen Reisen eine Ge-  
wohnheit bey den Soldaten ist, dem Komman-  
danten und den übrigen Officiers, am ersten  
Januar das neue Jahr zu wünschen; die denir-  
emeiniglich diese Höflichkeit mit einem Ge-  
schenke an Brandwein beantworten. Ich lag  
in diesem Tage bey einer Insel still, die ein  
Arm des Mißissippi macht, und die ungefähr  
zwey Meilen im Umkreis hält. Diese Insel  
ist ganz mit hohen Bäumen bewachsen. Ein  
Gastonischer Soldat, der, so wie alle von die-  
ser Nation, sehr aufgeräumt war, stellte seinen  
Kamraden vor: sie würden gewiß ein großes  
Neujahrs-Geschenk bekommen, wenn sie die  
Cerimonie begehren wollten, mich zum Gou-  
verneur dieser Insel zu erklären. Der Ser-  
gent fand den Einfall gut, und machte die nöthi-  
ge Einrichtung ihn zu vollziehen. Er fieng da-  
mit an, daß er meinen Namen in die Rinde  
eines Baums schnitte, ließ die Stücke laden,  
und die Soldaten das Gewehr ergreifen. Der  
Lambour schlug darauf die Vergatterung; und  
der Sergent, als das Haupt dieser Feierlichkeit,  
nahm seinen Hut ab, und rief aus: Im Na-  
men des Königs: „Ihr Tiger, Bären, Och-  
sen, Hirsche, Rheer und andre Thiere dieser In-  
sel,



sel, sollt unsern Anführer für einen Gouverneur erkennen, und ihm in allen, was er euch befiehet, Gehorsam leisten. „ Alsobald brannte ein Soldat die Canone ab, und darauf wurde eine General-Salve aus ihren Musqueten gegeben. Das Donnern des Geschüßes erschreckte die wilden Deffen auf der Insel, so daß einige in den Fluß sprangen, um ans feste Land zu schwimmen: Die Soldaten verfolgten sie in ihren Piroguen, und schossen vier davon todt, und zwey Khee, und brachten sie mir als ein Reck meiner Befehlshaberstelle. Dis nöthigt mich noch länger hier still zu liegen, um das Fleisch davon zum Gebrauch auf die Reise einzusalzen zu lassen. Um diesen Scherz der Soldaten vollkommen zu machen, die ich für ihren lustigen Einfall reichlich belohnte, wollte ich auch das Innere meines Gouvernements kennen lernen: ich war aber noch keine halbe Meile gegangen, als ich einen Bären antraf, der unter einem Eichbaume ganz ruhig Eicheln fraß. Ich that einen Schuß aus meiner Flinte auf ihn, aber die Kugel drang nur durch den Speck dieses ungemein fetten Thieres. So bald er fühlte, daß er verwundet war, wollte er mich verfolgen, er war aber so dick, daß er nicht laufen konnte. Ich lockte ihn also, indem ich mich langsam zurück zog, bis an die Hütten meiner Soldaten, die seiner bald Meister wurden, und ihn als einen Aufrührer und Rebellen bestraf-

trafen. Sie hielten einen Kriegsraht über ihn, darinn der Sergent Präsident war. Die Meinung des Corporals, der die Stelle des Procurators des Königs vertrat, gieng dahin: daß man diesem Bären, der sich wider seinen Herrn empört hatte, den Kopf abschlagen sollte, um seine schöne Haut nicht zu verderben, und dieses Urtheil wurde sogleich an ihm vollzogen.

Man zog ihm darauf seine Haut ab, welche sehr schwarz ist, und die ich eben so wenig von mir lassen werde, als Herkules die Haut des Nemeischen Löwen, den er getödtet hatte.

Die Soldaten schmolzen seinen Speck aus (1), und bekamen daraus über 120 Maaß Fett. Sobald die Früchte reif werden, gehet der Bär aus seiner Höle, und lehret nicht ehen: der wieder dahin zurück, bis er keine mehr findet. Er bleibt alsdenn bis an die nächste Erndte darinnen, und in dieser Zeit frisset und säuft er nicht. Er leckt die Zeit über seine Tazzen, und lebt von seinem eigenen Fette. Wenn er mager ist, so ist es gefährlich ihm zu begegnen, wenn man allein ist. Die Wilden treiben einen starken Handel mit den Bärenfellen,

(1) Das Bärenfett schmeckt sehr gut, man macht in Louisiana den Sallad, das Gebackene, und die Saucen damit, und ziehet es dem Schweineschmalze vor.



## 202 Neue Reisen nach Westindien.

Ien, und salzen die Zunge und Füße davon ein. Sie haben mich auf meiner Reise oft damit, als einer großen Delicatesse tractirt, und es hat mir dis Essen sehr gut geschmeckt.

Ich adressire diesen Brief nach Campeche an den Herrn d'Arragory, französischen Agenten der Marine, der ihn nach Cadix senden wird, und er wird ihnen auf diese Art sicherer zu Händen kommen, als wenn ich ihn mit einem unsrer Schiffe abgeschickt hätte. Da Spanien mit Engelland nicht in Krieg verwickelt ist, so schreibe ich an Sie ohne Umschlag: übrigens hoffe ich im nächsten Monat April nach Europa abzureisen. Ich bin, mein Herr &c.

Neuorleans den 25 Febr.

1757.

---

## XI. Brief.

An eben den selben.

Der Autor reiset nach Europa ab. Ge-  
fecht mit einem Englischen Seeräuber.  
Er embarquirt sich auf dem Cap Francoie  
auf eine Französische Kauffardenflotte von  
26 Schiffen, die beynahе alle in seinem Ge-

Besichte von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines kleinen feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Brest.

Mein Herr!

Weil ich kein Schiff finden konnte, um darauf nach Frankreich zu reisen, so sagte ich mich gezwungen an Boord der Brigantine, die Union, zu gehen, die der Capitain Bau-Jean kommandirt. Dieser ist dadurch bekannt geworden, daß er den Engelländern in diesem Kriege 5 Fahrzeuge auf der Tour zwischen Frankreich und Louisiana, weggenommen hat.

Wir giengen den 1ten April 1757 von Basile nach dem Cap Francois unter Segel. Den 2oten April, als wir auf der Insul Turque waren, wurden wir ein Schiff gewahr, welches wir für ein feindliches hielten. Es verfolgte uns die Nacht hindurch, und weil es gut besegelt war, so holte es uns in dreihen Stunden ein. Der Corsar lösete eine Canone auf uns, und schrie uns zugleich zu: uns an den König von Engelland zu ergeben. Wir beantworteten dieses mit einer völligen Lage aus unserm Geschütz, und einer Salve aus dem kleinen Gewehr.

Ich



Ich rief ihm darauf mit dem Sprachrohre zu: ihre Flagge zu streichen, sonst würde man ihr Schiff in Grund bohren. Als der Seeräuber sah, daß man ihm tapfern Widerstand that, so zog er sich zwischen die Klippen, die um die Insel Turque sind, zurück, um uns dahin zu locken, damit unser Schiff scheitern möchte. Aber unser Anführer war ihm zu klug, und vermied diese Falle, denn, anstatt ihn zu verfolgen, setzte er den Weg seiner Bestimmung fort, und wir kamen am 1ten May glücklich auf der Rade vor dem Cap Francois an. Hier trafen wir die Escadre des M. de Beaufremont an, die zum Entsatz von Canada bestimmt ist. Sie hatte den M. de Bart am Boord, der vom König zum Gouverneur und General-Lieutenant der Insel Domingo ernannt ist. Sobald ich an Land gestiegen, gieng ich zu ihm, ihm meine Aufwartung zu machen. Dieser General, welcher immer bereit ist, unglücklichen Officiers unter die Arme zu greifen, half auch mir aus der Noth, indem er mich, um mir die Kosten, welche ein längerer Aufenthalt auf der Insel verursachen würde, zu ersparen, vier Tage nachher wieder abreisen ließ. Er besorgte mir meine Uebersarth auf einer Flotte von 26 Kaufs-farden Schiffen, und zwar auf Kosten des Königs. Diese Flotte segelte nach Frankreich, wohin sie M. de Beaufremont, bis an die Canquen convoyirte, wo er sie, den Befehlen des Hofes

hofes zufolge, verließ; -und nach seiner Bestimmung zurück segelte.

Ich hatte mir ein Fahrzeug von Bourdeaux, welches die Sonne genannt wurde, zu meiner Ueberfahrt gewählt, welches ein Hauptmann, mit Namen Odonir, führte. Der Ausgang hat mich gelehrt, daß ich eine gute Wahl getroffen hatte, weil die übrigen Schiffe, aus denen diese Flotte bestand, beynahe alle vor meinen Augen von den Feinden weggenommen sind. Es sind nur 4 davon nach Frankreich gekommen, unter denen die Sonne, auf der ich mich befand, das erste war. Wir kamen nach unserer Fahrt von 45 Tagen zu Brest an, nachdem unser Schiff unterwegs ein englisches Fahrzeug, auf der Höhe von Terre Neuve, weggenommen. Den 15 Junius stieg ich 1757 in Brest an Land, und gieng sogleich hin, dem Maras de Guay, der Kommandant der Marine in diesem Hafen ist, meine Aufwartung zu machen: hernach besuchte ich den Herrn Hocquart, der Staatsrath und Intendant der Marine ist, dem ich den Tod des M. d'Uberville meldete, welcher ad interim die Stelle des M. Mitchel de la Rouvilliere, General-Commissairs des Seewesen, und Ordonnateurs der Provinz Louisiana, bekleidet hatte. Herr Hocquart war wegen seiner Rechtschaffenheit bekannt, als er Intendant über Neu Frankreich



## 206 Neue Reisen nach Westindien.

reich war, und es ist bekannt, daß er von da mit 40000 Livres Schulden, zurück kam, welche ihm der König um ihm seine Zufriedenheit über seine Dienste zu bezeugen, geschenkt hat. Er hat dem M. Bigot, seinem Nachfolger, ein schönes Beispiel hinterlassen. Denn ob er gleich keine Schätze mit zurück gebracht hat, so hat er sich doch dagegen den Namen eines rechtschaffenen und gütigen Mannes erworben, und alle Wilde in Canada, welche wie ich schon gesagt habe, Verdienste hoch schätzen, haben seine Abreise beklagt.

Als ich ihm sagte, daß es mir an Geld fehlte, um meine Reise nach Hofe fortzusetzen, so hatte er die Güte, und befahl dem Herrn Gaucher, welcher Commissair über die Cassen der Colonien ist, mir Geld auszuzahlen. Ueberdies bat er mich, die Zeit über, die ich mich in Brest aufhalten würde, bey ihm zu speisen. Ich hoffe den 22ten dieses von hier abzugehen.

Sie werden sich vielleicht wundern, wenn Sie hören, daß ich in einer Zeit von 8 Monaten zwey Winter, zwey Sommer und zwey Frühlinge erlebt habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich habe, Ihnen geschrieben, daß ich das Land der Illinois am Ende des Dec. 1755 verlassen habe, als das Eis anstieg auf dem Mißissippi zu gehen. Im Januar des folgenden Jahres langte ich zu Neuorleans an, wo  
da

as Klima mit den auf den Inseln Hieres, wo  
unser Regiment 1744 stand, einerley ist, und  
in diese Zeit bestellt man da die Gärten.  
Denn 1 April 1757 gieng ich von Louisiana  
nach dem Cap Francois ab, und kam den  
ten May dahin, wo ich den Sommer fand.  
Denn 4ten gieng ich nach Europa zu Schiffe,  
und nachdem wir den Canal von Bahama  
passirt waren, so hatten wir Frühling. Auf der  
Höhe von Terre Neuve bekamen wir den 12ten  
einen Eisberg zu Gesichte, welchen wir an-  
fänglich für ein Schiff ansahen, aber aus der  
alten Luft, welche daher wehete, urtheilten  
wir, daß es ein Stück Eis sey, welches aus  
dem Eismeer daher getrieben worden. Den 15  
Junius kamen wir nach Brest, wo wir den  
Sommer fanden. Dieser Fall ist sehr auffe-  
rrentlich. Ich bin, mein Herr &c.

Brest den 18ten Junius 1757.

Ende des ersten Theils.

---





Neue Reisen  
nach  
West = Indien

Darinnen  
Nachrichten von der Religion,  
der  
Regierungsart, den Sitten, der Hand-  
lung und den Kriegen der Völker  
enthalten,  
wie an dem grossen Flusse Saint Louis,  
der gemeiniglich der Mississippi genannt wird,  
wohnen.

Herausgegeben  
von  
M. Bossut,  
Hauptmann unter den Seetruppen.

---

Zweyter Theil.

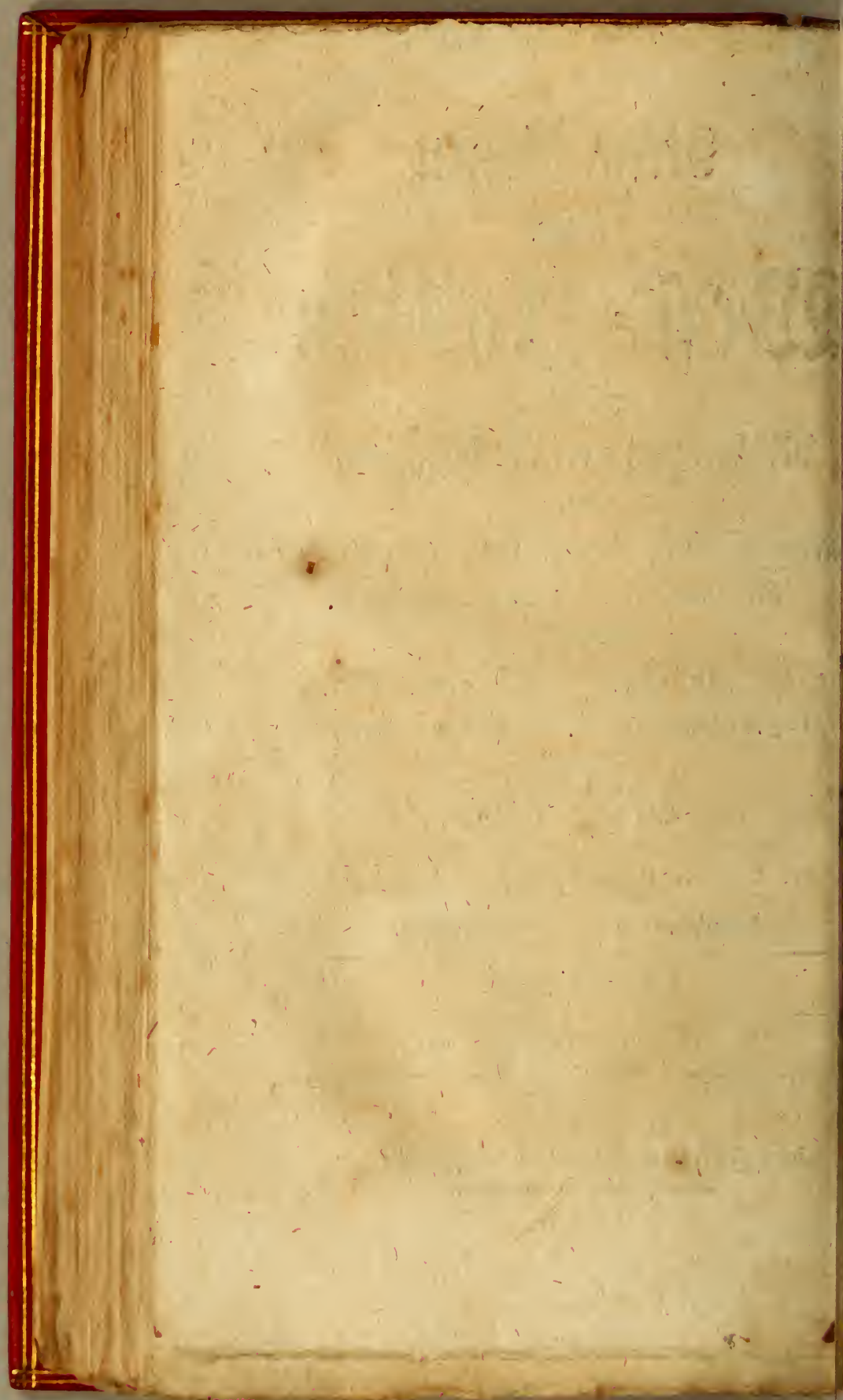
---

Aus dem Französischen übersetzt.

---

Helmstädt,  
bey Johann Heinrich Kühnlin,  
Universitäts-Buchhändlern.  
1774.







## Inhalt der Briefe,

die in diesem Theile enthalten.

---

### XII. Brief.

Der Autor kommt nach Hofe, er erhält ein Geschenk vom Könige mit Befehl nach Rochefort zu gehen. Er gehet zu Schiffe nach Louisiana.

### XIII. Brief.

Der Autor reiset von Rochefort ab. Er trifft drey englische Kauffarden Schiffe an, davon M. de Place eins wegnimmt, das andere verbrennt und das dritte in Grund bohrt.



## Inhalt der Briefe.

## XIV. Brief.

Der Autor geht von Neuorleans nach den Lande der Allibamons ab. Seine Schiffahrt über den See Pontchartrain. Kurze Beschreibung der Stadt Mobile.

## XV. Brief.

Abreise des Autors von Mobile zu den Allibamons. Ausführliche Beschreibung der Sitten dieses Volkes. Ihre Bestrafung des Ehebruchs.

## XVI. Brief.

Ihre Trauer und ihre Art die Todten zu graben. Die Gerechtigkeit, welche sie dem Ritter von Ernevillle widerfahren ließ wegen eines Soldaten, den ein junger Wilder getödtet hatte. Ihre Religion ihre List die Hirsche und indianischen Hunde auf der Jagd zu beschleichen.

## XVII. Brief.

Der Autor reiset aus dem Lande der Allibamons. Seine Schiffahrt auf dem Flusse Tombectbe. Er entgeht einem Crocodil. Er trifft einen Trupp aufrührerischer Chactan. Bringt sie wieder zu ihrer Schuldigkeit. Seine Rückreise nach Mobile.

## Inhalt der Briefe.

5

### XVIII. Brief.

Beschreibung des Landes der Chactas. Ihre Kriege. Ihre Art wie sie mit den Kranken umgehen. Ihr Aberglauben, ihre Handlung, ihre Leibesübungen. Das Land der Schifachas.

### XIX. Brief.

Der Autor kehret nach Mobile zurück. Merkwürdige Begebenheiten, die sich auf der Rakensinsel zugetragen. Kläglicher Todt des Kommandanten dieser Insel Mr. Dürour.

### XX. Brief.

Reise des Autors nach Neuorleans. Ursach der Unruhen daselbst. Geschichte der Gefangenschaft des M. de Belle Isle unter den Attakapas. Besondere Thiere, und Heilmittel, die sich in Louisiana finden.

### XXI. Brief.

Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beweis daß das Land den Alten nicht unbekannt gewesen, und wahrscheinlich mit der grossen Tartaren in Asien zusammenhängt. Durch welchen Weg die ersten Einwohner dahin kommen müssen. Anweisung

A 3

wie

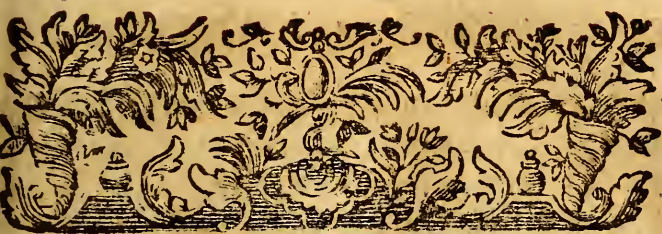


wie man seine Gesundheit in der neuen Welt erhalten muß.

## XXII. Brief.

Zurückkunft des Autors nach Frankreich. Es fahr die er an dem Vorgebürge in Florid aussteht. Ursprung eines Brunnens, dessen Wasser dem Vorgeben nach, verjüngen soll. Sein Schiff entwischt den Engländern. Gefecht mit einem Seeräuber. Er läuft Gefahr verbrannt zu werden. Vorschlag einer Landung auf den Küsten von Neu-England. Ein englisch Schiff wird weggenommen. Der Autor kommt zu Corogne an.





# Neue Reisen nach Westindien.

---

## XII. Brief.

An den Marquis de Vestrade.

Der Autor kommt nach Hofe, erhält ein Geschenk vom Könige mit Befehl nach Rochefort zu gehen. Er gehet zu Schiffe nach Louisiana.

Mein Herr!

 Nünntehro bin ich zum zweyten mal in Rochefort, von da ich vor acht Jahren nach Louisiana zu Schiffe gieng. Ich komme vom Hofe, wo ich dem Herrn Moras, welcher General : Controleur und Minister im Seewesen ist, einen Brief vom Gouverneur eingehändigt habe, darinn die Bewegung,



## 8 Neue Reisen nach Westindien.

wegungsgründe meiner Reise enthalten sind. Er hatte die Gütigkeit mich in sein Cabinet kommen zu lassen, und befragte mich darinn, in Gegenwart des M. de la Porte, der über das Bureau der Colonien gesetzt ist, über den jetzigen Zustand der Provinz Louisiana. Ich versicherte ihm daß bey meiner Abreise alle Nationen dieses weitläufigen Landes mit uns in Freundschaft wären, und daß die Cheraquis Friedens-Unterhandlungen mit den Franzosen angefangen hätten. Er fragte mich auch, ob ich glaube, daß die Colonie angegriffen werden könnte. Ich antwortete ihm: es sey nicht zu vermuthen, daß die Engländer darauf dächten, indem es sehr schwer wäre ins Land zu kommen, und die Colonie hätte keine andere Befestigung nöthig, als die welche sie von der Natur erhalten.

M. de Moras verschafte mir vom Könige ein Geschenk von 1000 Livres, um mich in den Stand zu setzen das Bad zu gebrauchen, welches zur Wiedererlangung meiner Gesundheit nothwendig war. Ich erhielt zugleich Befehl vom Könige, daß ich, wenn meine Gesundheit wieder hergestellt seyn würde, nach Louisiana zu meinem Posten zurückkehren sollte. Diesem zufolge habe ich mich hierher begeben, um mich einzuschiffen, und wir hoffen unter Segel zu gehen, sobald die Convoje vor die Ile Royal wird segelfertig seyn.

M. Droi

M. Droit Jmbuto, Intendant des Sees  
wesens ist dem Herrn Normann de Mesi ge-  
folgt. Der König konnte keine bessere Wahl  
treffen, so wol in Absicht der Geschicklichkeit  
und Treue, als auch des Eifers für das In-  
teresse des Königs. Der Herr Intendant hat  
mir eben die Gefälligkeiten erzeigt, die ich von  
einem Vorgänger vor 7 Jahren erhalten. Ich  
in mein Herr &c.

Rochefort den 12 Sept. 1757.

### XIII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset von Rochefort ab. Er  
trifft drey englische Kauffarden-Schiffe an,  
davon M. de Place eins wegnimt, das  
andere verbrennt, und das dritte in  
Grund bohrt. Sie legen vor der Insel  
Grenada an. Ihre Schiffarth bey  
Jamaica vorbei.

Mein Herr,

Ich hatte Ihnen von Rochefort geschrieben,  
daß wir von da im December 1757 ab-  
gehen dächten. Da aber die Convoe, wel-  
che zum Entsatz von Isle Royale bestimmt  
war, größtentheils von der englischen Flotte  
weg-



weggenommen worden, so mußte eine andere ausgerüstet werden. Nachher ließ sich eine Flotte von 10 grossen englischen Schiffen an den Küsten von Anis sehen, und dis hat uns bis in den May aufgehalten. Den 10ten dieses Monaths erhielten wir Nachricht, daß die englische Escadre verschwunden sey, und giengen darauf unter Segel.

Ich befand mich mit dem M. de Rochemore. General-Commissair des Seewesens und Ordonnateur der Provinz Louisiana, auf einem Fahrzeuge die Fortuna genant. Der M. de Place commandirte die Copalme eine Freigate von von 30 Canonen, welche bestimmt war uns zu convoyiren. Wir trafen auf der See drey englische Fahrzeuge an, die uns nur drey Canonenschüsse kosteten. M. de Place ließ das eine davon in Stund bohren, und das andere, nachdem er die Waaren herausnehmer lassen, verbrennen. Das dritte kam von der Küsten von Guinea, hatte eine reiche Ladung und 440 Neger an Boord, die zum Theil auf der Insel Grenada verkauft wurden. Der Baron von Bonvoust, welcher zum Gouverneur dieser Insel ernannt ist, hat uns während unsers Aufenthalts daselbst mit Höflichkeit überhäuft. Wir blieben da bis den 22sten Julius an welchem Tage wir wieder unter Segel giengen. Wir segelten um die Insel Jamaica herum, um die grossen englischen Schiffe zu vermeiden, welche niemals bis auf diese Höhe kommen.

kommen, um den Nachstellungen der Seeräuber zu entgehen und kamen den 12ten August glücklich in dem Hafen an der Mündung des Flusses Mississippi an.

M. de Nochemore (1) welcher Director der Provinz, und für das Interesse des Königs sehr eifrig ist, wird viel Mühe haben, die häufigen Unordnungen, welche während des Krieges in dieser Provinz eingerissen sind, abzustellen. Ich hatte ihn auf der Reise im voraus unterrichtet, daß ihm, bey seiner Administration viele Hindernisse in den Weg würden gelegt werden, und es ist alles so erfolgt, wie ich vermuthet hatte. Mit eben den Schiffen, die uns hieher gebracht haben, hat man schon den Hof wider ihn einzunehmen gesucht, um ihn um sein Amt zu bringen.

Kaum bin ich in Neuorleans angekommen, so erhalte ich schon Ordre vom Gouverneur mich anzuschicken, mit einem Detachement in das Land der Allibamons zu marschiren, welche Nation 250 Meilen von der Hauptstadt wohnt. Ich schreibe an Sie mit den königlichen Schiffen, welche mit Ende dieses Jahres nach Europa segeln, und habe doppelte Briefe geschrieben, damit wenn ein Schiff weggenommen wird, Sie doch den Brief mit dem andern erhalten.

Wenn

(1) Er ist ein Bruder des M. de Nochemore, der jetzt eine Escadre kommandirt.



12 Neue Reisen nach Westindien.

Wenn ich die Sitten der Völker, durch deren Land ich reisen muß, welches gegen Abend von Neuorleans liegt, und, wie man sagt, sehr schön ist, werde kennen gelernt haben, so will ich sie Ihnen beschreiben.

Neuorleans den 10 Nov. 1758.

---

XIV. Brief.

An eben denselben.

Der Autor gehet von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Seine Schiffarth über den See Pontchartrain.

Kurze Beschreibung der Stadt  
Mobile.

Mein Herr!

Ich gieng, der Ordre des M. de Kerlerec zu folge, den 14ten Dec. von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Wir segelten von Bajouc St. Jean, einem kleinen Hafen am See Pontchartrain, zu dem man von Neuorleans ungefehr eine viertel Meileweges zu Lande kommt, ab. Dieser kleine Canal ist zwey Meilen lang, und da uns der Wind günstig war, kamen wir den 20sten Dec. in der Bay, oder dem Hafen vor der Stadt Mobile an.

Die

Die Stadt Mobile war vormals die Hauptstadt in Louisiana: der Gouverneur, der Director, und der Etat Major wohnten da, und das oberste Raths-Collegium war daselbst.

Es ist bey der Stadt ein regulaires Fort, welches einer Armee von Wilden widerstehen kann, aber gegen die Europäer würde es sich nicht lange halten können. Dis Fort liegt an einer Bân zwischen zwey Flüssen, davon einer klein ist, und der Fluß Chaetauz genannt wird, der andre ist grösser als die Seine bey Rouen, heist Mobile, und entspringt in den Gebirgen der Appaluches. Hier ist der Sammelplatz aller Wilden, die gegen Osten wohnen. Sie kommen jährlich dahin und holen die Geschenke, die ihnen der Gouverneur im Namen des Königs austheilt. Obgleich der Boden um Mobile mit einem dicken Sande bedeckt ist, so kommt doch das Vieh hier gut fort, und die Heerden vermehren sich sehr stark. Die Einwohner sind sehr arbeitsam und treiben starken Handel mit den Spaniern, welche aus dem nahe gelegenen Pensacola hierher kommen, und geräuchert Ochsenfleisch, Federvieh, indianisch Korn, Reiß, und andere Waaren holen. Die Einwohner von Mobile haben auch den Handel mit den Schifftheer. Den Handel mit dem Pelzwerke treiben einige Officiers ganz allein, mit den Wilden, und zwar wider die Verordnung des Königs.

Es



#### 14 Neue Reisen nach Westindien.

Es wachsen hier weisse und rothe Lorbeeren, schwarze Kirschen, und rothe und weisse Cedern. Das Holz von der rothen Ceder ist sehr gut zu eingelegter Arbeit, der Geruch davon vertreibt die Insecten, und es verfault nicht. Man findet hier in den Wäldern verschiedene Bäume die in Europa unbekannt sind, und einige die ein Gummi bey sich haben, welches dem Therebint ähnlich ist. Die Cypressen sind hier so groß daß die Wilden aus einem Baume Piroguen machen, welche 60 Mann halten können.

Vor der Ankunft der Franzosen in Louisiana, giengen die Wilden mit ihrem Schiffbau folgendermassen zu Werke. Die vielen Ströme, welche in diesem Lande sind, reissen die Bäume, die an ihren Ufern stehen, um, einen solchen Baum wählten sie sich, der die verlangte Dicke und Grösse hatte, hernach machten sie Feuer darauf, brandten ihn aus, und nahmen die Kohlen mit einem platten Kieselsteine weg. Wenn das Fahrzeug alsdenn gnugsam ausgehöhlt war, so lieffen sie es ins Wasser. Sie regieren diese Canots mit vieler Geschicklichkeit auf den Seen und Flüssen, und bedienen sich ihrer in ihren Kriegen, und um das Pelzwerk und das eingesalzene Fleisch, welches sie von ihren Jagten mit bringen, zu transportiren.

Ihr Handwerkszeug und ihre Waffen bereiteten sie sich auch auf folgende Art zu. Sie erwähl-

erwählten sich einen jungen Baum, und spalteten diesen mit einem Kieselsteine, die so scharf wie ein Messer sind, auf. In diese Spalte steckten sie alsdenn einen Stein, der die Gestalt einer Art hatte. Wie dieser Baum fort wuchs, so wurde der Stein dazwischen immer stärker geklemmt, und befestigt. Hernach hieben sie den Baum um und brauchten das Werkzeug wie eine Art. Auf eben diese Art machten sie sich Lanzen und Wurffspieße, und ihre Streitkolben waren aus einem sehr harten Holze gemacht.

Zu ihrem Ackerbau bedienten sie sich der Knochen von Thieren, oder der Spaden von einem sehr harten Holze. Der Boden ist durch ganz Amerika sehr fruchtbar; das Gras wächst hier sehr hoch und dicht; wenn es im Winter verdorret ist, so zünden sie es an, hernach graben sie ihre Felder, und besäen sie, und drey Monate darauf ist bey ihnen Erndte.

Sie bauen fürnemlich indianisch oder türkisch Korn, Hirsen, Bohnen und andre Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Pistacien, und Wassermelonen. Die Kürbisse, welche die Einwohner Giromonds nennen, sind hier auch sehr häufig.

Was ihr Küchengeräthe betrifft, so machten sie sich Teller und Schüsseln aus Thon oder Holz. Ihre Schaalen machten sie aus Kokosnüssen, und ihre Miconenes oder Löffel aus den



den Hörnern von wilden Ochsen, welche sie von einander spalteten, und ihnen durch das Feuer die Form gaben.

So bald wir die erforderlichen Lebensmittel für uns, und die Garnison auf dem Fort im Lande der Allibamons, werden zusammen gebracht haben, so werde ich mit dem M. Aubert auf einem Fahrzeuge, das mit Soldaten und wilden Mobileern, welche letztere sich zum Rudern vermieten, besetzt ist, von hier abreisen. M. Aubert, welcher Aide, Major in Mobile ist, ist vom M. Kerlerec zum Kommandanten des Fort Toulouse im Lande der Allibamons ernannt. Dis ist der ausdrücklichen Verordnung des Königs zu wider, welche allen Majors und Aide, Majors verbietet, das Kommando über andere Plätze zu übernehmen, als nur über diejenigen, in welche sie gesetzt sind.

Wenn ein Schiff aus Europa kommt, so werde ich vielleicht Briefe von Ihnen erhalten. M. de Belle, der hier kommandirt hatte mir versprochen, sie mir mit dem ersten Fahrzeug zu überschieken. Ich bin &c.

Mobile den 6ten Jan. 1759.

## XV. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset von Mobile nach dem Lande der Allibamons ab. Ausführliche Beschreibung der Sitten dieser Völker, Ihre Bestrafung des Ehebruchs.

Mein Herr!

Nunmehr bin ich auf dem Fort Tolouse im Lande der Allibamons angelangt. Ich bin 50 Tage unter Weges gewesen. Weil ich in der Regenzeit zu Schiffe abgereiset, so habe ich einigemal gesehen, daß der Allibamonsfluß, 2 bis 15 Fuß angewachsen ist. Diese schleichende Ueberschwemmungen werden durch die Gewässer verursacht, welche in diesen Ländern wegen der hohen Berge sehr häufig sind.

Wir mußten gegen den Strom schiffen, dessen Schnelligkeit uns so sehr aufhielt, daß wir oft in einem Tage nicht mehr als eine Meile vor uns brachten. Wegen der vielen Bäume und Berge wie auch der Bugten dieses Flusses, kann man die Segel nicht gebrauchen, und man rudert immer nahe an den Ufern weg.

B

Eines



Eines Tages blieb mein Schiff auf einem Baume (1), welcher in dem Flusse versunken war, fest sitzen: weil uns die Nacht über der Hals kam, so mußten wir den folgenden Tag abwarten. Weil aber der Fluß in der Nacht sehr abgelauften war, so saß ich am folgenden Morgen mit meinem Fahrzeuge in der Luft. Wir waren noch nicht über 25 Meilen von der Mündung des Flusses gekommen: deswegen sagten mir die Mobilier, welche ich bey mir hatte: ich möchte dieses Zufalles wegen nicht besorgt seyn, und nur die Fluth erwarten. So bald diese kam: stieg das Wasser in der Mündung des Flusses herauf, und mein Fahrzeug wurde flot. Dies zeigt daß die Flüsse Amerika von denen in Europa sehr verschieden sind.

Weil M. Aubert unterwegs krank geworden war, so rieth ich ihm zu Mobile zu bleiben: er folgte uns hernach zu Pferde durch die dicken Wälder, welche hier nicht dick sind. D. M. Montbreaux hat Befehl vom Gouverneur ihm das Kommando, wenn er drey Monate auf dem Fort wird gewesen seyn und das Latein kennen gelernt haben, zu übergeben. M.

Mor

(1) Es giebt an den Ufern dieses Flusses Cypressen, die so dick sind, daß sie zehn Menschen nicht umspannen können. Dies zeugt von der Fruchtbarkeit des Landes, welches eines der gesündesten in der Welt ist.

Montberaut (1) stehet bey den Wilden dieses Landes in einem grossen Ruffe, und sie nennen ihn einen Mann von Tapferkeit, oder einen Helden. Er hat sich bey ihnen durch seine Reisen, die er in einem Styl, der ihrer Denkungsart vollkommen gewäp ist, an sie gehalten, einen grossen Namen gemacht. Aus Verwundt über die Begegnung der Jesuiten hat dieser Officier um seine Zurückberuffung angehalten, und M. Aubert ein Bruder des Jesuiten Aubert, der Missionair in Louisiana ist, zu seinem Nachfolger ernannt. M. de Montberaut ist ein erklärter Feind der Missionarien von diesem Orden. Der Pater le Roi, während seines Aufenthalts im Lande Alabama, wider denselben an den Gouverneur; der Soldat, welcher den Brief überbringen sollte, brachte ihn dem M. de Montberaut. Kurz darauf traf derselbe den Jesuiten, welcher ihm nach der Politik dieser Väter die Höflichkeiten bezeugte. Als er ihn fragte, ob er nicht wider ihn an den Gouverneur geschrieben hätte? so betheuerte ihm der Jesuit, welcher nicht wuste, daß er seinen Brief in die Hände hätte, bey allem was heilig sey, daß es nicht geschehen sey. Hierauf zeigte er ihm seinen Brief und schalt ihn einen Schelm und Betrüger, er ließ den Brief an das Thor des Forts anschlagen, und befahl der Schild-

B 2

wache

(1) Er ist ein Bruder des Grafen von Montout, der in des Dauphins Diensten ist.



wache Acht darauf zu geben, daß er nicht abgerissen würde. Seit der Zeit hat kein Missionair von den Jesuiten in das Land kommen dürfen.

Ich will Ihnen hier die Sitten einige wilden Völker in Louisiana, die sehr wenig voneinander unterschieden sind, nemlich der Taskis, der Outachepas, der Tonikas, der Kaontas, der Abekas, der Talapouches, der Corchakis, und der Pakanas beschreiben. Die Nationen können zusammen 4000 Krieger in Feld stellen. Sie sind alle wohl gestaltet, und wohnen an den Ufern der Flüsse. Die Männer so wol wie die Weiber, welche hier größttheils sehr schön sind, sind sehr gesprächig. Wenn man zu ihnen kommt, so pflegen sie den ankommenden entgegen zu gehen, und dieselben an dem Orte wo sie an Land treten, zu empfangen, ihnen die Hand zu geben und die Friedens-Pfeiffe zu überreichen. So bald man geraucht hat, so fragen sie nach der Absicht der Reise, und wie lange man unterwegs gewesen hernach, ob man lange bey ihnen zu bleiben denkt, und ob man Frau und Kinder hat.

- (1) Die Höflichkeit der Wilden bestehet darin, daß sie den Europäern Mädgens anbietet. Zu dem Ende gehen ihre Chefs des Morgens durch das Dorf, und rufen aus: Ihr junge Leute und Krieger, seyd nicht nârrisch, liebet den Herrn des Lebens. Gehet auf die Jagd.

Sie fragen auch nach dem Kriege in Canada, und wie sich der König ihr Vater befinde. Hernach setzen sie den neuen Gästen Sagamite, welches aus gemahlenem indianischen Korn gemacht ist, zu Essen für. Dies Korn ist meistens mit Rheefleisch in Wasser gekocht. Sie geben auch Brod, das aus dem Mehle von diesem Korn unter der Asche gebacken wird, gebratene indianische Hühner, und Carbonnada von Hirschfleisch, Castanien, welche in Bären fett gebraten, Hirschjungen, und Hühner und Schildkröten, Eyer.

Der Boden in Louisiana gleicht in den niedrigen Gegenden des Landes dem Egyptischen, denn dieser vom Nil überschwemmt ist, und ist fürnehmlich in dem Lande der Völker, von denen ich hier rede, ganz unvergleichlich, und trägt alles reichlich was man darin säet. Die Melonen sind hier außerordentlich groß, schmackhaft und häufig. Die Wassermelonen sind aber so gut, daß man sie den Kranken im hitzigen Fieber, zur Kühlung giebt. Ihre Kürbisse sind schmackhafter wie die Europäischen. Die Potaten sind hier auch sehr häufig. Dies sind

B 3

um die Franzosen zu erhalten, welche uns mit allem Nothwendigen versorgen: und ihr jungen Mädgens, seyd nicht hart und undankbar gegen die weißen Krieger; um ihr Blut zu bekommen. Durch diese Verbindung werden wir so klug, wie sie, und unsern Feinden furchtbar.



## 22 Neue Reisen nach Westindien.

sind eine Art Erdäpfel, welche die Europäer sehr hoch halten, und die wie gebratene Castanien schmecken.

Die Wilden nehmen gewöhnlich nur eine Frau, darauf sie aber sehr eifersüchtig sind. Wenn ein Wilder, der keine Frau hat, durch ein Dorf reiset, so mietet er sich ein Mädchen auf ein oder zwei Nächte, wogegen die Andern nichts einzuwenden haben.

Diese bekümmern sich sehr wenig um ihre Töchter, und sagen: sie hätten Freyheit nicht, ihren Leibern zu thun was sie wollten. Dem mißbrauchen die wilden Mädgens diese Freyheit nicht, und leben meistens eingezogen, und desto eher Männer zu bekommen. Die Weiber hingegen, sagen: sie hätten durch die Rath ihre Freyheit verkauft und dürften mit keinem andern Männern etwas zu thun haben, ausser den ihrigen. Die Männer haben Freyheit mehr Weiber zu nehmen, und ihre Frauen zu verstossen, aber dis ist hier ein seltener Fall. Wenn eine Frau im Ehebruch verurtheilt wird, so ist ihre geringste Strafe Ehescheidung. Der Mann verlässt alsdenn die Cabane, und, wenn Kinder da sind, behält er die Knaben, und lässt der Frau die Mädgens. Die Frau muß darauf ein Jahr unverheirathet bleiben, der Mann kann also gleich wieder eine Frau nehmen. Es steht ihm

nach frey, seine Frau wieder zu nehmen, und deswegen muß diese ein Jahr warten.

Die Wilden folgen, wie schon gesagt, in ihren Heirathen der einfältigen Natur, und erfordern zur Ehe weiter keine Formalitäten, als die Einwilligung beyder Theile. Der künftige Ehemann bringt dem Vater seiner Braut Geschenke an Pelzwerk und Lebensmitteln. Wenn dieses geschehen, so wird ein Schmauß gegeben, wozu das ganze Dorf eingeladen wird. Nach der Mahlzeit wird getanzt, und man besingt die Thaten der Vorfahren des neuen Ehemanns. Den folgenden Tag führt der älteste Mann in dem Dorfe die junge Frau den Verwandten ihres Mannes zu. Dis sind alle Cerimonien bey der Verheirathung. Alle Wilden leiten ihr Geschlecht von den Müttern her, und dieses darum, weil das Kind gewiß von der Mutter kommt, und man also von dieser Seite seinen Stamm weiß, aber den Vater könne man nicht gewiß wissen. Die welche gute Krieger, und gute Jäger sind, wählen sich die hübschesten Mädgens, die andern müssen mit häßlichen zufrieden seyn. Die Mädgens, welche wohl wissen, daß sie über ihr Herz nicht mehr zu gebieten haben, so bald sie verheirathet sind, suchen es nach ihrem besten Vortheil anzubringen, denn so bald sie einen Mann haben; so ist es mit den Amouretten aus. Ihre Beschäftigung in der Haushaltung ist, ihren Männern das



## 24 Neue Reisen nach Westindien.

Essen zu kochen, die Felle zu bereiten, Schuh zu machen, die Haare von den wilden Ochsen zu spinnen, und Wannen und Körbe zu flechten, worinn sie sehr geschickt und arbeitsam sind.

Die Untreue bestrafen sie an ihren Weibern auf folgende Art: erstlich beobachtet sie der Mann sehr genau, und sucht sich von ihrer Treulosigkeit durch seine Augen zu überzeugen. Alsdenn fangen seine und ihre Verwandten an, ihr auf den Dienst zu lauren. Wenn sie überführt ist, so darf der Mann sie nicht behalten, wenn er auch wollte, denn die Wilden halten es für einen Mann unanständig, mit einer Frau länger zu leben, die ihn in einem so essentiellen Puncte betrogen hat.

Wenn sich ein solcher Fall zu trägt, so gehet der Mann zu dem Caciquen, und erzählt ihm die Sache. Dieser schickt alsdenn Leute aus, und läßt in aller Stille Ruthen schneiden, darauf wird ein Tanz angestellt, woben sich Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, niemanden ausgenommen, einfinden müssen, wer ausbleibt verfällt in Strafe. Mitten im Tanze wird die Ehebrecherin auf die Erde geworfen, und ohne Mitleiden auf den Rücken und Leib gepeitscht, und der, welche sie verführt hat, muß eben diese Strafe anstehen.

Wenn diese Elenden genug gepeitscht sind, so tritt von jeder Seite ein Verwandter hinzu, und

und hält einen Stock zwischen die schlagenden, und die welche geschlagen werden. Sogleich hören sie auf zu schlagen; aber die Frau ist noch nicht ganz fertig; der Mann kommt alsdenn und schneidet ihr die Haare kahl ab (1), und giebt ihr vor der Versammlung einen Verweis, indem er ihr fürhält, sie habe groß Unrecht gethan, daß sie an ihm so gehandelt habe, da er es ihr doch niemals an etwas fehlen lassen; weil es aber nun so sey, so könne sie mit ihrem Versführer hingehn. Diesem schneidet man die Haare auch ab, welche den Indianern halb über die Stirn hängen: hernach zeigt man ihm die Ehebrecherin und sagt: da ist deine Frau. Er kann dieselbe alsdenn so gleich heirathen, aber er muß das Dorf meiden, und wo anders hin ziehen.

Wenn eine Frau der andern den Mann verführt, so versammeln sich die Weiber mit armlangen Stöcken, suchen die Strafbare auf, und schlagen sie ganz unbarmherzig: welches bey den jungen Leuten ein groß Gelächter verursacht. Zulezt müssen sie ihnen die Stöcke wegnehmen, sonst schlügen sie dieselbe gar zu tode.

Die Künste worauf sich die Wilden einzig und allein legen, sind die Arzneykunst, der Krieg, die Jagd und das Fischen. Ihre Kinder erziehen sie sehr hart, und lassen sie auch

B 5

im

(1) Die wilden Weiber haben schöne lange Haare, die sie nach deutscher Art einflechten.



im Winter alle Morgen schwimmen und sich baden. Die Jünglinge, wenn sie etwas erwachsen sind, gehen von sich selbst zu ihrem Generalissimus, welcher sie vermahnet, das Wasser nicht zu scheuen, denn es könnte sich zugetragen, daß sie von ihren Feinden verfolgt würden, und wenn sie sich alsdenn müßten gefangen nehmen lassen, so würden sie lebendig verbrannt. Wenn ihnen das Unglück begegnen sollte, so müßten sie nicht weinen, und dadurch beweisen, daß sie wahre Menschen wären. (1).

Wenn die Rede geendigt ist, so rikt er sie an den Lenden, auf der Brust, und auf dem Rücken, um sie abzuhärten, und schlägt sie mit seinem Gürtel. (2). Hierdurch erhalten sie den Rang der Krieger, und wenn sie sich im Felde hervor gethan haben, so rikt man ihnen, eben wie bey den Illinois, Ehrenzeichen in die Haut.

Die säugenden Kinder werden den Winter in kaltem Wasser gebadet, und wenn sie grösser werden, so müssen sie auf der Erde schlafen. Weil die Wilden ihre Kinder sehr lieb haben, so gewöhnen sie dieselben frühzeitig zu einer harten

(1) Die Wilden müssen ihr Unglück mit Standhaftigkeit ertragen, um ihren Nachkommen ein Exempel zu geben.

(2) Dieser Gürtel ist von Riemen gemacht, die drey Finger breit sind, und sie tragen ihre Last daran, wenn sie auf Reisen sind.

ten Lebensart, und haben eben das Sprüchwort, wie die Europäer, die Gewohnheit sey die andere Natur, und in der That empfindet ihr nackter Leib nicht mehr von der Kälte, wie ihr Gesicht und ihre Hände.

Die Alten, welche auf der Flucht nicht können mit fort kommen, verlangen mit Keulen todt geschlagen zu werden, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, und von diesen verbrannt oder aufgefressen zu werden. Denn die Wilden erwürgen in ihren Kriegen Männer und Weiber und sogar die Kinder an der Brust. Dieses und die Pocken, welche in Amerika pestilentialisch sind, sind die Hauptursachen der Entvölkerung dieser Landen.

Ich muß hier anmerken, daß deswegen oft aus Liebe ein Sohn seinem Vater das Leben nimmt. Die Wilden haben viel Ehrfurcht gegen ihre Alten und thun nichts ohne sie vorher um Rath zu fragen, sie pflegen und warten dieselben auch sehr sorgfältig. Ich habe oft gesehen, daß ihre Anführer, wenn sie von der Jagd kamen, den Theil der Alten, und der Witwen und Waisen, deren Väter im Kriege für das Vaterland ihr Leben verlohren, mit grosser Sorgfalt zurück legten, ehe sie das Fleisch theilten.

Die Wilden sind sehr gastfren gegen die Fremden, mit denen sie in Friede leben, und gütig gegen ihre Bundesgenossen und Freunde; aber



aber grausam und unerbittlich gegen ihre Feinde. Sie verwundern, und ärgern sich zugleich, in Neuorleans eine Menge Engländer zu sehen, welche man unter dem scheinbaren Namen der Anhänger des Parlament dahin kommen läßt, um Schleichhandel mit ihnen zu treiben. (1). Ein Cacique dieses Landes, welcher kürzlich von Neuorleans hierher kam, sagte mir ganz aufrichtig, er hätte sich kaum enthalten können, diesen Hunden, die die Franzosen in in Norden, das ist in der Belagerung von Quebec, tödteten, die Köpfe entzwey zu schlagen, um sich deswegen an ihnen zu rächen. Er fügte hinzu: ihre Völker redeten mit ihren Feinden nicht anders als mit der Keule: so bald die Streitart ausgegraben sey: Diese Redensart bedeutet, man müsse,

- (1) Die englischen Schiffe kommen, um Kriegsgefangene aus zu wechseln, und wenn sie keine haben, so werden sie weggenommen, und in Kriegszeiten als Spione betrachtet, die auskundschaften wollen, wie stark wir sind. Dis wiederfuhr dem englischen Schiffshauptmann Bouls, der zwey Reisen nach einander nach dieser Colonie that, und grosse Unruhen darin anrichtete. Dieser Schleichhandel ist für uns gefährlich und nachtheilig, und unsern Feinden vortheilhaft. Denn das Pelzwerk, welches zu erhalten man die Wilden auf die Jagd schickt, die man unterdessen hätte besser brauchen können, wird ganz öffentlich auf die englischen Schiffe geladen, welche bey dieser Gelegenheit noch über das unsre Plätze und ihre Stärke auskundschaften.

müsse, so bald der Krieg angekündigt worden, mit den Feinden nicht anders reden, als mit der Streitart auf den Kopf, und mit ihnen keine Handlung treiben, und keinen Briefwechsel unterhalten, bey Strafe als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und bestraft zu werden.

Wenn der Friede geschlossen ist, so vergraben sie die Streitart oder Keule, um anzudeuten, daß aller Haß begraben, und die Verwüstung, und das Schrecken des Krieges geendigt sey, und daß die Freundschaft und das gute Vernehmen zwischen ihnen, und ihren Nachbarn wieder aufblühen werde, wie die weissen Blumen des Baums des Friedens: das ist bey ihnen der weisse Lorbeerbaum, welcher seine Aeste über die weisse Erde, das ist das Land des Friedens, ausbreitet.

Der Cacique, von dem ich oben geredet, nennt sich Tamathlemingo und ist den Franzosen sehr ergeben. Die Engländer haben ihn einigemal durch Geschenke auf ihre Seite bringen wollen, welche er aber ausgeschlagen, er hat ihnen so gar gedrohet, ihnen die Köpfe entzwey zu schlagen, wenn sie sich unterstünden ihm dergleichen anzubieten: er wolle nichts von diesen Hunden nehmen, die Feinde seines Vaters des Königs in Frankreich wären: Das war die Antwort, welche er den Engländern, die an ihn geschickt waren, ertheilte. Es wäre für uns zu wünschen, daß alle unsre Kommandirende



dirende Officiers so dächten, wie dieser Cacique. Er trägt eine silberne Medaille an einem Riemen am Halse. Er hat mir verschiedene mal gesagt, er wollte nach seinem Tode mit diesem Bildniß des Königs, seines Vaters, begraben seyn: da er ihm immer treu gewesen, so hoffte er ihm im Lande der Seelen die Hand zu geben. Wenn mir dieser Cacique solche Gesinnungen ausdrückte, so gab ich ihm zuweilen eine Bousteille Branterwein, um darinn des Königs Gesundheit zu trinken. Eine Kleinigkeit, womit man diese Völker zuweilen beschenkt, thut bey ihnen gute Wirkung. Wenn ich ihnen meine Freundschaft gegen sie beweisen wollte, so gab ich ihnen ein Hemd, und sagte: das schenkte ihnen ihr Vater, der durch das redende Papier erfahren hätte, daß seine Kinder nackend giengen, und der sie deswegen bedauerte. Durch dergleichen Handlungen wurden sie allemal sehr gerührt.

Die Wilden können sich durchgängig von der Politik, welche unter den europäischen Mächten herrscht, keine Idee machen. Die Freunde einer Nation müssen ihr, nach ihrer Meinung, beystehen, wenn sie in Krieg verwickelt wird, und keine Handlung und Gemeinschaft mit ihren Feinden unterhalten. Ich habe hierüber einen weitläufigen Streit mit einem Alexi-Mingo, das ist ein Zauberer und Cacique, gehabt, welcher von einigen spanischen  
Sol,

Soldaten aus Pensacola beleidigt zu seyn glaubte. Dieser gestand mir ganz aufrichtig, er habe, um sich zu rächen, beschlossen, mit seinen Kriegern einen Einfall in Florida zu thun, und bis an die Thore des Forts Pensacola zu streifen. Um meinen Beyfall zu seiner Unternehmung zu erhalten, fügte er hinzu: er thäte es mir, weil sie dem Kriege zwischen uns und den Engländern ruhig zu sähen, und diese in ihre Hafen aufnahmen.

Ich suchte diesen Allibamon aufs nachdrücklichste auf andere Gedanken zu bringen, um Blutvergießen und, und Zwistigkeiten mit unsern Nachbarn den Spaniern zu verhüten, und hielt zu dem Ende folgende Rede an ihn, wie der Denkungsart dieser Völker gemäß ist.

O Alexi - Mingo, bereite dein Herz, und öffne deine Ohren, um die Stärke meiner Rede zu hören: denn sie wird dir den Verstand wieder geben, den du heut verlohren hast.

Wisse also, daß daß große Oberhaupt der Spanier, welches auf jener Seite des grossen gesalznen Sees in der alten Welt wohnt, wo die Menschen unzählbar sind, ein Bruder (1) des Vaters der rothen Menschen, und Königs in Frankreich ist. Deswegen bin ich gezwungen dir zu sagen, daß mir dein tollkühnes Unnehmen sehr mißfällt, und ich erkläre dir hiermit

(1) Die Wilden nennen ihre Allirte Brüder.



hiermit ein vor allemal, daß, wenn du an der Ausführung desselben bestehst, so tödte mich vorher, &c.

Der Cacique antwortete mir: dein Blut ist mir so lieb, wie das meinige, kein Franzose hat mich jemals beleidigt, und ich bin bereit, mich für sie auf zu opfern: dis kannst du unserm Vater versichern. Warum habe ich nicht wie du das redende Pappier, daß meine Worte bis zu ihm kommen könnten: oder ich wollte vielmehr, daß mein Herz, hundert Mäuler hätte deren Reden er hören könnte &c. (1). Nach dieser Freundschaftsversicherung überreichte er mir seine Pfeife. Ich rauchte daraus gleichsam um Friede zwischen ihm und den Spaniern zu machen, von denen er beleidigt zu seyn glaubte. Um das Siegel darauf zu drucken gab ich ihm ein Glas Brantwein und sagte hier ist Feuer & Wasser, damit reinige deinen Mund, damit er keine böse Reden, wider die Spanier unsre Bundesgenossen, mehr fürbringen möge. Diesem fügte ich noch eine Rolle Tabac bey, den er seine Krieger aus der großen Friedens - Pfeife sollte rauchen lassen.

Nach

(1) Einige Zeit nach der Abreise des Autors massacrirten die Wilden aus diesem Lande einige Engländer, welche sich dem Fort Toulouse, darinn M. de Grand Maison, der jetzt unter den Truppen in Neuorleans Major ist, kommandirte, bis auf zwey Meilen genähert hatten.

Nachdem meine Rede geendigt war, so kamen alle junge Leute, und drückten mir, wie es bey ihnen gewöhnlich ist, zum Zeichen der Freundschaft die Hand.

Um diesen Caciquen gänzlich zu versöhnen, welcher so sehr wider die Spanier ausgebracht war, sagte ich ihm: ihr Gouverneur erwartete täglich ein Schiff, welches ihm ein redendes Pappier mitbringen würde, darinn das grosse Oberhaupt der Spanier beföhle, die Streitart auszuheben, und die Keule über die Köpfe der Blonden aufzuheben, so nennen die Wilden die Engländer, um sie von den Spaniern und Franzosen zu unterscheiden.

Er war hierüber sehr vergnügt, und weil er ein Glas Brantewein mehr getrunken hatte, und auf gutem Wege zu plaudern war, so fragte ich ihn, woher der Haß rühre, den er gegen die Spanier hätte? Er antwortete mir: man habe ihm erzählt; die ersten Krieger mit Feuer-Röhren (1), welche in ihr Land gekommen, hätten Feindseligkeiten darinn ausgeübt, und das

(1) Als im Jahr 1544 Ferdinand Soto Einfälle in das Land that, so nannten die Wilden, welche niemals Europäer gesehen hatten, die Spanier feurige Krieger, weil sie Flinten und Pistolen führten. Sie glaubten die Canone sey der Donner, weil sie die Erde erschütterte, und die Menschen in der Ferne tödtete.



das Völkerrecht verletzt. Nach dieser Zeit hätten seine Vorfahren, von Vater auf Sohn ihren Nachkommen anbefohlen, dis ungerecht vergossene Blut zu rächen. Ich gab ihm zu Antwort, der Herr des Lebens hätte sie schon vorher, durch den Untergang des Ferdinande Soto, und aller seiner Krieger gerächt.

Ich fügte hinzu: sie müßten gegen die jetztigen Spanier keinen Haß mehr behalten: Philipp II. ihr grosses Oberhaupt, welches zu der Zeit regieret, hätte alle die Grausamkeiten welche seine Hauptleute in diesen entfernten Ländern ausgeübt, mißbilligt.

Ich erzählte diesem amerikanischen Prinzen daß Don Francois von Zolebo, Vicekönig Peru, welcher den Thronfolger dieses Reichs, öffentlich aufhenken, und alle Prinzen von der königlichen Familie der Incos, selbst die Spanier nicht ausgenommen, die von mütterlicher Seite von dem Atahualipa abstammten, ermorden ließ, bey seiner Zurückkunft nach Spanien, für diese Grausamkeit, mit den höchsten Ehrenstellen des Staats belohnt werden erwartet hätte. Er sey aber von dem grossen Oberhaupte dieser Nation sehr übel aufgenommen worden; denn der König habe ihm ein zorniges Gesicht befohlen, ihm aus den Augen zu gehen, und zu ihm gesagt, ich habe euch nicht dahin geschickt, um ein Henker Könige zu sehn, sondern um mir zu dienen.

den Unglücklichen beizustehen. Diese Worte wären ein Donnerschlag in den Ohren des Vicekönigs gewesen, und hätten ihm ein Herzklopfen verursacht, daran er nach wenigen Tagen gestorben. Eben dieser König machte, daß einer seiner Minister, welcher ihn hintergangen hatte, für Schrecken plötzlich starb, in dem er nur das einzige Wort zu ihm sagte: wie du lügst?

Der Cacique antwortete mir hierauf mit einem ernsthaften Gesichte: „aber wenn der Oberherr der Spanier wider diesen Vicekönig wegen der Grausamkeiten, die er wider seinen Willen begangen, so sehr erzürnt war, wie du sagest, warum ließ er ihn nicht am Galgen verbrennen, oder ihm den Kopf abschlagen, und schickte diesen nach Peru? Ein solches Beispiel der Strenge und der Gerechtigkeit, würde diese Völker einigermassen beruhigt haben, denen dieser Officier so unwürdig begegnet hatte: indem er den Erben eines grossen Königreichs, welcher nur von dem Herrn des Lebens abhieng, an einem Galgen, wie einen Dieb, hatte sterben lassen.“

„Auf diese Art, fügte er hinzu, gehen wie rothen Leute, welche die Europäer Wilde nennen, mit boshaften Mördern um, und begegnen ihnen, wie den wilden Thieren in den Wäldern.“



Ich erwiderte ihm: wisse, daß die grossen Oberhäupter der weissen Menschen, welche in der alten Welt wohnen, despotisch sind. Wenn diese ihre Hauptleute, die ihre Kinder oder Unterthanen unterdrückt haben, aus ihrem Gesichte verjagen: so ist das eine Strafe, welche für solche hochmüthige Chefs, weit empfindlicher ist, als der Galgen, oder hundert Schläge mit der Keule den rothen Menschen.

Ich habe durch dergleichen Nebenverschiedene Wilde von ihrem Hasse wider die Spanier abzubringen gesucht, vornehmlich war dieser Cacique dadurch übersführt.

Ich glaube, ich habe schon angemerkt, daß die Wilden gegen Beleidigungen sehr empfindlich sind, vornehmlich pflegen sie es sich, wenn sie betrunken sind, wieder zu erinnern, wenn sie jemand beleidigt hat. Ich bin oft Mittler in Zwistigkeiten zwischen Wilden und Wilden gewesen, ich stellte ihnen für, sie müßten wie Brüder mit einander leben, das vergangene vergessen, und ihre männliche Courage nur zur Vertheidigung ihres Vaterlandes anwenden. Ich versicherte sie, wenn sie mir nicht folgten, so würde der grosse Geist auf sie zürnen, und sie durch Mißwachs ihres Kornes strafen.

Wenn sie daher an einander geriethen, und sich schlagen wollten, so hohlt mich meistens theils ihre Weiber, um Schiedsrichter zu seyn.

Ich

Ich that immer mein möglichstes sie zu versöhnen, und beyder Ehre zu retten: worüber die wilden Weiber ein grosses Vergnügen blicken liessen. Diese sind sehr regelmässig gebildet, und haben nichts wildes an sich als den Namen.

In dem künftigen Briefe will ich Ihnen von der Trauer dieser Völker, und wie sie ihre Todten begraben Nachricht geben. Ich bin mein Herr &c.

Aus dem Lande der Allibamons,  
den 28sten April 1759.

---

## XVI. Brief.

An eben denselben.

Ihre Trauer und ihre Art die Todten zu begraben. Die Gerechtigkeit, welche sie dem Ritter von Ernevillle wiederfahren lassen, wegen eines Soldaten, den ein junger Wilder getödtet hatte. Ihre Region. Ihre List die Hirsche und indianischen Hane auf der Jagd zu beschleichen.

Mein Herr!

Ich habe vorgestern einen Brief von Ihnen erhalten, daraus ich ersehe, daß sie sich wohl befinden, und fortfahren, sich meiner zu erins



erinnern. Ich habe Ihnen in meinem letzten Schreiben Nachricht von den Heirathen der Wilden gegeben, jezo will ich Ihnen ihre Trauer beschreiben. Wenn das Oberhaupt der Nation stirbt, so betrauren sie ihn dadurch, daß sie sich nicht kämmen und waschen. Die Männer bemalen sich den ganzen Leib schwarz mit Ruß, den sie in Bärenfett einrühren, und entsagen allen Lustbarkeiten. Wenn einer Frau der Mann stirbt, so betrauert sie ihn ein Jahr dadurch, daß sie allen Schmuß ablegt.

Alle Wilden in dem Lande der Allibamons trinken die Cafine. Dis ist das Laub von einem Baume, welcher sehr viel Aeste hat. Diese Blätter sind zackigt, und nicht grösser wie ein Pfennig. Die Wilden kochen sie, wie wir den Caffee, und trinken diesen Trank mit vielen Carimonien. Wenn der Trank gekocht ist, so tragen ihn die jungen Krieger in offenen Schalen herum, und überreichen ihn den Kriegern nach dem Range, den Officiers zu erst und hernach den übrigen, eben so wird die Tabacs-Pfeiffe herum gereicht. Unterdessen, da man trinkt, machen sie ein lautes Geheul, und lassen die Stimme nach und nach fallen. Wenn man aufhört zu trinken, so lassen sie das Geschrey nach, und wenn man wieder anfängt, so fangen sie auch wieder an. Dis Sauf-Fe dauert zuweilen von des Morgens um sechs, bis des Nachmittags um zwen.

Den Wilden verursacht dieser Trank keine Incommodität, sie legen ihm viele gute Wirkungen bey, und geben ihn ganz leicht wieder von sich.

Die Weiber trinken niemals davon, sondern er ist allein für die Krieger bestimmt. In den Versammlungen von dieser Art, wozu die Weiber niemals gelassen werden, berathschlagen sich die Wilden über ihre politischen Angelegenheiten, und über Krieg und Frieden. Doch erzählt der Ritter von Erneville, daß er die Frau eines obersten Caciquen gekannt, welche unter dem Namen einer Kriegerin, und wegen ihres durchdringenden Verstandes, zu diesen Versammlungen gezogen worden, und ihre Stimme habe oftmals bey Unterhandlungen den Ausschlag gegeben.

Die Allibamons lieben die Franzosen sehr; und haben einen Vertrag mit ihnen aufgerichtet, daß ein Franzose, der einen Wilden tödtet, sterben muß, und so auch umgekehrt. Ein solcher Vorfall trug sich zu, als der Ritter von Erneville unter den Allibamons kommandirte: ein junger Wilder that einen Flintenschuß auf einen Soldaten von seiner Guarnison und ward darauf unsichtbar. Weil dieser Officier den Verbrecher nicht ausfindig machen konnte, so wandte er sich an die Häupter der Nation, und verlangte von ihnen Genugthuung. Sie antworteten ihm: der junge Mensch sey zu einer andern Nation geflüchtet.



Der Ritter war mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, und gab ihnen zur Antwort: der Mord schrie um Rache, und das Blut müsse durch Blut gerochen werden, (so drücken sich die Wilden aus), der Mörder hätte eine Mutter, diese müsse an seiner Stelle sterben. Ihre Ausrede war: diese hätte den Mord nicht begangen. Der Ritter erwiderte: er rede, wie die rothen Menschen, welche, wenn einer von ihrem Volke getödtet würde, und sie keine Genugthuung erhielten, sich an einem von der Nation des Mörders rächeten. Er stellte ihnen vor: sie müßten sich, um das gute Vernehmen unter den weissen und rothen Menschen zu erhalten, der Bestrafung der Verbrecher nicht widersetzen. Sie boten ihm darauf viel Pelzwerk, und ganze Lasten Beute zum Geschenk an, wenn er sich beruhigen wollte. Aber dieser Officier, welcher wegen seiner Uneigennützigkeit, und seines Eiffers im Dienste des Königs bekannt ist, zog das Interesse des Königs dem seinigen, und die Ehre der Nation seinem Glücke vor, und schlug diese Geschenke aus.

Er fügte hinzu: er könne seit dem Tode seines Kriegers nicht mehr ruhig schlafen, und dieser rief ihm alle Nächte zu: rächet mein Blut. Als sie sahen daß er unerbittlich war, so hielten sie eine Rathsversammlung, und schickten darauf acht Krieger, die ein Officier von ihnen anführte, in des Mörders seiner Mutter

Mutter Haus. Dieser begab sich mit seinen Leuten sogleich dahin, und stellte der Frau für: weil man ihren Sohn nicht finden konnte, so müste sie das Blut des getödteten Franzosen abwaschen. Die Frau erschrack hierüber sehr heftig, und ließ sich ganz in Thränen gebadet wegführen. Die Verwandten folgten ihr mit sehr traurigen Gesichtern, und einer von ihnen sagte zu dem Officier, der sie wegführte: es ist etwas außerordentliches, daß meine Schwiegermutter sterben muß, da sie den Mord nicht begangen hat. Er schlug für, man sollte einige Zeit warten, er wolle hingehen, und den Mörder herbey schaffen; kurz darauf brachte er ihn in die Versammlung, und sagte zum Herrn von Erneville da ist der Verbrecher, mach mit ihm was du willst. Der Kommandant gab ihnen zur Antwort, sie müsten ihm Genugthuung geben, also bald schlugen sie ihm den Kopf entzwey (1).

Nach dem diese Execution vorbei war, so hielten die Häupter eine Rede an die jungen Leute, und warnten sie sehr, die Hände an die Franzosen zu legen; Sie fügten hinzu, daß  
 C 5 ein

(1) Dis ist die Art der Todesstrafe bey den Wilden. Man macht keine weitläufige Proceuren, und weiß von keinen Formalitäten. Ihr Gesetz ist, wer getödtet hat, muß wieder sterben. Es sey denn, daß es durch einen unglücklichen Zufall geschehen, wie im Trunke, im Zorn, oder bey Leibesübungen.



42 Neue Reisen nach Westindien.

ein jeder, welcher den Verstand verlöhre, und einen Franzosen tödtete, also würde bestraft werden.

Der Ritter von Erneville hielt darauf ebenfalls eine Rede an die Versammlung, und übergab der Nation das Geschenk, welches ihm der Gouverneur für dieselbe geschickt hatte. Die Wilden überreichten ihm alsdenn die grosse Friedens-Pfeife, und er und alle französische Soldaten und Colonisten rauchten daraus, zum Zeichen einer völligen Amnestie. Hernach tranken sie Cahine, welches bey ihnen der Trank des weissen Worts, das ist, der Vergessenheit heist.

Nach dieser Zeit hat uns diese Nation niemals beleidigt. Die Wilden dieses Landes erboten sich im Jahr 1714, in ihrem Lande, auf eigene Kosten, ein Fort zu erbauen, sie räumten es hernach den Franzosen ein, und es bekam den Namen Coloufe. M. de Bienville, welcher damals Gouverneur von Louisiana war, nahm ihr Land, im Namen des Königs, in Besiz (1).

Sie

(1) Dieser Gouverneur stehet bey den Wilden in so hohem Ansehen, daß sie ihn in allen ihren Reden anführen, und sein Andenken ist bey ihnen so fest eingepregt, daß sie ihn nie vergessen werden. Als ich zu ihnen kam, so erkundigten sie sich gleich nach ihm. Ich sagte ihnen, er befinde sich in Paris sehr wohl, welche Nachricht ihnen ungemein angenehm war.

Sie haben die Engländer niemals in ihr Land wollen kommen lassen, und lachen über die Drohungen des Königs von England. Denn ein jeder Cacique oder Chef eines Dorfes sieht sich selbst als einen Souverain an, der nur von dem grossen Geiste abhängt.

Die Allibamons nennen ihr Land, das weisse, oder das Friedensland, und sitzen stille, das heisst sie greifen niemanden an. Sie sagen: die Streitart sey bey ihnen begraben, und alle Völker des Erdbodens können mit aller Sicherheit zu ihnen kommen, und Handel und Wandel unter ihnen treiben.

Hier ist ein Stück von einer Rede, welche ich einen ihrer Anführer habe halten hören: „Jünglinge und Krieger, verachtet den Herrn des Lebens nicht; der Himmel ist blau, die Sonne ist ohne Flecken, das Wetter ist helle, die Erde ist weiss, und alles ist ruhig auf ihrer Oberfläche, es muß darauf kein Menschen Blut vergossen werden. Man muß den Geist des Friedens bitten, daß er die Ruhe unter den Völkern, die um uns her wohnen, erhält.“

„Wir haben izo keine andere Beschäftigung, als mit den Tiggern, Bären, Wölfen, Hirschen und Rehen Krieg zu führen, um ihre Haut zu bekommen, und sie an die Europäer zu verhandeln, die uns dafür mit allen Nothwendigkeiten für unsere Weiber und Kinder versehen.“

Alle



#### 44 Neue Reisen nach Westindien.

Alle Amerikaner können weder lesen noch schreiben. Sie erstaunen, daß man vermittelst des Pappiers so entfernt mit einander reden kann, und betrachten die Briefe mit Bewunderung.

Wenn man ihnen einen Brief anvertrauet, so bestellen sie ihn sehr genaau, und wenn sie Flüsse passieren müssen, und es auch noch sehr stark regnet, so lassen sie den Brief nicht naß werden. Sie handeln mit Franzosen, Engländern und Spaniern, sie lieben aber die letzte Nation nicht, und führen eher Krieg mit ihr, als mit einer andern Nation, wegen der Grausamkeiten, die diese an den Mexicanern ausübt. Sie haben ein unvergleichlich Gedächtniß, und vergessen niemals eine Beleidigung.

Die Allibamons erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Soulbieche nennen. Ich habe sie zuweilen gefragt, was sie von einer zukünftigen Welt dächten? Ihre Antwort war: wenn sie keinem andern die Frau versührt, und in ihrem Leben niemanden getödtet, und bestohlen hätten: so würden sie nach ihrem Tode in ein sehr fruchtbares Land kommen, wo es ihnen weder an Weibern noch an guter Jagd fehlen, und wo ihnen alles leicht von statten gehen würde. Wenn sie hingegen närrisch gewesen wären, und den grossen Geist verachtet hätten, so kämen sie nach dem Tode in ein unfruchtbar Land, voller Dornen

Dornen und Disteln, wo keine Weiber und keine Jagd seyn würde. Dis ist alles, was ich von ihrem Glauben habe erfahren können.

Die Allibamons begraben ihre Todten sitzend, und geben davon zur Ursach an, weil der Mensch aufrecht ist, und seine Augen gegen den Himmel gekehrt hat, deswegen begraben sie ihre Todten in dieser Stellung. Man steckt dem Todten eine Tabacs-Pfeiffe voll Tabac in den Mund, damit er mit den Einwohnern der andern Welt Freundschaft machen könne. Wenn ein Krieger stirbt, so wird er mit seinen Waffen begraben, diese bestehen in einer Flinte mit Pulver und Bley, einem Röcher voller Pfeile, einem Bogen einer Keule oder Streitart, einem Spiegel, und etwas rothe Farbe, um sich in dem Lande der Geister zu schmücken (1).

Wenn sich ein Mensch selbst unibringt, es sey aus Verzweiflung oder in einer Krankheit, so wird er nicht begraben, sondern in einen Fluß geworfen, denn sie halten einen solchen für niederträchtig.

Ich habe gesagt, daß die Wilden ihr Unglück mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit ertragen. Der Fanatismus dieser Völker besteht darinn, daß wenn einer von ihnen im Kriege

(1) Die Wilden führen gemeiniglich eine kleine Urte bey sich, und einen Spiegel der ihnen am Arme hängt.



Kriege gefangen wird, so erwartet er nichts anders als verbrannt zu werden. Alsdenn singt er seinen Todtengesang, welcher ungefähr so lautet: „Ich fürchte weder den Tod noch das Feuer, quälet mich so viel ihr wollt, denn meine Nation wird meinen Tod rächen.“

Dis bewegt zuweilen die Feinde seine Marter zu verkürzen, oder ihm gar das Leben zu schenken, in dem sie einen solchen einen tapfern Mann nennen.

Wenn sich unter ihnen ein unruhiger Kopf oder Stöhrer der öffentlichen Ruhe findet, so verweisen ihn die Aeltesten mit folgenden Worten aus dem Dorfe: „du kannst hingehen, wisse aber, daß, wenn du todt geschlagen wirst, so wird dich deine Nation nicht rächen, noch beweinen.“ Wer unordentlich lebt, wird bey diesen Völkern eben so wol wie bey den Europäern, verachtet (1).

Die Wilden ziehen gewöhnlich gegen das Ende des Octobers auf die Jagd. Die Allibamon

(1) Die jungen Wilden streiffen zuweilen in die Dörfern herum, und entführen Weiber und über dergleichen Räubereyen entstehen oft Kriege unter den Stämmen; denn sie streiten niemals über ein Stück Landes, weil sie mehr haben als sie bauen können. Es ist bey den Wilden ein Hauptverbrechen, einem andern die Frau zu entführen, und wenn es die Frau eine Caciquen ist, so ist die Nation schuldig diesen Schimpf zu rächen.

mons gehen 60 bis 80 ja zuweilen 100 Meilen von ihrem Dorfe, sie nehmen ihre Familien in ihren Piroguen mit, und kommen erst am Ende des Merzes, welches bey ihnen die Zeit der Ausfaat ist, wieder zu Hause. Von diesen Jagden bringen sie viele Felle und eingesalzen Fleisch mit zu Hause. Wenn sie wieder in ihrem Dorfe angekommen sind, so tractiren sie ihre Freunde, und beschenken die Alten, welche nicht haben mitgehen können, und die während der Jagd die Cabanen des Dorfes bewachen.

Diese Völker bedienen sich einer besondern List die Hirsche zu fangen. Sie nehmen den Kopf von einem Hirschbocke mit in die Wälder, bedecken sich mit einer Hirschhaut, und stecken einen Arm in den Hirschkopf: alsdenn knien sie nieder und brüllen wie ein Hirsch. Durch diese Stellung lassen sich diese Thiere verführen, und kommen den Jägern sehr nahe, welche sie alsdenn niemals verfehlen. Es giebt Wilde, die auf diese Art an 400 Hirsche auf einer Winterjagd schießen.

Sie gebrauchen eine ähnliche List, um die wilden kalekutschen Hane in den Wäldern zu schießen. Einer von ihnen legt das Fell von einem kalekutschen auf die Schultern und ein Stück rothes Tuch auf dem Kopf. Unterdessen daß diese Thiere hiernach sehen, schießen sie die andern Jäger mit Pfeilen. Sie gebrauchen gegen diese Hane keine Flinten, um sie nicht



nicht zu verschrecken. Die Wilden haben mich oft mit einem Essen von diesem Wildpret bewirtet, die fürnehmlich im Herbst unvergleichlich sind.

Die Wilden sind auch sehr geschickt im Fischen: sie gebrauchen dazu weder Neze noch Angeln, sondern nur ein Rohr von Schilfe, welches sehr häufig an den Flüssen wächst. Dies trocknen sie und spizen es an dem einen Ende zu wie einen Wurfspieß, an das andere Ende binden sie einen Strick von Baumbast. Diese Wurfspieße werfen sie aus ihren Canots auf die Fische, und ziehen sie vermittelst des Strickes wieder zu sich. Einige schiessen die Fische mit Pfeilen, welche wenn sie verwundet sind, oben auf das Wasser kommen.

Ehe ich die Beschreibung von den Allibamons endige, muß ich Ihnen noch melden, daß sie im Julius, welches die Zeit ihrer Erndte ist, ein sehr grosses Fest feyern. An diesem Festtage, weichen sie ohne zu essen zu bringen, zünden sie das neue Zauberfeuer an, hernach reinigen sie sich, und bringen ihrem Manitu die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer. Das Fest wird mit Tänzen der Religion beschlossen. Die Allibamons haben auch Zauberer. Ich muß Ihnen eine lächerliche Geschichte erzählen welche mir mit einem Menschen von diesem Handwerke begegnet ist. Als ich den Fluß der Allibamons herauf ruderte, kam ein Zauberer mit

mit einigen Wilden, so wol Männern als Weibern, zu mir, und bat mich um Brantwein. Ich gab ihm eine Bouteille, welche er mit seiner Gesellschaft austrank. Als er darauf noch mehr forderte, so gab ich ihm zur Antwort, ich hätte keinen mehr. Dis wollte er nicht glauben, und sagte, um mich furchtsam zu machen: er sey ein Schwarzkünstler, und wenn ich ihm keinen Brantwein geben würde, so wollte er mich mit meinem Fahrzeuge bezaubern daß ich nicht von der Stelle kommen sollte. Ich gab ihm zur Antwort: ich fürchtete mich nicht für ihn, ich wäre selbst ein Arzt. Dis machte ihn stüsig.

Er verlangte von mir, ich sollte ihm die Wirkungen meiner Kunst zeigen: ich gab ihm zur Antwort, er möchte den Anfang machen. Nach vielem Disputiren fing ich an einige lächerliche Geberden zu machen, und sahe in ein Buch. Von der Zauberer nichts verstand. Ich verlangte darauf von ihm, er sollte mich allein lassen, welches er auch that. Denn es ist die Gewohnheit der Zauberer, daß sie allein sind um den Wilden ihre Betrügereyen zu verbergen. Ich hatte ein wild Kakenfell, daraus man das Fleisch und die Knochen, durch eine Oeffnung unter dem Halse genommen hatte. Dis gab ich dem Zauberer und verlangte von ihm, er sollte ihm die Augen und das Leben wieder geben. Er antwortete, dis sey unmöglich. Hierauf sagte ich: sehe, daß du nur noch ein Anfänger in der Zauberer bist, ich will es thun.

D

Ich



Ich hatte aus Frankreich ein paar emaille-  
 Augen mit gebracht, die sehr natürlich aus-  
 sahen. Diese setzte ich in den Kopf der wilden  
 Kake, und steckte in das Fell ein lebendig Eich-  
 hörnchen. Als dis geschehen war, öffnete ich  
 mein Zimmer und ließ die Wilden herein kom-  
 men; der Zauberer war vor an. Als die Wil-  
 den sahen, daß sich das Eichhörnchen in mei-  
 nen Armen in dem Kakenfell bewegte, so er-  
 staunten sie, und der angebliche Zauberer rief  
 aus; ich wäre ein wahrer Arzt und Zauberer  
 weil ich todte Kaken wieder lebendig machen  
 und ihnen die Augen wieder geben könnte.  
 Nachdem die Wilden das Thier lange mit Ver-  
 wunderung betrachtet hatten, so warf ich es  
 auf die Erde und stach das Eichhörnchen unver-  
 merkt mit einer Nadel; dis machte daß es mit  
 dem Kakenfelle auf die Zuschauer zulief, welche  
 mit einem Geschrey zurück wichen, fürnemlich  
 flohen die Weiber aus meinem Fahrzeuge, und  
 waren fest überzeugt, ich sey ein Hexenmeister.  
 Ich sprang alsdenn auf die wilde Kake zu, und  
 ließ das Eichhörnchen behende aus dem Felle her-  
 aus, drückte darauf die Zähne in dem wilden Ka-  
 kenfelle an meine Brust, und warf sie mit einem  
 Geschrey zu Boden, als ob sie mich gebissen  
 hätte. Der Soldat, den ich dazu bestellt hatte,  
 schlug also bald mit seiner Keule darauf zu  
 um die wieder lebendig gemachte Kake zu tödten,  
 daß sie ihren Herren gebissen hatte.

Nack

Nach dieser lächerlichen Scene gab ich das Fell dem Zauberer in die Hände, und befahl ihm sie wieder lebendig zu machen, wie ich gehan hätte. Er bekannte aber meine Arzneykunst sey grösser wie die seinige. Ich sagte ihm zugleich, er möchte nun mein Fahrzeug bezahlen, daß es nicht von der Stelle kommen könnte. Er antwortete mir: ein Zauberer könnte dem andern nichts thun, und ich wäre sein Meister in dieser Kunst (1). Alle Wilden welche in dem Flusse auf der Jagd waren, brachten mir Wildpret, um mich zu bewegen, daß ich mein Zauberstück noch einmal machen sollte. Ich fürchtete mich aber, entdeckt zu werden, und um meine Ehre zu erhalten, sagte ich ihnen: ich könnte es nicht mehr thun, indem das

D 2

Thier

- (1) Die Wilden setzen ein grosses Vertrauen auf ihre Aerzte. Die Hütte des Zauberers ist mit Fellen angefüllt, die ihm zur Decke oder zur Kleidung dienen. Er gehet ganz nackend das hinein, und redet einige Worte, die niemand versteht. Dis geschieht, wie sie sagen, um den Geist zu citiren. Hernach stehet er auf, schreyet, bewegt sich, scheint ausser sich zu sehn, und das Wasser läuft ihm von seinem ganzen Körper. Die Hütte bewegt sich alsdenn, und die Wilden glauben: dieses geschehe durch die Gegenwart des Geistes. Die Sprache welche er dabey redet, ist gänzlich von der Wilden ihrer verschieden. Dieses Gewäsche geben die Betrüger vor eine göttliche Eingebung aus. So haben von jeher in allen Ländern die Listigen die Dummen hinter das Licht geführt.



Thier gewiß einen von ihnen beissen würde, wie es mir schon gethan hätte.

Es ist zuweilen bey ihnen gefährlich ein Arzt zu seyn, denn wenn ein Kranker stirbt, so geben sie seinen Todt meistens der Medicin schuld. Deswegen wollte ich niemanden rathen, die leichtgläubigkeit dieser Leute zu misbrauchen. Ich sagte ihnen; ich hätte nachdem mich die wilde Kaze gebissen, die Zauberey abgeschworen, und erkennete keinen andern Arzt mehr, als den Herrn des Lebens. Diesen möchten sie anrufen; denn er wäre der Vater der rothen Menschen, und die weissen wären ihre ältern Brüder.

Die geglaubte Wiederlebensigmachung der wilden Kaze, gab mir unter den Zaubernern dieses Landes ein grosses Ansehen, auch so gar die aus dem spanischen Florida trieb die Neugierde, daß sie zu mir kamen. Sie vereinigten sich mit den Aerzten der Allibamons, und baten mich, ich möchte das Zauberstück noch einmal machen, welches ich unterwegs gemacht hätte. Ich gab ihnen zur Antwort: es sey mir leid, daß ich ihnen dieses versagen müste, ich hätte es verschwohren. Um sie aber doch nicht unzufrieden über mich wieder nach Hause gehen zu lassen, begegnete ich ihnen sehr freundlich, und versicherte sie; das grosse Oberhaupt der Franzosen, und der Vater der Wilden, sey ihrer Nation, und fürnehmlich ihnen sehr gewogen; weil

Die Aerzte die Klügsten in der Nation wären, wäre ich deswegen abgeschickt, ihnen im Namen des Königs ein Geschenk zu bringen, und M. Aubert hätte Befehl vom Gouverneur, es unter sie auszutheilen.

Ich fügte hinzu: ich wäre begierig mit ihnen genaue Bekanntschaft zu machen, und bat sie mir ihre Namen zu sagen. Diese Völker nehmen gewöhnlich den Namen eines Thieres an, zum Beispiel eines Bären oder Tiger. Die Ernsthaftigkeit, mit der ich diese Frage that, machte, daß sie mich fragten, ob ich ihre Namen wissen wollte, um ihrem Vater von ihnen durch das redende Pappier Nachricht zu geben, ich beantwortete diese Frage mit ja.

Ihrer Namen welche ich auf diese Art erfragen hatte, bediente ich mich zuweilen um unsrer ihnen einen Wahrsager abzugeben.

Ich verschloß mich alsdenn in eine von ihren Cabanen, und ließ einen Soldaten, dem ich die Anzahl der Buchstaben eines jeden Namens gesagt hatte, einen von ihnen auf die Schulter fassen, und so oft mit einem Stocke schlagen, als der Name dessen, den er angefaßt hatte, Buchstaben enthielt, und so errieth ich, wen er angefaßt hatte. Dis konnten sie nicht begreifen, und bekannten, daß es über ihren Verstand sey.



Herr Godeau, Regiments-Feldscherer bey der Guarnison auf dem Fort im Lande der Allibamons, hatte schon vor mir den Wilden ein Zauberstück gezeigt. Er wies ihnen ein Glas mit Quecksilber; weil sie niemals dergleichen gesehen hatten; so baten sie es sich von ihm aus. Er gab ihnen zur Antwort; er wolle es ihnen sehr gern geben, er hätte aber das Glas nöthig, goß das Quecksilber auf den Boden, und erlaubte ihnen es weg zu nehmen. Doch sie konnten es niemals auffassen, denn es entwichte ihnen immer unter den Händen weg. Dis machte, daß die Wilden glaubten, der Mercurius sey ein Geist, der sich theilte und wieder vereinigte. Sie erstaunten noch mehr, als sie sahen, daß Herr Godeau ihn mit einem Kartenblatte wieder aufnahm und in das Glas schüttete. Er goß alsdenn Scheidewasser darauf welches das Quecksilber gänzlich auflösete, so daß sie es nicht mehr sahen. Nach diesem verehrten ihn die Wilden als einen grossen Zauberer.

M. de Montberaut hat nunmehr die Kommandanten-Stelle über das Fort dem M. Aubert, Aide-Major von Mobile, übergeben. Ich habe deswegen an den Gouverneur geschrieben, und ihm fürgestellt, daß ich, da ich älter im Dienst bin, als dieser Officier, hier nicht unter ihm dienen kann, und da es der Ordinance des Königs zu wider ist, daß ein älterer Officier unter einem jüngern stehe, so habe ich gebeten

ieten, daß er mich nach Neuorleans zurück bes  
uffen möchte, damit ich mit dem ersten Schiffe  
nach Europa abgehen kann, wo ich die Ehre  
haben werde Sie mündlich zu versichern, daß  
ich mit aller Hochachtung bin &c.

Aus dem Lande der Allibamons  
den 2 May 1759.

N. S. Ich habe vergessen Ihnen Nachricht  
von einem Besuche zu geben, den der Kayser  
er Kaoyntos kurz nach der Abreise des M. de  
Montberaut bey uns abgestattet hat. Ich will  
Ihnen die Umstände davon kürzlich erzählen.

Weil wir durch einen Courier von der An  
kunft seiner indianischen Majestät benachrichtigt  
worden; so gieng ich demselben entgegen, um  
ihn in einiger Entfernung vom Fort zu empfang  
en. Ich hatte einige Soldaten ausgestellt,  
welche durch Musqueten-Schüsse den Canoniers  
das Zeichen geben mußten, in dem Augenblicke  
die Canonen abzubrennen, da der Prinz seine  
Hand in die meinige legte. Er ritt ein  
Spanisches Pferd mit einem englischen Sattel  
und einer Decke von einem Zylinderfell.

Dieser Kayser ritte sehr gravitatisch vor  
seiner Begleitung her: ich konnte mich kaum  
es Lachens enthalten, da ich so viele grosse und  
wohlgewachsene Leute ganz nakend sahe, die  
ihre Leiber mit allerley Farben bemahlt hatten.



## 56 Neue Reisen nach Westindien.

Sie giengen alle wie Capuciner, einer hinter dem andern, nach ihrem Range, her. Der Prinz schien von der Ehre bezaubert zu seyn, die man ihm erzeigte, er hatte niemals Canonen gesehen und nannte sie grosse Glinten.

Er trug auf seinem Kopfe einen rothen Federbusch. Seine Kleidung war von rothen Scharlach mit Aufschlägen nach englischer Mode, und unächten Dressen besetzt. Er hatte weder Weste noch Hosen an, sondern nur ein Stück rothes Tuch, welches ihm zwischen den Beinen durch gieng und mit einem Gürtel besetzt war. Ueber seinen Rock trug er ein gesticktes Hemde von weissem Linnen, und hatte eine Art Halbstiefel an, die aus gelbgefärbtem Hirschleder gemacht waren. Weil er nur erst 18 oder 19 Jahr alt war, so hatte ihm seine Nation einen Greis von edler Geburt zum Hofmeister gesetzt. Dieser hielt im Namen seines Souverains eine Rede an den M. Aubert, und überreichte ihm die Friedens-Pfeiffe. Nachdem die gegenseitigen Complimente vorbey waren, so bat ihn der Kommandant sich auszurufen. Denn es ist eine Gewohnheit der Wilden, daß sie erst den folgenden Tag nach ihrer Ankunft von politischen Angelegenheiten sprechen, um Zeit zur Ueberlegung zu haben.

Herr Laubene königlicher Dolmetscher übersetzte die Reden des Hofmeisters des Kaisers, der zugleich sein Canzler war. Er erzählte die grossen

grossen Dienste, welchen der verstorbene Vater seines Herrn den Franzosen erwiesen, und daß der Sohn immer begierig gewesen, sie zu besuchen, um die Freundschaft zu erneuern, welche zwischen seiner Nation und der unsrigen beständig gewesen, und mit uns aus der Friedenspfeiffe zu räuchen.

Sein Vater war in der That dem M. de Bienville allezeit ergeben gewesen, und aus dieser Ursache hatte derselbe diesem Caciquen den Titel eines Kayfers beygelegt. M. de Bienville wollte auch, daß alle Stämme der Allibamons ihn für ihr Oberhaupt erkennen sollten: sie weigerten sich aber es zu thun, und sagten; es sey genug daß ein jedes Dorf seinen Caciquen hätte, und konnten nicht dahin gebracht werden, etwas in ihrer alten Regierungsform zu ändern.

Der Kayser, sein Hofmeister, sein Geldherr, sein Arzt, und sein Leibbedienter, erschienen den folgenden Tag um 10 Uhr vor unserm Kommandanten, wo wir alle versammelt waren. Was den Kayser betraf, so war seine kaiserliche Kleidung an diesem Tage von der Kleidung seiner Hoffleute nicht unterschieden, sie waren alle gekleidet, wie Adam im Paradiese (1).

D. 5

Dieser

- (1) Den Rock, welchen der Kayser bey seiner Ankunft trug, hatte ihm ein englischer Hauptmann gegeben, und er hatte ihn diesen Tag aus Politie nicht angezogen, um von uns einen geschenkt zu bekommen.



Dieser junge Prinz hatte eine majestätische und liebenswürdige Leibesgestalt, und eine edle und kluge Mine. Während seines Aufenthalts alhier ist er auf Kosten des Königs unterhalten worden. Weil er von meiner Statur war, so bat mich der Kommandant, ihm einen blauen Rock, eine mit Gold besetzte Weste, einen Drossenhut mit einer Feder, und ein Hemd mit gestickten Manschetten zu geben.

M. Aubert gab ihm auch auf Rechnung des Königs einige geringe Geschenke, wie auch denen, die in seinem Gefolge waren, welche alle sehr vergnügt wieder abreiseten.

Ihr Land liegt zwischen Carolina und dem östlichen Florida, gegen Osten von Mobile. Die Spanier haben diese Völker, welche sich vor ihre Feinde erklärt, niemals überwinden können. Der Kayser und sein Hofmeister speiseten alle Tage bey unserm Kommandanten, aber den übrigen erzeigte man diese Ehre nicht, um ihnen eine desto grössere Hochachtung gegen die französischen Officiers bezubringen. Der Kayser war das erstemal da er mit uns speisete, sehr verlegen, denn er hatte niemals mit einer Gabel gegessen, und er gab deswegen sehr genau auf uns Achtung, wie wir assen, um uns nachzuahmen. Aber sein Hofmeister hatte so viel Gedult nicht: dieser nahm das Bruststück von einem welschen Hahne, und riß es mit seinen

ien Fingern entzwey; indem er sagte: der Herr des Lebens hätte die Menschen vor den Messern und Gabeln geschaffen.

Gegen das Ende der Tafel hatten wir ein kleines Nachspiel. Der erste Bediente des Kayfers stand hinter Sr. Majestät: dieser hatte gesehen, daß wir Senf zum Fleische assen, und fragte den M. Boudin, was dis für ein Essen sey, welches uns so gut zu schmecken schiene. Der Officier, welcher ihre Sprache redete, indem er 40 Jahre unter ihnen gelebt, antwortete ihm, wenn er Lust dazu hätte, so möchte er davon essen. Sogleich nahm der Wilde einen Löffel voll davon; der Senf welcher sehr scharf war, verursachte, daß er allerley Verzückungen und lächerliche Gebärden machte, worüber sein Herr aus vollem Halse lachte. Doch dem Bedienten war hierbey ganz anders zn Muth, er glaubte vergiftet zu seyn. M. Aubert ließ sogleich Brantwein geben, schenkte ihm ein Glas voll ein, und versicherte ihn sehr ernsthaftig: dis sey ein Gegengift, welches ihn also bald curiren würde.

Die Kaouytas sind, was ihre Religion betrifft, sehr zurückhaltend gegen Fremde, und reden niemals von öffentlichen Angelegenheiten, ohne vorhergehende reifliche Ueberlegung.

Diese Völker halten jährlich in dem Hauptflecken ihres Landes eine allgemeine Versammlung.



60 Neue Reisen nach Westindien.

lung. Sie haben dazu eine grosse Cabane erbauet, darinn sitzen sie nach ihrem Range, und ein jeder hat das Recht, wenn die Reihe nach seinem Alter seiner Fähigkeit und Weisheit, und den Diensten die er dem Vaterlande gethan hat, an ihn kommt, zu reden.

Ihr Oberhaupt eröffnet die Versammlung durch eine Rede, über die Geschichte, oder Tradition ihres Landes. Er erzählt die Thaten seiner Vorfahren, und ermahnt seine Unterthanen, ihre Tugenden nachzuahmen; das menschliche Elend geduldig zu ertragen, und vornämlich nicht wider den grossen Geist, der der Herr des Lebens aller Geschöpfe auf Erden ist, zu murren; sondern im Unglück standhaft zu seyn, und alles fürs Vaterland und die Freyheit aufzuopfern; indem es tausendmal rühmlicher sey, zu sterben, denn als ein Slave zu leben.

Wenn der Chef seine Rede geendigt hat, so stehet der älteste Greis auf, grüßet seinen Souverain, und redet die Versammlung an: sein Leib ist bis an den Gürtel entblößet, und die heftige Bewegung, mit der er redet, verursacht, daß er über den ganzen Leib schwitzt. Er zwingt durch seine Beredsamkeit meistens theils die ganze Versammlung, alles zu glauben, was er sagt. Die Versammlungen werden mit vieler Anständigkeit gehalten, man hört darinn kein unnütz Geschwätz, kein ungezi-

ges

des Händeklatschen, und kein unmäßiges Lachen. Die Jünglinge sind darin sehr behutsam, und hören aufmerksam auf die Reden der Alten, weil sie wissen, daß diese zu ihrem Besten abzielen.

---

## XVII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset aus dem Lande der Allidamons. Seine Schiffarth auf dem Flusse Tombecté. Er entgehet einem Crocodil. Er trifft einen Trupp aufrührerischer Chactas an: bringt sie wieder zu ihrer Schuldigkeit. Seine Rückreise nach Mobile.

Mein Herr!

Auf den Brief, welchen ich an den Gouverneur geschrieben hatte, habe ich keine andere Antwort, als nur eine Ordre, erhalten, nach Mobile zu gehen, und daselbst unter dem Kommando des M. de Belle zu dienen. Anstatt also die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zu gehen, erhielt ich Befehl eine Convoye mit Lebensmitteln nach dem Fort Tombecté zu führen,



führen, welches an dem Flusse dieses Namens liegt. Dieser Posten ist zehn Meilen von der Nation der Chactas entfernt. Ich habe meine Ordre mit aller Genauigkeit und zur größten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, befolgt, und kann hiervon schriftliche Zeugnisse aufweisen.

Den 22sten August 1759 reiste ich mit dreyn Fahrzeugen, welche mit Soldaten und wilden Mobilien besetzt waren, von Mobile ab. Die Mobilien bieten sich den Franzosen, gegen eine geringe Belohnung die man ihnen giebt, zum Rudern an.

Nachdem man auf dem Flusse Mobile ungefähr 15 Meilen geschifft hat; so kommt man an einen Ort la Fourche genannt, wo sich die beyden Flüsse Mobile und Tombekbe vereinigen. Den 27 August gieng ich mit meinen Fahrzeugen in den letztern, um darauf bis an das Fort herauf zu fahren. Wir waren in der schönsten Jahreszeit, und ich hatte an einem sehr angenehmen Orte nahe an dem Ufer ankern lassen. Die Wilden fingen hier sehr viel Fische, und beschenkten mich mit einem, der ungefähr 4 Fuß lang seyn mochte, und von einer Art Fische war, die sehr gut zum dörren sind. Weil das Wetter sehr klar war, so ließ ich mein Zelt nicht aufschlagen, sondern legte mich auf einen kleinen Hügel von Rasen, wo ich die Aussicht auf den Fluß hatte. Hier ließ ich mir die Bären Haut ausbreiten, welche ich von meinem Gouverne-  
mene

ment auf der unbewohnten Insel bekommen hatte, wickelte mich in mein Zelt, und bedeckte das Gesicht wegen der Abendluft, welche in diesen Ländern sehr schädlich ist. Diese Nachlässigkeit wäre mir aber beynah sehr theuer zu stehen gekommen, wie Sie gleich hören sollen.

Ich hatte meinen Fisch zu meinen Füßen liegen lassen, aus Furcht er möchte mir gestohlen werden, und schon eine Stunde ruhig geschlafen, denn die Völker welche an diesen Ufern wohnen, sind unsre Freunde und Bundesgenossen. Auf einmal fühle ich daß ich mit grosser Gewalt fort geschleppt werde, ich sahze aus dem Schläfe auf in der Meinung man wolle mir einen Streich spielen, und fange an zu schreyen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich ein Crocodil erblickte, welches über 20 Fuß lang war, und mich durch seine ungeheure Grösse, und den übeln Geruch seines Blams erschreckte. Ich versichere Sie, daß ich mich niemals so erschreckt habe.

Das Thier war durch den Geruch meines Fisches angelockt worden, den ich zu meinen Füßen liegen hatte. Und war in der dunkeln Nacht aus dem Flusse gegangen, hatte sich mit grosser Begierde über seine Beute hergemacht, und mit seinen Zähnen ein Ende von meinem Zelte mit gefasset, darein ich mich gewickelt hatte, und schleppte mich also mit nach dem Fluß, fort. Am Ufer war ich noch so glücklich mich los zu wickeln,



wickeln, und kam mit der Furcht davon, das Zelt gieng verloren und ich behielt nichts als meine Bärenhaut. Diese Geschichte kan bey Leuten, die das Wunderbare lieben, für ein Wunderwerk angesehen werden.

Die Collapissas und Quanchas, welche an den Ufern dieses Flusses wohnen, schlagen sich mit den Crocodillen im Wasser herum. Sie nehmen ein Stück hartes Holz, welches an beyden Enden spizig und mit Eisen beschlagen, in die Hand, und schwimmen damit, mit ausgestreckten Arm, in den Fluß: das Crocodil naht sich, mit offenem Rachen, um den Arm des Wilden zu verschlingen, der ihm den Arm mit dem Stück Holz in den Rachen steckt, und das Crocodil durchbohret sich, indem es zubeißet, die beyden Kinnbacken, und kann sie nicht mehr auf noch zu thun: die Wilden ziehen es alsdenn ans Ufer. Diese Völker stellen dergleichen Fang sehr oft an, und eben so machen es die Neger in Guinea und Senegal.

Nachdem man ohngefähr 60 Meilen zwischen Wäldern und Gebirgen, die am Ufer des Flusses sind, fort gerudert ist, so kommt man an Orter, wo das Wasser so niedrig ist, daß man die Fahrzeuge muß ausladen, und die Waaren in den Wäldern verbergen. Ich sahe mich genöthigt eben dieses zu thun, die Lebensmittel und Ammunition ausgenommen, welche ich nicht aus den Augen ließe. Ich bin in  
meinem

meinem Leben in keiner übelern Lage gewesen: Wir mußten die Fahrzeuge über 15 Meilen ziehen, und ich stellte mich selbst mit an die Stricke, um den Leuten ein gut Exempel zu geben. Das übelste hierbey war, daß wir alle Augenblick befürchten mußten, angegriffen und geplündert zu werden. Unterweges traf ich eine Parthey aufrührischer Chactas an, die zu den Engländern übergehen wollten. Diese suchte ich zu überreden, daß sie wieder umkehren sollten. Sie waren an einem Orte über den Fluß gegangen, welcher Tascalouffas, das ist der weisse Berg, heißt (1). Ihr Anführer mit Namen Mingo Houmas war so verwegen, und forderte mit Gewalt Brantewein von mir, indem er seine Art über meinen Kopf aufhob. In dieser Bedrängung sagte ich ihm: ich fürchtete den Tod nicht; ich hätte meinen Leib weggeworfen (2), und wollte gern sterben, weil ich überzeugt wäre, daß wenn er mich und die kleine Anzahl meiner Krieger tödtete, so würde das grosse Oberhaupt der Franzosen, jenseit des Meeres mein Blut an ihrer Nation rächen, und so viel Krieger dahin schicken, wie Laub auf den Bäumen.

Meine

(1) Besteht aus einer Art Kreide, welche in Europa sehr würde geschätzt werden.

(2) Das heist, sich fürs Vaterland aufopfern.



Meine Standhaftigkeit setzte diese Völker in Erstaunen, sie sagten: ich wäre ein tapferer Mann, und machte, daß sie ihren Verstand wieder bekämen, den sie hätten verlohren gehabt, da sie den Entschluß gefasset, die Hand ihres Vaters zu verlassen. Sie hoffeten aber, ich würde das Vergangene vergessen, denn ich wäre gütig. Man überreichte mir darauf die Friedens-Pfeiffe welche ich annahm, und sagte: ich wollte daraus mit neuem Feuer rauchen, um das Bündniß mit den Chactas zu verneuern, und damit sie überzeugt seyn möchten, daß das Vergangene sollte vergessen seyn, so sollte sich die Pfeiffe von selbst entzünden. Ich hatte ein Glas mit Phosphorus bey mir, den ich mit aus Frankreich gebracht hatte, von diesem that ich ein wenig in die Pfeiffe, sahe gen Himmel und sprach einige Worte, unterdessen hatte sich der Phosphorus entzündet und die Pfeiffe angesteckt. Hierüber erstaunten nicht nur die Wilden, sondern auch die Franzosen, welche ich bey mir hatte, indem sie dergleichen niemals gesehen hatten.

Hierauf beschenkte ich sie mit einigen europäischen Kleinigkeiten, und ihren Anführer mit einer Bouteille Brantewein. Denn es ist eine Gewohnheit bey den Wilden, man muß sie beschenken, um das, was man gesagt zu bestätigen. Sie drückten mir alsdenn alle die Hand, zum Zeichen der Freundschaft, und nahmen den Weg nach ihrem Dorfe zurück.

Ben

Bei dem Abschiede bezeugten sie nochmals ihre Liebe über die Murrheit, welche sie begangen, und wir schieden sehr vergnügt von einander.

Kurz darauf fiel ein so starkes Regenwetter ein, daß der Fluß ungemein anwuchs. Ich hatte einen Wilden an den M. de Chabert Kommandanten auf dem Fort Tombbecke, abgeschickt, dieser schickte mir ein Detaschement, unter dem M. de Cabaret, einem sehr geschickten Officier, entgegen, welcher Lebensmittel für meine Leute mit brachte woran es uns anfang zu fehlen.

Unsre Europäischen jungen Herren, welche gewohnt sind Toiletten und Schlaftröcke bey sich zu führen würden hier von den Wilden für Weiber und nicht für Officiers angesehen werden, und einen schlechten Aufzug in den Kriegszügen in diesen Ländern machen, wo man im Sommer ungemeine Hitze und im Winter außerordentliche Kälte ausstehen, unter freyem Himmel schlafen, und immer in Furcht seyn muß, von den Wilden überfallen zu werden. M. Braddock kommandirender General in Neu-Engelland hat hiervon eine traurige Erfahrung gehabt, als er im Jahr 1755 das Fort Duene erobert hatte. Denn er wurde von einer kleinen Anzahl Franzosen und Wilden überfallen, und mit allen seinen Leuten nieder gemacht.



## 68 Neue Reisen nach Westindien.

Den 25ten Sept. kam ich endlich glücklich auf dem Fort Tombectbe an, nach dem ich bey nahe hundert Meilen den Fluß herauf geschiffet war, ohne eine Colonie anzutreffen. Man ist auf dieser Fahrt genöthigt die Nächte an dem Ufer in den Wäldern zubringen.

Das unbequemste in dieser Jahreszeit sind eine Art grosser Mücken, die in ganz Louisiana unerträglich sind. Um vor diesen sicher zu seyn, steckt man Stangen in die Erde, beugt sie oben zusammen, und breitet ein Stück grobe Leinwand darüber aus; darunter legt man eine Bären Haut statt des Unterbettes. Alle Reisen der Colonie geschehen zu Wasser auf diese Art.

Wenn man an Land gestiegen ist um die Nacht da zuzubringen, so muß der kommandirende Officier Wachen in den Wäldern ausstellen, um vor Ueberfällen der Wilden sicher zu seyn, und man muß zum Lager einen Ort wählen der eine vortheilhafte Lage hat, nemlich eine Insel, oder eine Land Spitze, oder einen Ort der mit Morast umgeben ist.

Wenn M. D\*\*\* diese Fürsicht gebraucht hatte, als er im Jahr 1735 ein Schiff mit Pulver den Fluß herauf führte, welches M. de Bienville den Illinois unsern Bundesgenossen, die mit den Schicachas Krieg führten, schickte, so würde er nicht überfallen seyn, wie in der That von einer Partey Krieger von den Feinden.

feindlichen Nation geschahe. Es ist unzweifelhaft, daß die Nachlässigkeit dieses Officiers uns eben so nachtheilig gewesen, als die Unwissenheit und der Geiz des Gouverneurs im Lande der Natches, wovon ich oben geredet habe. Das Schiff mit Pulver, welches die Tchicachas wegnahmen, setzte sie in Stand länger als 30 Jahre Krieg mit uns zu führen, welcher dem Könige viele Leute und viele Millionen gekostet hat.

Ich will ihnen kürzlich erzählen, wie M. D\*\*\* überfallen, und gefangen wurde. Als eines Tages der Nordwind wehete, so sahe er sich genöthigt das Schiff ans Land zu binden, und am Ufer andern Wind zu erwarten. Nachdem er seine Leute ans Land treten lassen, so gieng er auf die Jagd; die Soldaten folgten hierin dem Beispiele ihres Anführers. Unterdessen eroberten die Tchicachas, welche ihm schon einige Tage heimlich nachgefolgt waren, das Schiff, und machten alle Soldaten zu Sklaven. M. D\*\*\* wurde bey seiner Zurückkunft von der Jagd, wie die übrigen gefangen. Die Wilden waren über ihre Beute, die ihnen keinen Mann gekostet hatte, sehr vergnügt und schenkten den Gefangnen das Leben, und M. D\*\*\* hatte einige Zeit nachher das Glück ihnen zu entwischen, und kam nach Neuorleans zurück. Wenn man auf Reisen in diesem Lande ist, so muß man, so wol wegen der Jagd, als wegen des Krieges einige Wilde zu Vorläuffern haben.



Als ich den Fluß Tombocbe herauf fuhr, hatte ich das Unglück, daß es mir an Lebensmitteln zu fehlen anfieng: aber die Fürsorgung half mir augenscheinlich aus dieser Noth. Die Wilden welche wahre Spürhunde sind, kamen und sagten mir, sie hätten eine gute Entdeckung gemacht. Sie hatten nemlich ein Adlernes Nest von der grossen Art, die Königliche nennet, gefunden. Weil der Baum, darauf das Nest war, sehr hoch war, so hauten sie ihn mit Aexten um, und wurden für ihre Mühe sehr gut belohnt; weil sie darauf eine Menge Wildpret von allerley Art, als junge Caninchen, wilde Enten, Birkhüner, wilde Tauben und Rebhüner, fanden. Im Neste waren 4 junge Adler, die schon ziemlich groß waren, diese nahmen die Wilden für sich, zum grossen Verdruß des Vaters und der Mutter, welche ihnen die Augen würden ausgehackt haben, wenn sie nicht wären bewafnet gewesen.

Diese Thiere waren ganz wütend, und man nennet den Adler mit Recht den König der Vögel, wegen seiner Unerbrochenheit. Aber die Kugeln verschonten Ihre geflügelten Majestäten nicht, welche ein Opfer ihrer väterlichen Liebe wurden. Die Wilden sagten, der grosse Geist schickte uns diese Nahrung, und es war in der That ein Manna, damit uns die Fürsorgung in der Wüsten speisete.

Wir haben Nachricht aus der Hauptstadt erhalten, und ein guter Freund berichtet mir es sey daselbst alles in Unruhe wegen eines englischen Schiffes, welches von Jamaica dahin gekommen, um verbothene Handlung zu treiben.

Das Schiff führet den Namen der Terel, und der Hauptmann darauf nennet sich Dias Arias und ist ein englischer Jude. Da der Ordonnateur gefunden, daß das Schiff gekommen, Schleichhandel zu treiben, so hat er es, den Befehlen der Marine zufolge, confisciret, und den Major de Belle Isle, der ad interim Kommandant war, requirirt, die dazu nöthige Hülfe zu geben. Da aber unterdessen M. de Kerlerrec von Mobile zurück gekommen, so hat dieser dem Major de Belle Isle Gegenbefehl ertheilt, und darauf den Secretair des M. de Rochemore des Morgens um drey Uhr arrestiren lassen.

Das Kommando, welches dazu abgeschickt war, hat Thüren und Fenster entzwey geschlagen, den Secretair aus seinem Bette aufgehoben, und ihn auf ein Fahrzeug gebracht, dessen Bestimmung man nicht weiß. Hierauf hat M. de Rochemore den Herrn von Fontenette, einen von den Råthen des Obern Rathes, an den Minister abgeschickt.



72 Neue Reisen nach Westindien.

Wenn ich besser von dem was vorgegangen, unterrichtet seyn werde, so will ich Ihnen Nachricht davon geben. Ich habe an den Gouverneur geschrieben, daß er mich möchte nach New Orleans zurück berufen. Ich bin mein Herr &c.

Vom Fort Tombecbe den 19ten Sept.  
1759.

---

XVIII. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung des Landes der Chactas.  
Ihre Kriege. Ihre Art mit den Kranken umzugehen. Ihr Aberglauben. Ihre Handlung. Ihre Übungen.  
Das Land der Tchicachas,  
unsrer Feinde.

Mein Herr!

Ich hatte mir vorgesetzt, nur zwei Tage hier zu bleiben: aber die Begierde, welche ich habe, die kriegerischste und zahlreichste Nation in ganz Louisiana kennen zu lernen, hat mich bewogen, meinen Vorsatz zu ändern, und ich wende meine Muße dazu an, Ihnen zu melden, was ich von diesem Volke gesehen und gehört

gehört habe. Die Chactas sind treue Bundesgenossen der Franzosen; wovon sie unter dem Gouvernement des M. de Perrier Proben abgelegt, welcher sich ihrer bediente die Matches, wegen der Ermordung, der unter ihnen lebenden Franzosen, zu strafen. Der Hof giebt ihnen deswegen auch alle Jahre Geschenke, um sie auf unsrer Seite zu erhalten. Diese Nation kann 4000 Krieger auf die Beine bringen, welche gern zu Felde gehen. Wenn man es gut angriffe, so würde es leicht seyn, sie zum Kriege mit den Engländern zu bewegen, welche Feindseligkeiten gegen unsre Besitzungen in Canada ausüben. Diese Völker könnten uns jezo sehr nützlich seyn, wenn sie Einfälle in die englischen Provinzen, nemlich in Georgien und Carolina thäten, welche Länder jezo offen und von Truppen entblößt sind, indem die Engländer die Völker daraus zur Belagerung von Quebeck geschickt haben.

Viele brave Officiers in dieser Colonie, welche die Sprache der Wilden verstehen, wie zum Exempel M. de Rouville, Dutissenet, und andere, brennen für Begierde sich hervor zu thun, und an der Spitze der Krieger dieser Nation in die Provinzen der Feinde einzufallen, ihre Erndte zu verderben, ihre Plantagen zu plündern und zu verbrennen, und alles bis vor die Thore von Charles Towne in Alarm zu setzen; dis würde gewiß eine Diversion in Canada machen.



Die Chactas lieben den Krieg, und haben unter sich sehr gute Kriegeres Listen. Sie lassen sich niemals zum stehen bringen, sondern streifen nur herum, und suchen dem Feinde Abbruch zu thun, und bis nicht aus Feigheit, denn wenn es zum Treffen kommt so fechten sie tapfer und mit kaltem Blute. Es giebt unter ihnen Weiber, die aus Liebe zu ihren Männern mit zu Felde gehen. Sie stehen ihnen im Treffen, mit einem Köcher voller Pfeile, zur Seite, und sprechen ihnen Muth ein, in dem sie ausrufen: sie sollten sich nicht für ihren Feinden fürchten, und dem Tode als wahre Menschen, entgegen gehen.

Die Chactas sind sehr abergläubisch; wenn sie ins Feld gehen wollen, so fragen sie vorher ihren Manitu, den ihr Anführer trägt. Diesen Götzen setzen sie allzeit dem Feinde entgegen, und stellen eine Wache um ihn herum. Sie haben so viel Ehrfurcht für ihn, daß sie nichts essen, ohne ihrem Manitu etwas davon zu bringen.

So lange der Krieg währet, leisten sie ihrem Feldherrn einen völligen Gehorsam; aber so bald sie wieder nach Hause kommen, so achten sie ihn nicht hoch, als nur in so fern er freygebig ist.

Es ist bey ihnen gewöhnlich, daß wenn ihr Feldherr Beute von den Feinden gemacht hat, so ist er verbunden, sie unter seine Krieger, und

und die Verwandten derjenigen, die im Treffen geblieben, auszutheilen, um, wie sie sagen den letztern die Thränen abzuwischen. Der Feldherr behält nichts für sich, als die Ehre, daß er seine Nation siegreich gemacht hat.

In ihren niedrigen Hütten verachten sie die Weichlichkeit, und Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Schätze. Thomas.

Der Geist, welcher die Bewohner der alten Welt zu sovielen Verbrechen verleitet, ist unter diesen Völkern gänzlich unbekannt: und die Wilden in Cuba sagten nicht ohne Grund: das Gold sey der Europäer ihr Gott, und man müßte ihnen alles hingeben um Ruhe zu haben. Man findet unter den Einwohnern von Amerika die wir Wilde nennen, keine, die ihre Brüder erwürgen, oder falsche Zeugnisse gebrauchen, um sie unglücklich zu machen, und ihr Vermögen an sich zu bringen. Man kennet hier keine Ränke, sich durch Wege, die der Menschheit unwürdig sind, zu bereichern. Hier giebt es keine Weiber, die ihre Männer vergiften, um andere zu heyrathen, und eben so wenig solche, die die Unverschämtheit und Kühnheit hätten, ihre Männer öffentlich für unvermögend zu erklären, wie die Europäerinnen thun. Hier giebt es keine Gemahlinnen der Prinzen, die so handeln, wie jene neapolitanische Prinzessin, welche ihre Gemahls erdroffeln ließ, weil sie ihre Begierden nicht befriedigen konnten. Die Mäds  
gens



gens bringen hier ihre Kinder nicht um, um von der Welt für keusch angesehen zu werden. Die Weiber der Wilden haben einen Abscheu vor den europäischen Mädgens, die dieses thun und setzen sie unter die wilden Thiere, welche mit grosser Sorgfalt für ihre Jungen sorgen.

Wenn der General der Chactas in einen Kriege, den er angefangen hat, unglücklich ist so verliert er seinen ganzen Credit. Niemand setzt alsdenn weiter ein Vertrauen auf seine Geschicklichkeit, und er wird in die Klasse der gemeinen Krieger herunter gesetzt. Bey dem allen muß man sich doch über die Verschiedenheit der Meinungen verschiedener Völker wundern. Es ist unter diesen kriegerischen Völkern nicht schändlich zurück zu weichen: wenn sie fliehen so schreiben sie dieses einem übeln Traum zu wenn dem General getraut hat, er habe viel Volk verlohren, so erzählet er dieses seinen Völkern, und alsbald kehren sie alle in ihren Flecken zurück. So bald sie zu Hause angekommen, so ziehen sie ihre Zauberer zu Rathe, denn ohne diese thun sie nichts, hernach kehren sie gegen den Feind zurück, und wenn sie ihn antreffen, und 5 oder 6 von seinen Leuten tödten, so ziehen sie wieder nach Hause, und sind so vergnügt, als wenn sie ein groß Königreich erobert hätten.

Ein General, der einen Sieg mit vielen Blute erkaufte, wurde von seiner Nation sehr übe

übel auf genommen werden. Denn diese Völ-  
ker achten den Sieg für nichts, wenn er ihren  
Anverwandten und Freunden das Leben gekostet  
hat. Deswegen schonen auch die Generals ihre  
Truppen sehr sorgfältig, und greiffen den Feind nie-  
mals an, ausser wenn sie gewiß sind, daß sie wegen  
der Ueberlegenheit oder ihrer vortheilhaften Stel-  
lung siegen werden, da aber ihre Feinde eben so  
fürsichtig sind, und eben so wol wie sie die Fal-  
len zu vermeiden wissen, welche ihnen gestellt  
werden, so ist der allemal der Listigste, welcher  
gewinnt. Sie verstecken sich daher des Tages  
in den Wäldern, und marschiren nur des Nachts,  
und greiffen den Feind, wenn sie nicht entdeckt  
sind, mit Anbruche des Tages an. Weil sie  
meistentheils durch Gebüsche, und unwegsame  
Orter ziehen, so trägt gewöhnlich der vorderste  
einen Busch, und diesem folgen die andern in  
einer Reihe hinter einander. Der letzte löscht die  
Spuren aus, indem er die Aeste der Büsche wie-  
der in Ordnung bringt, und die Fußstapfen zu-  
scharret, so daß keine Spur übrig bleibt, da-  
durch sie könnten verrathen werden.

Die fürnehmsten Merkmale daran sie von  
den Feinden entdeckt werden, sind der Rauch  
ihrer Feuer, welchen sie sehr weit sehen und  
riechen, und ihre Fußtritte, welche sie auf eine  
fast unglaubliche Art unterscheiden können.  
Ein Wilder zeigte mir einstmals, an einem  
Orte, wo ich nichts gesehen hatte, die Fuß-  
stapfen



stapfen eines Franzosen, eines Negers und eines Wilden, und sagte mir die Zeit dabey, wenn diese eingedruckt worden. Ich kann nicht leugnen, daß ich hierüber erstaunte; und man kann mit Recht sagen, daß die Wilden, wenn sie sich auf eine Sache legen, es sehr weit darinn bringen können.

Die Kriegeskunst bestehet bey den Wilden in der Wachsamkeit, und der Fürsicht, sich für Ueberfällen zu hüten, in der Geschicklichkeit den Feind unversehens zu überfallen, und in der Stärke und Gedult, Hunger und Durst, Frost und Hitze, und Beschwerlichkeiten und Arbeiten, welche vom Kriege unzertrennlich sind, zu ertragen.

Derjenige, welcher einen Feind erschlagen hat, trägt sein Haar, welches er ihm mit der Haut vom Kopfe gezogen, als ein Siegeszeichen, und läßt sich eine Zeichnung in seine Haut beißen. Hernach legt er die Trauer um den Erschlagenen an, diese dauert einen Monat, während dieser Zeit darf er sich nicht kämmen, so, daß wenn ihm der Kopf juckt, so darf er sich nicht kratzen, als nur mit einem Stöckchen, welches er sich dazu an die Hand bindet.

Die Chactas und ihre Weiber sind sehr unreinlich, weil sie größtentheils in einem Lande wohnen, das keine Flüsse hat. Sie wissen von keinem Gottesdienste, und nehmen die Zeit,  
wie

wie sie kommt, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern, doch glauben sie; die Seele sey unsterblich.

Sie haben eine grosse Ehrfurcht gegen ihre Todten, und begraben sie nicht. Wenn ein Chactas stirbt, so legen sie den todten Körper in einen Sarg von Cypressenrinde, und setzen diesen auf vier Stützen, die ungefähr 15 Fuß hoch sind. Wenn die Würmer das Fleisch davon verzehret haben, so versammelt sich die ganze Familie; der Todtengräber kommt und reißt aus dem Squelet Muskeln, Nerven und Sehnen, die noch daran sind. Diese begraben sie, und legen die Knochen in einen Kasten, nachdem sie den Kopf vorher roth angemahlt haben. Während diesen Carimonien weinen die Verwandten, und wenn sie zu Ende sind, so wird ein Schmaus gegeben, wozu die Freunde eingeladen werden, welche gekommen sind, ihr Beileid zu bezeugen. Die Knochen des Verstorbenen, begraben sie auf dem öffentlichen Kirchhofe, bey den Gebeinen seiner Vorfahren. Während dieser Carimonie, wird ein trauriges Stillschweigen beobachtet, man singet und tanzet dabey nicht, und ein jeder gehet weinend nach Hause.

Im Anfang des Novembers feyern sie ein grosses Fest, welches sie das Fest der Verstorbenen, oder der Seelen, nennen. Alle Familien versammeln sich alsdenn auf dem öffentlichen Kirchhofe.



Kirchhoffe und besuchen mit Thränen die Gebeine ihrer Verwandten. Wenn sie nach Hause kommen, so geben sie ein grosses Mahl und damit wird das Fest beschlossen.

Ich kann zum Lobe dieser Amerikaner versichern, daß ihre Freundschaft unter Andern, welche bey den Europäern so selten ist, nachgeahmt zu werden verdient. Ich habe davon einige Exempel erzählt, die selbst die Beispiele des Alterthums übertreffen, und die Liebe welche die Wilden gegen einander tragen, macht, daß einer dem andern mit allem Vermögen hülfliche Hand reichet, wenn sie schwach sind.

Man erkennet diese aufrichtige Liebe an den letzten Pflichten, welche sie ihren Freunden und Verwandten erzeigen, und an ihren Thränen und ihrer Traurigkeit über dem Verlust denselben.

Die Wilden tragen eine grosse Hochachtung gegen ihre Aerzte oder Zauberer. Dis sind wahre Marktischreyer, welche den einfältigen Pöbel betrügen, und auf seine Kosten leben. Sie haben viel Ansehen, und das Volk wendet sich bey allen Gelegenheiten an sie, und fragt sie um Rath, und ihre Antworten werden wie Orakelsprüche angenommen. Wenn ein Chactas krank ist, so giebt er alles hin, was er hat, um sich curiren zu lassen; wenn aber der Kranke stirbt, so geben seine Verwandten seinen Tod der Me-

decin

dicin, und nicht der Krankheit, schuld, (1) und bringen den Arzt um, wenn sie wollen. Aber dieser Fall trägt sich selten zu, denn die Aerzte haben immer eine Hinterthür. Im übrigen kennen diese Aerzte verschiedene Kräuter, die in den Krankheiten, die in diesem Lande herrschen, sehr gute Wirkungen thun, und sie wissen den Biß der Glocken, Schlangen und anderer giftigen Thiere unfehlbar zu heilen.

Wenn ein Wilder mit einer Kugel oder einem Pfeile verwundet ist, so saugen die Aerzte zuerst das Blut aus der Wunde, welches sie ausspeien. Sie brauchen bey dem Verbinden der Wunden weder Carpie noch Wicken, sondern ein Pulver von einer gewissen Wurzel, welches sie in die Wunde herein blasen, davon sie Materie setz, und sie bedienen sich noch eines andern Pulvers, davon die Wunde trocknet und heil wird. Den kalten Brand halten sie von den Wunden durch ein Decoct aus gewissen Wurzeln ab, womit sie die Wunde auswaschen.

Wenn sie aus dem Kriege, oder von der Jagd zurück kommen, und von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten erschöpft sind, so curiren sie sich dadurch, daß sie in ihren Badstuben

(1) Ich habe in Frankreich Leute genug gekannt, die den Tod ihrer Verwandten dem Arzte ganz allein schuld gaben; welches mit der Denkart der Wilden übereinkommt.



ben (1) schwitzen. Sie lassen zu dem Ende in dem Bade alle Arten von gesunden und wohlriechenden Kräutern kochen. Die Ausdünstungen und die Salze steigen mit dem Dunste des Wassers in die Höhe, und durch die Schweißlöcher in die Leiber der Kranken, welche das durch ihre verlorne Kräfte wieder erhalten. Dieses Mittel ist nicht weniger gut, alle Arten von Schmerz zu vertreiben: deswegen findet man bey ihnen kein Podagra, Stein, oder andere Krankheiten von dieser Art, die man in Europa antrifft, welches aber auch mit von ihren häufigen Leibesbewegungen herkommen kann. Man findet hier keine dicke Bäuche, wie in Holland, noch Kröpfe am Halse, wie in Piemont.

Die Chactas glauben sehr an Hexenmeister und Zauberer, und wenn sie einige antreffen, so schlagen sie ihnen ohne weitere Weitläufigkeiten die Köpfe ab (2).

Ich habe einen Wilden von dieser Nation gekannt, welcher sich vor kurzem hatte taufen lassen. Weil dieser, so wol wie seine Kammerade auf der Jagd unglücklich war, so bildete er

(1) Dis sind runde Cabanen, die mitten im Dorfe erbauet sind. Sie werden von einem Alexi, oder öffentlichen Arzte unterhalten.

(2) Im Jahr 1752, als ich in Mobile war, sah ich einen, den man mit Alexten tödt schlug, weil er sich für einen Hexenmeister ausgegeben hatte. Die Wilden rechneten ihm die Unglücksfälle zu, welche damals ihrer Nation widerfuhren.

er sich ein, er sey bekehrt, und gieng zum Jesuiten Lefevre, (1) der ihn bekehrt hatte, sagte ihm, seine Medecin taugte nichts, er habe seit der Zeit, da er sie bekommen, weder Hirsch noch Reh geschossen, und beschwor ihn, sie ihm wieder abzunehmen. Der Jesuit stellte sich, um der Rache des Wilden zu entgehen, als ob er ihn wieder umtaufte. Einige Zeit darauf schoß dieser Wilde einen Hirsch und glaubte, er sey von der Bezauberung befreuet.

Diese ganze Nation ist sehr dumm und viehisch. Man mag ihnen von unserer Religion vorsagen, was man will, so antworten sie immer: dis sey über ihren Verstand. Sie sind überdis sehr verderbt in ihren Sitten, und größtentheils der Sodomitercy ergeben. Sie tragen lange Haare und eine kleine Jacke, wie die Weiber, von denen sie sehr verachtet werden.

Die Chactas sind sehr hurtig und munter. Sie haben ein Spiel, welches unserm Ballspiele gleichet, darin sie sehr geschickt sind, und sie laden die benachbarten Dörfer durch allerley Reizungen zu diesem Spiele ein.

Männer und Weiber versammeln sich in ihrem besten Schmucke, und bringen den Tag mit Singen und Tanzen zu, ja sie tanzen sogar die ganze Nacht hindurch nach dem Schalle der

§ 2

Troms

(1) Die Wilden nennen die Jesuiten die Leute mit den schwarzen Röcken, und sagen, um sie zu verspotten, sie wären keine Männer, sondern Weiber.



Trommel, und eines Instruments, welches sie Chihikois nennen. Jedes Dorf unterscheidet sich durch ein grosses Feuer, welches mitten auf einer grossen Wiese angezündet wird. Der folgende Tag ist der Tag des Spiels. Sie bestimmen alsdenn ein Ziel, welches 60 Schritte entfernt ist, und durch zwei aufgerichtete Stangen bezeichnet wird, zwischen welchen der Ball durch geworfen werden muß. Die Partie ist gewöhnlich 16. Sie sind gemeiniglich 40 gegen 40. Ein jeder hat seine Raquete in der Hand, die drittehalb Fuß lang, und beynähe wie die unsrigen gestaltet ist, sie sind aus Nußbaum oder Castanienholz gemacht, und mit Hirschleder überzogen.

Ein alter Mann wirft mitten im Spiele einen Ball, der aus über einander gewickelttem Hirschleder gemacht ist, in die Höhe; alsobald laufen die Spieler hinzu um diesen Ball mit ihren Raqueten zu schlagen. Es ist ein Vergnügen diese Spieler laufen zu sehen, sie sind ganz nackend, und haben sich mit allerley Farben bemahlt, sie binden sich einen Schwanz von einem Ziger an den Hintern, und Blumen auf den Kopf und an die Arme, welches sonderbar aussieht, wenn sie laufen. Sie stoßen sich das bey und einer wirft den andern über den Haufen. Derjenige, welcher die Geschicklichkeit hat, daß er den Ball trifft, schlägt ihn denen von seiner Partie zu: die von der andern Seite bemühen sich ihnen den Ball wieder wegzunehmen, und dithun

thun beyde Theile mit so vieler Hitze, daß sie sich oft die Arme und Schultern dabey aussetzen. Die Spieler werden niemals böse, und die Greiffe, welche dabey zugegen sind, sind Schiedsrichter, und erinnern sie, daß das Spiel nur sey, um sich zu belustigen, und nicht um zu zanken.

Ihre Wetten bey diesen Spielen sind beträchtlich, und die Weiber wetten unter sich.

Wenn die Spieler aufhören, so versammeln sich die Weiber, um ihre Männer, welche verspielt haben, zu rächen. Die Maqueten, deren sich diese bedienen, sind dadurch von der Männer ihren verschieden, daß sie gekrümmt sind; sie sind bey den Spielen sehr geschickt, und geschwinde, und fassen sich an wie die Männer, sind auch eben wie diese nackend, nur daß sie den Unterleib bedeckt haben, und sich nur die Backen und die Haare roth mahlen.

Nachdem sie den ganzen Tag mit Spielen zugebracht, so gehet ein jeder mit seiner Ehre oder Schande, aber ohne Groll, nach Hause, und versprechen, es das nächste mal besser zu machen. Eben auf diese Art üben sich die Wilden, so wol Männer als Weiber im Laufen, worinn sie sehr geschickt sind, und ich habe einige gesehen, die so geschwinde wie ein Hirsch laufen konnten.



## 86 Neue Reisen nach Westindien.

Die Kinder üben sich unter sich im Bogenschießen, wer am besten schießet erhält den Preis des Lobes von einem Alten, der ihn einen Lehrling im Kriegshandwerke nennt. Man sucht die Kinder durch das Gefühl von Ehre und Schande zu erziehen, ohne sie zu schlagen. Sie schießen sehr geschickt mit dem Blasrohre, welches aus einer sieben Fuß langen Stange gemacht ist. Sie stecken einen kleinen Pfeil darein, welcher an dem hintersten Ende mit Baumwolle versehen ist. Mit diesen Röhren zielen sie sehr genau, und schießen damit kleine Vögel.

Bei den Chactas werden fast alle Versammlungen des Nachts gehalten. Ob sie gleich wild und barbarisch sind, so muß man ihnen doch Wort halten, wenn man ihnen etwas versprochen hat, wenn man dieses nicht thut, so verliert man ihr Vertrauen, und ziehet sich ihre äußerste Verachtung zu, so sehr daß sie einen ins Gesicht einen Lügner nennen. Diesen Beynamen hat sich der jetzige Gouverneur bey den Wilden erworben, welchen sie Dulabe, Mingo, das ist das lügenhafte Oberhaupt, nennen.

Wenn die Weiber schwanger sind, so essen die Männer kein Salz und Schweinefleisch; denn sie glauben, diese Dinge könnten ihren Kindern schädlich seyn. Die Weiber gebären ihre

ihre Kinder auch niemals in ihren Cabanen, sondern gehen in den Wald, und gebären ohne fremde Hülfe.

So bald das Kind zur Welt ist, wäscht es die Mutter selbst, und bindet ihm einen Klumpen Erde auf die Stirne, um ihm den Kopf platt zu drücken. So wie die Kinder heranwachsen, so vermehren sie diese Last: denn ein platter Kopf wird unter diesen Völkern für eine Schönheit gehalten. Sie wickeln ihre Kinder auch nicht ein, und bedienen sich keiner Windeln.

Die Kinder werden hier nicht eher abgewöhnt, bis sie die Mutter Brüste von selbst verlassen. Ich habe einige gesehen, die so groß waren, daß sie zu den Müttern sagten: setz dich nieder, und laß mich saugen. Ihre Wiegen sind von Rohr gemacht. Die Mütter legen die Kinder so hinein, daß ihnen die Köpfe drey oder vier Finger breit niedriger liegen, als der übrige Leib, und dis ist die Ursach, daß man unter den Wilden keine bucklichte findet. Die Weiber verlassen auch ihre Cabanen während ihrer monatlichen Reinigung, welches bey den Wilden eine Sache von Wichtigkeit ist. Diese Zeit über müssen sie sich ihr Essen und Trinken selbst zubereiten, und dürfen nicht eher wieder in die Gesellschaft der Männer kommen, bis sie sich völlig gereinigt haben. Die Männer glauben, sie würden krank werden, und im Krie-



ge unglücklich sehn, wenn sie sich während dieser Zeit zu ihren Weibern hielten.

Obgleich die Wilden ihr Geschlecht nur von den Müttern herleiten, so haben diese doch keine Gewalt über ihre Söhne, sondern ihr Ansehen erstreckt sich nur über die Töchter. Wenn sich eine Mutter unterstünde ihren Sohn zu schlagen, so würde sie deswegen hart angesehen, und wieder geschlagen.

Wenn ein Knabe seiner Mutter ungehorsam ist, so bringt ihn diese zu einem alten Manne, der ihn deswegen bestraft, und ihm den Leib mit kaltem Wasser begießt.

Wenn eine Frau ihrem Manne untreu ist, so wird sie allen jungen Leuten Preis gegeben, welche einer nach dem andern ihre Begierden bey ihr stillen, und dieses ist die gewöhnliche Strafe des Ehebruchs bey den Chactas. Ob sich schon zuweilen ein Niederträchtiger findet, der eine solche Frau unter dem Vorwande heyrathet, daß sie durch die Strafe einen Abscheu für dem Laster würde bekommen haben, so bleiben doch die Weiber, die sich dieses Lasters einmal schuldig gemacht, ihr ganzes Leben verachtet.

Ehe ich meinen Brief schlesse, muß ich Ihnen noch etwas von den Chichachas sagen. Diese Nation ist nicht so zahlreich wie die vorige, aber sehr furchtbar, wegen ihrer Tapferkeit. Alle amerikanische Nationen, so wol die westlichen als

als die nordischen, und selbst die Franzosen, haben mit ihnen Krieg geführt, ohne sie aus ihrem Lande, welches das fruchtbarste und schönste in Amerika ist, vertreiben zu können. Die Tchicachas sind groß, wohl gewachsen und ungemein herzhast. In den Jahren 1752 und 1753 griffen sie den Herrn Benoist und de Reggio, welche ein klein Geschwader aus dem Lande der Illinois, den Fluß Mississippi herunter führten, an. Diese Wilden hatten zu ihrem Angriffe einen sehr vortheilhaften Posten an einem Orte gewählt, welcher Prudhomme genannt wird. Wenn der Fluß klein ist, so können die Schiffe an diesem Orte von den Ufern beschossen werden.

Man glaubt auch, daß die Tchicachas im Jahr 1757 die Herrn Bouffelet und de la Mortiere tödteten. Diese beyden braven Officiers fielen, weil sie die Lage des Landes eben so wenig als der General Bradoc kannten, in einen Hinterhalt.

Die Engländer haben mit diesem kriegerischen Volke beständig in gutem Vernehmen gelebt und sie mit allen Nothwendigkeiten versehen. Die Männer sind sehr gute Reiter, und die Weiber müssen die Aecker bestellen und säen. Das weibliche Geschlecht ist sehr schön und reinlich. Wenn ein Tchichacha einen Hirsch geschossen hat, so sagt er seiner Frau den Ort, wo er liegt, welche ihn aufsucht, ihm die Haut abzieht und



das Fleisch für ihren Mann zurechte macht. Die Weiber essen nicht mit ihren Männern, welche gegen sie sehr gleichgültig zu seyn scheinen, sie lieben sie aber doch mehr, als eine Nation in Amerika.

Den Ehebruch bestrafen die Tchicachas damit daß sie die Verbrecher, welche auf der That ergriffen worden, nackend durch das Dorf prügeln und der Mann verstoßet hernach die schuldige Frau.

Weil diese Nation im Jahr 1736 die Natches bey sich aufgenommen hatte; so ergriffen die Franzosen die Waffen wider sie, und griffen sie mit aller Macht der Colonie, aber ohne Vortheil, an.

Der Major D'Artaquette, königlicher Commandant im Lande der Illinois, war auf dem Marsche um sich mit dem Herrn von Bienville zu vereinigen: er hatte die Truppen aus dem Lande der Illinois und von den kanadischen Gränzen bey sich. Er wurde aber, weil ihn die Wilden, unsre Allirten verlassen hatten, überfallen, und sein ganzes Corps in die Pfanne gehauen. M. D'Artaquette wurde mit sieben Officiers, und ungefähr 26 Soldaten und Einwohnern von den Tchicachas gefangen, und lebendig verbrannt; unter diesen war auch der Jesuit Pater Senat, welcher als Feldpriester mit gegangen war. Man hat diese traurige Ge-

Geschichte von einem Sergeanten, mit Namen Louis Gamot, erfahren, der ein Zuschauer des elenden Schicksals gewesen, welches seine unglücklichen Gefährten unter diesen Barbaren ausstehen müssen. Er war aufbehalten, um zuletzt verbrannt zu werden, er entging aber dieser Strafe durch eine besondere List. Weil er die Sprache der Wilden sehr geläufig sprach, so fieng er an auf seine Henker zu schimpfen, und warf ihnen alles, was er finden konnte nach den Köpfen, und rief ihnen zu: „ihr seyd Zunde, weil ihr meine Officiers verbrannt habt, und ich will auch verbrannt seyn, ich fürchte weder das Feuer noch den Tod, denn ich bin ein wahrer Mensch; martert mich, so sehr ihr könnt: dieses ist, warum ich euch bitte.

Die Tchicachas bewunderten seine Standhaftigkeit, und hielten ihn für einen außerordentlichen Menschen, und schenkten ihm das Leben. Kurz hernach wurde er von einem Engländer aus Carolina ranzionirt, und er lebt jezo noch in Charles-Town welches die Hauptstadt dieser Colonie ist.

M. de Bienville machte in demselben Jahre noch einen Versuch wider die Tchicachas, der aber nicht glücklicher ablief. Viele brave Officiers verlohren darinn das Leben, und der Generalmajor der Armee und der Aide-Major wurden sehr gefährlich verwundet, und der letzte



letzte starb an seinen Wunden. Der Chevalier Lucet, ein geborner Schweizer, hat mir erzählt, daß sein Vater, der Hauptmann unter unsern Truppen war, mit bey dieser unglücklichen Unternehmung gewesen ist. Von diesem habe ich auch die Geschichte des Chevalier Gerondel, der jetzt in Mobile in Garnison ist, und die Schweizer von dem Regiment d'Halwil welches mit zu der Marine gehört, kommandirt, erfahren. Dieser kommandirte ein Detachement Grenadier, welche mit bey dem Corps des M. de Bienville waren.

Dieser Officier, der mit einem jugendlichen Feuer die schweizerische Tapferkeit und Treue verband, bekam in diesem Angriffe 5 Flintenschüsse. Als sich unsere Truppen zurück ziehen mußten, so blieb er auf der Wahlstatt zurück, und wurde der Gegenstand der Rache und der Grausamkeit dieser Barbaren geworden seyn, wenn nicht einige von seinen Truppen sich in einen Regen von Kugeln und Pfeilen, dadurch 5 von diesen tapfern Leuten erschossen wurden, gewagt hätten, um ihn zu retten.

Einer von seinen Leuten nahm ihn auf die Schultern, und war so glücklich, daß er ihn zu den seinigen brachte. Der Regiments-Feldscherer gab sich alle mögliche Mühe, ihm das Leben zu erhalten, und der General, der das Verdienst zu schätzen weiß, unterließ nicht dem Hofe alsobald Nachricht davon zu geben, worauf M.  
Maus

Maurepas, in Betracht der Dienste und der Blessuren dieses Officiers, ihm eine außerordentliche Gratification, und die Anwartschaft auf das Ludewigs Kreuz, auswirkte.

Der Soldat, welcher ihm das Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet hatte, wurde auf der Stelle von seinem Hauptmann zum Sergeanten gemacht. Sie sehen aus dieser kleinen Geschichte, wie unvergleichlich die Subordination, unter den schweizerischen Truppen, die in den Diensten unsers Königs stehen, beobachtet wird, und was für grosse Vortheile diejenigen, die sie erhalten, davon erndten.

Die That dieser Soldaten, welche gewiß heldenmüthig genannt werden kann, verdiente, daß man ihr Andenken auf die Nachwelt brächte.

Im Jahr 1754 that mir der Baron von Porneuf zu wissen, daß er sich vorgesetzt habe, auf die Entdeckung des westlichen Theils von Louisiana auszugehen, und den Mississippi und den Fluß der Missouri, dessen Quellen uns unbekannt sind, herauf zu schiffen. Dieser Officier, der ein gebohrner Canadier ist, ist sehr geschickt zu dergleichen Unternehmungen; aber der Krieg, welcher zwischen Frankreich und England wegen der Gränzen dieses Landes entstanden ist, hat seine Unternehmung verhindert.

Ich würde ihn gern bey dieser Unternehmung, so wol zum Dienste des Königs, als auch



auch zu meinem eigenen Vergnügen begleitet haben; denn ich kann versichern, daß ich der Beschwerlichkeiten und Gefahren ungeachtet, die ich auf meinen Reisen ausgestanden, doch niemals verdrießlich geworden bin. Die überstandenen Uebel sind nur ein Traum, und ich halte das Reisen für die angenehmste Lebensart, weil man beständig neue Gegenstände findet, die vergnügen und unterrichten. Ein Reisender cultivirt seinen Verstand, und studirt das grosse Buch der Natur, daraus man mehr lernen kann, als aus einer Bibliothek, darinn man beynahe so viele Systeme und verschiedene Meinungen und Widersprüche als Bücher findet. Wenn Sie an meiner Stelle wären, wie viele Gelegenheit würden Sie zu philosophiren gefunden haben &c.

Von Tombectbe den 30 Sept. 1759.

M. S. Da es sich wol zutragen könnte, daß ich durch den Krieg verhindert würde an Sie zu schreiben; so füge ich hier eine kurze Nachricht von dem, was zwischen uns und den Chactas vorgefallen ist, bey. Kurz nach dem Kriege mit den Tchicachas bekamen die Franzosen mit einer Partey von den Chactas, Handel. Diese hielten es mit dem Soulier Rouge, einem Prinzen von dieser Nation, der aus Uebermuth Feindseligkeiten gegen uns ausübte. M. de Baudeau, der damals Gouverneur von Louisiana war,

war, und dem dieser Vorfall, und was Gelegenheit dazu gegeben hatte, gemeldet worden, verboth allen Franzosen, mit dieser Nation zu handeln, und ihnen weder Waffen noch Munition zu verkaufen, und hofte auf diese Art diese Unruhe ohne Blutvergießen in kurzer Zeit zu stillen.

Nachdem der Marquis diese Fürsicht gebraucht, so schickte er an das Oberhaupt der ganzen Nation, und ließ ihn fragen, ob er eben so wie der Soulier Rouge, gegen die Franzosen aufgebracht wäre? das Oberhaupt antwortete, durch seinen Dolmetscher: er wäre ein Freund von den Franzosen, und sein General, der Soulier Rouge habe den Verstand verlohren.

Nachdem er diese Antwort gegeben hatte, so überreichte man ihm ein Geschenk: er wunderte sich aber sehr, daß dabey weder Gewehr noch Pulver und Bley war, da er doch wie vorher mit uns in Freundschaft lebte. Diese Begegnung setzte sie in Erstaunen, und da sie überdis erfahren, daß verbothen worden ihnen Gewehr und Ammunition zukommen zu lassen, so sahen sie sich gezwungen, darüber eine Erklärung von dem Gouverneur zu verlangen. Dieser gab ihnen zur Antwort: sie hätten von den Franzosen weder Gewehr noch Pulver und Bley zu hoffen, so lange der Soulier Rouge keinen Verstand hätte, denn wenn sie Pulver erhielten, so würden sie nicht umhin können, den Kriegern des  
Soulier



Soulier Rouge als ihren Brüdern einen guten Theil davon abzugeben. Diese Antwort zwang sie mit den Stämmen zu reden, die unsre Feinde waren, und ihnen zu sagen: wenn sie nicht gleich mit der Friedens-Pfeiffe zu den Franzosen giengen, so würden sie Krieg mit ihnen anfangen, und ihnen als Rebellen begegnen. Diese Drohung nöthigte sie um Frieden zu bitten, und uns, die wir damals nicht im Stande waren, einen Krieg mit einer so zahlreichen Nation zu führen, Genugthuung anzubieten.

Auf diese Art endigte M. Baudreuil durch seine Klugheit diesen Krieg ohne daß es dem Staate weder Geld noch das Leben eines einzigen Menschen kostete. M. de Baudreuil schickte zu dieser für uns wichtigen Negotiation den Herrn von Grand-Pre' ab, und er konnte gewiß keinen bessern dazu wählen. Er ist ein gebobrner Canadier, und dient dem Könige mit Eifer, Muth, und Uneigennützigkeit. Ich war auf dem Puncte, unter den Befehlen dieses Officers auf dem Fort Tombectbe im Lande der Chactas zu dienen, welches er im Jahr 1751 kommandirte, als ich hier ankam.

## XIX. Brief.

An eben denselben.

Der Autor kehret nach Mobile zurück.  
Merkwürdige Vorfälle auf der Kagen-  
insel. Tragischer Todt des Herrn Du-  
roux, Kommandeurs auf dieser  
Insel.

Mein Herr!

Ich bin nunmehr von meiner Reise, die ich  
auf dem Flusse Tombectbe gethan, zurück  
gekommen, und habe diese wichtige aber mühsame  
Unternehmung zur Zufriedenheit meiner Vor-  
gesetzten ausgeführt. Da ich meine Zurückberu-  
fung nach Neuorleans noch nicht erhalten hatte,  
so trieb mich meine Neugier die kleinen Inseln  
auf der Küste von Louisiana zu besuchen.

Die Insel Massacre war die erste, darauf  
sich die Franzosen fest gesetzt haben. Sie legten  
ihr diesen Namen bey, weil sie bey ihrer ersten  
Ankunft auf der Insel verschiedene menschliche  
Squelette fanden; man konnte nicht unter-  
scheiden ob sie von Spaniers oder von Wils-  
den waren.

G

Man



Man hat sie hernach die Insel Dophine (1) genannt. Sie hat sich nach und nach bevölkert, und man hat Magazine, Casernen, und ein Fort darauf angelegt.

Im

(1). Diese Insel Dophine muß nicht mit der verwechselt werden, davon in der Beschreibung der ersten Reise der Ostindischen Compagnie nach der Insel Madagascar Meldung geschieht, und die man zu|übereilt| die [Insel] Dophine |genannt hat.

Der Autor dieser Reisebeschreibung, welche um das Jahr 1665 geschrieben ist, und der diese Reise selbst mit gethan hat, bekennet, daß Herr Colbert sich die Engländer und Holländer, die sich damals in Ostindien schon fest gesetzt, hatten, zu Mustern genommen, die er nachahmen, und hernach zu übertreffen gedachte. Aber alle Projecte dieses grossen Ministers schlugen nach und nach fehl, und hieran war theils die Unvorsichtigkeit und Eitelkeit der Nation, theils die Ungeschicklichkeit derer, denen die Ausführung anvertrauet war, schuld.

Der Autor fügt hinzu, er habe in Indien nur ungeschickte und unvorsichtige Officiers angetroffen, die dem Posten, den sie bekleidet nicht gewachsen gewesen, da man hierzu nur solche Leute hätte wählen müssen, die frey von groben Leidenschaften das Beste des Vaterlands des zu ihrem einzigen Hauptzweck gehabt.

Ich glaube diese nützliche Anmerkung sollte jedem fest eingeprägt seyn, der in eine Bedienung von einiger Wichtigkeit in unsre Colonie geschickt wird.

Und

Im Jahr 1717 wurde der Eingang in den Hafen dieser Insel durch eine ungeheure Menge Sandes verstopft, den ein Orcan dahin führte. Die Insel wurde beynähe ganz überschwemmet, und eine grosse Menge Vieh ersäuft. Man mußte darauf einen andern Ankerplatz, vor die Schiffe suchen, und die Insel Surgero wurde dazu erwählt, welche nachher die Schiffs Insel genannt worden.

Sie hat eine sehr gute Rhede. Im Jahr 1722 führte der Herr von Bienville alle Einwohner von hier nach Neuorleans, welcher Ort nunmehr die Hauptstadt von Louisiana ist.

Sechs Meilen von der Schiffs Insel liegt die Kageninsel, welche ihren Namen von den wilden Kagen bekommen hat, die darauf sehr häufig sind. Diese letzte ist nur wegen der Räubereien und Gewalthätigkeiten bekannt, die unter dem Kommando zweyer Officiers, die Herr von Kerlerec dahin geschickt hatte, darauf begangen worden.

G 2

Im

Und ich habe diesen Zug aus der Geschichte hierher gesetzt, weil er auf das, was man täglich in unsern Colonien siehet, eine besondere Beziehung hat.

Es giebt noch Gouverneurs und Intendanten welche man ja nicht mit denen in eine Classe setzen muß, die ein schleuniges aber verhaßtes Glück mit dem Untergange vieler tausend Elenden gemacht.



Im Jahr 1757 ernannte dieser Gouverneur den Herrn Durour zum Befehlshaber auf dieser Insel, und gab ihm ein Detaschement von Seetruppen und von dem Schweizerregiment von Haliajl mit.

So bald dieser auf der Insel angekommen; so sahe er sich als den unumschränkten Herrn derselben an. Das erste was er vornahm, war; daß er sich einen Garten durch die Soldaten von einem Detaschement anlegen ließ. Sie mußten auch für ihn Kalch und Kohlen brennen, ohne daß er sie dafür bezahlte, und diejenigen, welche sich ihm hierin widersetzten, wurden ganz nackend an einen Baum gebunden, und den unerträglichen Stichen und Bissen der grossen Mücken ausgesetzt. Eine unwürdige und unerhörte Strafe, davon nicht einmal die Wilden in diesen Ländern etwas wissen.

Durour ließ für seine Guarnison Brod aus verdorbenem Mehle backen, welches man in einem spanischen Schiffe gefunden, das an der Küste dieser Insel Schiffbruch gelitten, und verkaufte das Mehl welches der König für die Truppen gab zu seinem Vortheil. So viele übele Begegnungen bewogen einige Soldaten heimlich nach Neuorleans zu gehen, um sich oen dem Gouverneur über ihren Kommandanten zu beklagen, und ihm das schlechte Kommissbrod zu zeigen welches ihnen gegeben wurde.

Aber

Aber M. de Kerlerec schickte sie ohne auf ihre gegründete Klagen zu hören, ihrem Kommandanten zur Bestrafung zurück. Nunmehr faßten diese Unglücklichen, welche sich für seiner Rache fürchteten, den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen, welchen sie auf folgende Art ausführten.

Als dieser Officier einstmals auf einer benachbarten kleinen Insel jagte, so beredete sich der aufrührische Haufen von der Guarnison ihn bey seiner Zurückkunft zu ermorden. Eine solche erschreckliche Entschliessung konnte ihnen nur die Verzweiflung eingeben, daß sie bey dem Gouverneur durch ihre gegründeten Klagen kein Recht hatten erhalten können. Diesem Unglücke hätte leicht können vorgebeugt werden, wenn der Gouverneur einem andern Officier das Kommando auf dieser Insel aufgetragen hätte.

Als er von der Jagd zurück kam, so zog die Schildwache, welche seinen Kahn von weitem sah, die französische Flagge auf. Sogleich griff die Guarnison zu den Waffen, und es wurde Lärm geschlagen. Die zusammen verschwornen Soldaten marschirten darauf unter der Anführung eines Unterofficiers an das Ufer, und riefen ihm mit einem Sprachrohr, wie es auf der See gebräuchlich ist, zu: was vor ein Fahrzeug? Durour antwortete: der Kommandant! Als er darauf ans Land trat, so gab der Unterofficier ein Zeichen: sogleich



gaben die Soldaten Feuer auf den Kommandanten, und schossen ihn auf der Stelle todt, hernach zogen sie ihn nackend aus, und warfen seinen Körper ins Meer.

Dies war das Ende und die Bestrafung dieses kleinen Tyrannen, der von niemanden bedauert wurde, und der weiter kein Verdienst hatte, als daß Herr Elton, erster Secretair des Gouverneurs, sein Freund war. Die Soldaten, welche nunmehr Meister von der Insel waren, setzten darauf einen Einwohner mit Namen Beaudrot in Freyheit, den der getödtete Kommandant lange Zeit auf eine ungerechte Weise im Gefängniß gehalten hatte, Duroux hatte sich das Recht eines Admirals von Frankreich zugeeignet, indem er mit den Soldaten und Einwohnern alle die Güter theilen wollte, welche sie aus den Schiffen die an der Rakensinsel scheiterten, gerettet hatten, und alle die, welche ihm diesen Antheil versagten, wurden gewiß so hart bestraft, als wenn sie das größte Verbrechen begangen hätten. Diese Bewandniß hatte es auch mit Beaudrot dieser war ins Gefängniß gesetzt, weil er die Güter, die er aus einem spanischen Schiffe mit Namen der Siquant, das im Jahr 1758 an dieser Insel Schiffbruch gelitten, gerettet hatte, mit den Kommandanten nicht hatte theilen wollen.

Nachdem die aufrührerischen Soldaten darauf alle königliche Effecten die auf der Insel waren geplündert hatten, so zwangen sie den  
Eins

Einwohner, den sie aus dem Gefängniß befreiet hatten, sie nach der englischen Colonie in Carolina zu führen. Als sie in das Gebiet eines grossen Oberhaupts unter den Wilden, den die Europäer den Kanfer der Kaountas nennen, gekommen waren; so schickten sie den Beaudrot zurück, und gaben ihm ein schriftlich Zeugniß mit, daß sie ihn gezwungen hätten, ihr Wegweiser zu seyn. Darauf trennten sie sich, und ein Theil von ihnen gieng zu den Engländern. Aber die, welche bey den Wilden blieben, wurden kurz hernach auf Verlangen des M. Montberaut der damals im Lande der Allibamons kommandirte, gefänglich eingezogen. Unter diesen war auch ein Caporal von dem Schweizerregiment Halwyl, der sich, um nicht von eins ander gesaget zu werden, welche Strafe bey den Schweizern gebräuchlich ist, mit einem Messer das er nach Art der Wilden am Halse trug, ermordete.

M. Baudin ein Officier von der Garnison wurde darauf mit einem Detaschement Soldaten abgeschickt, die Verbrecher abzuholen. In dieser Zwischenzeit kamen die beiden Söhne des Beaudrot von Neuorleans nach Mobile, und brachten ohne es zu wissen, eine Ordre an den M. de Belle, Kommandanten des Orts mit, ihren Vater, der damals ganz unbekümmert auf seiner Plantage war, gefänglich einzuziehen zu lassen.



Dieser Einwohner, welcher von der Arrrestirung der Aufrührer deren Wegweiser er gewesen war, noch nichts wußte, stellte sich von selbst im Gefängniß ein. M. de Belle ließ darauf alle Verbrecher nach Neuorleans bringen, wo man in einem angestellten Kriegsrathe ihnen den Proceß machte.

In diesem Kriegsrathe wurde Beaudrot verurtheilt, lebendig gerädert zu werden, weil er den Mördern des Kommandanten der Rakensinsel zum Wegweiser gedient hatte. Dis Urtheil wurde auch vollzogen, und sein Körper in den Fluß geworfen. Ein Soldat mußte eben diese Strafe ausstehen, und ein Schweizer wurde lebendig von einander gesäget.

Wenn man das Schicksal des unglücklichen Beaudrot betrachtet, so sieht man wol, daß er wider die Form Rechts von Kriegsbedienten verurtheilt worden, die in den bürgerlichen und peinlichen Rechten unerfahren waren; denn er hatte gewiß eine so grausame Strafe nicht verdient, und wenn die Politic erfordert, daß man zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit kein Verbrechen ungestraft lasse, so verlangt dagegen die Gerechtigkeit, der Menschlichkeit zum Besten, daß der Richter eher zu gelinde als zu hart strafe, nach dem Grundsatz: man muß eher hundert strafbare erhalten, als einen unschuldigen strafen.

Wenn

Wenn Beaudrot auch Straffe verdient hatte, so hätte man sie doch, in Rücksicht auf seine Frau und 4 Kinder, die durch seinen Todt ins größte Elend gestürzt wurden, mildern sollen. Unter seinen 4 Kindern war eine ungemein schöne Tochter, die wegen ihrer besonderen Tugend und Schönheit von der ganzen Colonie bewundert wurde. Diese schöne Creolin hat sich mit ihrer übrigen Familie in eine weit entlegene Plantage, von allem Umgange mit Menschen entfernt, um das Unglück und den Tod ihres Vaters zu beweinen.

Dieser unglückliche Mann war in wichtigen Negotiationen mit den Wilden, bey denen er in grossem Ansehen stand, mit gutem Vortheile gebraucht. Er redete ihre Sprache, und kannte ihr Land so gut wie sie. Ueberdis besaß er eine außerordentliche Stärke.

Alle diese gute Eigenschaften hatten ihm die Liebe und Hochachtung der Chactas so sehr erworben, daß sie ihn eben wie einen Mann von ihrer Nation ansahen, und sie würden gewiß seinetwegen einen Aufstand erregt haben, wenn ihnen nicht M. de Velle (1) aus kluger Fürsicht, seine Gefangennehmung und Hinrichtung, verborgen hätte.

G 5

Nach

(1) Dieser Officier kannte die Nation der Chactas vollkommen, weil er viele Jahre zu Combeckbe Kommandant gewesen war, und die Wilden schätzten ihn wegen seiner Tapferkeit und Uneigennützigkeit sehr hoch.



Nach der Ermordung des Dürour erwählte der Herr von Kerlerec den Herrn de Cha \*\* zum Kommandanten der Rakoninsel.

Dieser Officier gieng im Jahr 1758 von Neuorleans mit einer Guarnison, die theils aus Soldaten, theils aus Einwohnern der Hauptstadt bestand, nach seinem Posten, aber die Einwohner waren lauter unbekannte Leute, welche die Bürger der Hauptstadt, mit Bewilligung des Kommandanten, an ihrer Stelle, auf diesen Posten schickten.

Diese Landstreicher hielten so lange auf der Insel aus, als sie von den Bürgern die die Wachen eigentlich thun mußten, bezahlt wurden. Mann siehet leicht, daß eine Mannschaft, wie diese, die nicht nach den Regeln des Dienstes abgelöst wird, Anlaß zu Complotten und Desertionen nimt, wie es sich auch auf vielen andern Posten dieser Colonie zugetragen hat.

Im Monat Merz im Jahr 1759 erschien im Angesicht dieser Insel ein Schiff von drey Masten, welches dem Herrn Eriq einem Negotianten gehörte, der es in der Havane gekauft hatte. Seine Ladung bestand aus Caffee, Zucker, Taffias, Schiffseilen und einigen Kriegsbedürfnissen, und die Equipage aus spanischen Bootsleuten, die den Hauptmann auf der Küste der Balise verließen.

St. Eriq sah sich durch diese Desertion gezwungen, das Schiff mit den wenigen Leuten, die er noch bey sich hatte, zu verlassen. Er kam mit seiner Chaluppe nach Neuorleans, und wandte sich an den Plaz. Major M. de Belles Isle, der damals das Kommando ad interim führte. Von diesem bat er sich Mannschaft aus, um sein Fahrzeug zu suchen, welches an den Küsten der Rageninsel auf den Strand gerathen seyn muß.

M. de Belle. Isle gab dem Kaufmanne einen verständigen Unterofficier und 10 Soldaten mit um sein Schiff zu retten, und schrieb zugleich an den Herrn E., wenn dieses Schiff in der Nachbarschaft seines Postens gestrandet wäre, so sollte er so gleich Wache das bey stellen, und zugleich bey Lebensstrafe verbieten, daß ohne Vorwissen des Eigenthümers nichts daraus genommen würde, und er möchte sich pünctlich nach den Vorschriften richten, die in den königlichen Verordnungen das Seewesen betreffend unter dem Titel Schiffbruch enthalten wären. Zum Unglück für den Herrn Eriq kam dieser Befehl des Majors zu spät, der Herr E. hatte die Ladung schon durch seine Soldaten und Einwohner wegnehmen lassen, die die Vorsicht gebraucht, die Güter in den benachbarten Sand zu vergraben. Als Herr Eriq auf der Rageninsel angekommen, so überreichte er dem Kommandanten den Brief des  
Ma



Majors, und gieng hernach mit seinen Leuten in sein Schiff um es zu visitiren. Da er aber merkte daß er seine Briestafche verlohren, in welcher das Verzeichniß seiner Ladung war, so stieg er wieder ans Land, um sie zu suchen. Und dis war eine besondere Fügung der Fürscheidung, denn kaum war er ans Land getreten, als ein so heftiges Feuer in seinem Schiffe ausbrach daß 3 Menschen, die im Raume des Schiffs waren ein Raub der Flammen wurden. Die übrigen retteten sich durch Schwimmen (1).

St. Eriq brachte hierüber seine Klagen beym Herrn von Kerlerec an, aber erst nach langen Verzögerungen nöthigte dieser den Schiff.

- (1) Unterdessen daß Herr Eriq bey dem Major von Belle Isle Hülfe suchte, und den Befehl an M. de C\*\* wegen Erhaltung seines Schiffes auswirkte, schrieb dieser an den Major: es sey an dem und dem Tage ein Fahrzeug von drey Masten an der Rageninsel auf den Strand gelaufen; er habe ihm ein Zeichen gegeben, aber keine Antwort erhalten, da durch sey er auf die Gedanken gebracht, es sey ein feindlich Schiff, welches seine Mannschaft im Raume, versteckt hätte. Er sey daher mit seiner Garaison an das Schiff gefahren, und da er auf sein gegebenes Zeichen wieder keine Antwort erhalten, so sey er hineingestiegen, habe aber keine lebendige Seele darinn gefunden. Die Ladung sey herausgenommen gewesen, und habe er nichts darinn gefunden, als ein entzwey gehauenes Unterkthau: Das Fahrzeug sey übrigens auf 26 Canonen eingerichtet.

Schiffshauptmann; daß er diese Sache gegen Erlegung einer Summe von 1500 Livres, die ihm E \* \* \* bezahlen mußte, beylegte. E \* \* \* ließ sich darauf nach Neuorleans zurück berufen, und ergab sich so sehr allen Arten von Ausschweifungen, daß sich die ganze Colonie an ihm ärgerte. Nachdem er die Früchte seiner Ungerechtigkeit verschwendet hatte; so gieng er auf ein holländisches Schiff von Caracao, einer Colonie die dieser Republic gehört. Die Urtheile über die heimliche Entweichung dieses Officiers sind sehr verschieden: einige glauben, er sey geflüchtet um der Strafe wegen seines Verbrechens zu entgehen; andere sind der Meinung, er habe geheime Briefe vom Gouverneur an den Hof. Dis muß uns der Ausgang lehren.

Durch die Widerersetzung der 1500 Livres ist genugsam erwiesen, daß E \* \* \* das Schiff des Herrn Eriq geplündert hat. Er hat auch dem Herrn Perliere der ihm im Commando auf der Rakenninsel folgte, selbst gestanden, daß er 60000 Livres daraus genommen. Doch ist er der Todesstrafe, die er durch seine Seeräuberrey verdient, entgangen. Denn die vorher angeführten Verordnung enthält; daß diejenigen, die sich an Schiffbrüchigen Personen, oder ihren Gütern vergreifen, mit dem Tode sollen bestraft werden. Dis Verbrechen ist auch so entseßlich, daß es uns die natürliche Religion



gion, ohne Christenthum schon verbietet, und uns anweist Nothleidenden beizuspringen (1).

So waren die Officiers beschaffen, denen der Gouverneur von Louisiana sein Vertrauen schenkte.

Jetzt eben läuft die Nachricht ein, daß eine Partey Krieger von der Nation Cherakises unter ihrem Anführer, welcher der Wolf genannt wird, das Fort London der Engländer erobert hat. Die Wilden haben den Kommandanten Dameri dadurch getödtet, daß sie ihm den Hals voll Erde gesteckt, wobey sie ihm zugerufen: du Hund, weil du so begierig nach Erde bist, so sättige dich damit. Dis haben sie auch einigen andern gethan.

Wenn ich nicht nach Frankreich zurückkehre, so will ich Ihnen von Neuorleans die Ursachen der Uneinigkeit, welche zwischen den beyden Oberhäuptern der Colonie dem M. de Kerlerec als Gouverneur, und dem M. de Rochemore als Ordonnateur obwaltet, melden. Ich bin mein Herr &c.

Mobile den 10ten Jan. 1760.

(1) C \* \* \* der die Früchte seiner Ungerechtigkeiten in Frankreich genüssen wollte, ist daselbst gestorben, wie er gelebt hat.

## XX. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset nach Neuorleans. Ursachen der dasigen Unruhen. Pathetische Geschichte der Gefangenschaft des M. de Belle-Isle bey den Attakapas. Besondere Thiere und Heilmittel, die Louisiana hervorbringt.

Mein Herr!

Ich habe Ihnen so viel Neues zu melden, daß ich nicht weiß wo ich anfangen soll. Ich hatte Ihnen von Combeche geschrieben, daß in der Hauptstadt alles in Unruhe sey, und man hört hier auch in der That von nichts als Uneinigkeit und Zänkereyen; denn der Eigennutz und der Geiz haben die Fackel der Zwietracht durchgängig angezündet. Da ich keinen Theil an diesen Händeln nehmen will, und mich im Dienste des Königs, in dieser Colonie, wo alles in Unordnung ist, nicht nützlich machen kann, so suche ich beständig um Erlaubniß an, nach Frankreich gehen zu dürfen. Die treuesten Unterthanen, die ihre Schuldigkeit thun wollen, erfahren Widerspruch und Unwillen, und die grausamsten Verfolgungen sind die

Ver.



Vergeltung für ihren Eifer. Aber, ohne mich in eine umständliche Erzählung aller der Ungerechtigkeiten einzulassen, die man vielen braven Officiers und andern honnetten Leuten, die größtentheils noch leben, angethan hat, will ich Ihnen nur das Unrecht melden, das dem Herrn von Belle-Isle widerfahren ist.

Dieser ehrwürdige Officier, der sich durch seine Rechtschaffenheit und untadelhafte Sitten die Hochachtung und das Wohlwollen aller braven Leute und namentlich der Generals, des Herrn von Perrier von Bienville, des Marquis von Vaudreuil und anderer erworben, versichert daß ich Ihnen hier seine Geschichte, mit allen Umständen, so wie ich sie von ihm selbst habe, erzähle.

Ich werde Ihnen alles melden, was diesem Officier seit 45 Jahren, da er dem Könige in dieser Colonie dient, begegnet, und ich versichere daß alles die lautere Wahrheit ist, so sonderbar auch einige Vorfälle in seinem Leben scheinen mögen.

M. de Bienville, der noch in Paris lebt, hat den Wilden, die der Herr von Belle-Isle zurück gebracht, die Ranzion für ihn bezahlt, und kann alles bezeugen, was hier erzählt wird (1).

Da

(1) Geschichte des M. von Belle-Isle Ritter des königlichen und St. Ludwigs Ordens, Platz Majors über die Seetruppen in Louisiana, fins  
des

Da sie mein Herr ein sehr empfindliches Herz haben, so bin ich versichert, das traurige Schicksal dieses unglücklichen Officiers wird Sie zum Mitleiden bewegen.

Grosse Seelen schämen sich nicht, durch das Unglück anderer erweicht zu werden, und selbst die Wilden sagen, daß derjenige, welcher bey dem Elende seiner Brüder unempfindlich ist, den Namen eines Menschen nicht verdienet, und ein Ungeheuer ist, welches man wie eine Pest des menschlichen Geschlechts fliehen muß.

Im Jahr 1719 kam die Colonie Louisiana vom Herrn Crozat an die westindische Compagnie, welche, um sie zu bevölkern 1000 Menschen dahin schickte. M. de Belle-Isle gieng damals mit verschiedenen andern Officiers und Volontairs auf einem Schiffe der Compagnie nach dieser Colonie. Das Schiff wurde durch die Ströme und die widrigen Winde in die Bay St. Bernhard, im mexikanischen Meerbusen, getrie-

bet sich in einer Nachricht von Louisiana die 1758 in Paris gedruckt worden. Der Autor dieser Erzählung, der die Colonie im Jahr 1733 verlassen, hat die interessantesten Umstände ausgelassen, und einigen Vorfällen, die er erzählt, hat Herr von Belle-Isle selbst widersprochen. Ich habe meine Erzählung aus einer Handschrift gezogen, die dieser Officier selbst geschrieben hat.



getrieben. Hier schickte der Hauptmann die Chaluppe ans Land, um frisch Wasser einzunehmen, und Herr von Belle Isle gieng mit viere von seinen Kammeraden, mit Erlaubniß des Hauptmanns mit ans Land. Unterdessen, daß die Chaluppe ans Schiff zurückfährt, gehen die vier jungen Officiers auf die Jagd: während dem kommt die Chaluppe nochmals ans Land, und nachdem sie ihre Provision süßes Wasser eingenommen, so kehrt sie ans Schiff zurück, und läßt die Officiers, die noch nicht zurück gekommen waren, am Lande.

Der Hauptmann läßt darauf ohne länger auf sie zu warten, die Anker lichten, und gehet unter Seegel. Man überläßt es einem jeden sich den Schrecken und die Verwirrung vorzustellen, die sie empfanden, als sie ans Ufer zurück kamen, und weder Chaluppe noch Schiff fanden. Sie sahen sich nunmehr in einem unbekannten Lande zurück gelassen und irreten lange auf der wüsten Küste herum, auf der einen Seite mit dem Meere, und auf der andern mit Carai ben oder Menschenfressern umgeben. Sie getraueten sich nicht, die sumpfigte Küste zu verlassen und da sie kein Ende ihres Elendes hoffen konnten, so geriethen sie in solche Verzweiflung, daß sie bey nahe den Verstand verlohren hätten. Nichts beunruhigte diese jungen Europäer mehr als die Furcht den Menschenfressern in die Hände zu fallen. In der falschen Vermuthung das Schiff  
sen

sey gegen Abend geseegelt, giengen sie an der Küste gegen Abend herunter, riefen den Himmel um Hülffe an und beklagten ihr unglückliches Schicksal. Sie lebten von Insecten und Kräutern, ohne zu wissen ob sie gesund oder ungesund wären. Das was sie am meisten quälte waren die grossen Mücken, die in diesen Gegenden sehr häufig sind, und gegen die sie sich durch nichts vertheidigen konnten. In dieser elenden Verfassung brachten sie verschiedene Tage zu. M. de Belle Isle hatte einen jungen Jagdhund mit ans Land gebracht, der sehr an ihn gewöhnt war, diesen verlangten seine Kameraden zu schlachten und eine Mahlzeit aus ihm zu machen. Da sie sich endlich des Hungers nicht mehr entwehren konnten, so willigte sein Herr darein, daß er sollte geschlachtet werden. Weil er ihn aber nicht selbst tödten wollte, so machte sich einer von den übrigen über ihn her. Doch dieser war so schwach, daß ihm der Hund, da er ihm einen Stich mit seinem Messer geben wollte, in den nahen Wald entwischte, und man sah ihn nicht weiter. Die vier unglücklichen Officiers starben einer nach dem andern vor den Augen des Herrn de Belle Isle, welcher seine letzten Kräfte anwendete um ihre traurigen Ueberbleibsel in dem Sande zu begraben, damit sie nicht ein Raub der wilden Thiere werden möchten. Diesen Tribut bezahlte er der Menschheit mit Seufzern über sein eigen Unglück, und nur der Stärke seines Temperaments hatte er es zu danken, daß er seine vier



Kameraden überlebte. Um sein Leben zu erhalten mußte er Würmer essen, die er im verfaul-  
ten Holze fand. Einige Tage nach dem Tode  
seiner Kameraden erblickte er seinen Hund von  
weiten, der etwas im Halse trug: er lockte ihn  
und das Thier kam so gleich mit starken Sprün-  
gen auf ihn zu, legte eine Holzratte zu seinen  
Füssen und bellte für Freuden, als wenn es hätte  
sagen wollen: ich bringe dir etwas dein Leben  
zu erhalten. Diese Holzratten sind so groß wie  
ein Spanferkel, und können gegessen werden.  
M. de Belle Isle, der nunmehr weiter keinen  
Gefährten als seinen Hund hatte, fieng nun an  
hin und her zu wandern, um Nahrungsmittel  
zu suchen, und machte sich des Abends eine kleine  
Verschanzung an dem Fusse eines Baumes, um  
sich gegen die wilden Thiere zu schützen. In ei-  
ner Nacht kam einst ein Tiger seiner Schlafstelle  
nahe. Sein Hund der an seiner Seite wachte,  
wurde die Bestie gewahr, und fiel sie mit star-  
kem Bellen an. Herr von Belle Isle, der  
hiervon erwacht war, eilte seinem Hunde zu  
Hülffe, und der Tiger entfloß, und ließ den  
Hund verwundet zurück. Er schlachtete ihn dar-  
auf, aus Furcht, daß er von dem Bisse des Ti-  
gers toll werden möchte, und verzehrte ihn. Da  
er sich nunmehr ganz allein in dieser Wüste sah  
so warf er sich auf die Knie, dankte dem Allmäch-  
tigen, daß er ihn bis dahin erhalten, und gieng  
darauf, nachdem er sich der göttlichen Führung  
gänzlich überlassen, tief ins Land herein, um zu  
sehen,

sehen, ob er keine menschliche Geschöpfe antreffen könnte. Es dauerte nicht lange, so fand er menschliche Fußstritte im Sande: diesen folgte er bis an das Ufer eines Flusses, wo er eine Pirogue fand, in welcher er über den Fluß setzte. Auf der andern Seite des Flusses traf er Wilde an, welche Menschenfleisch und Fische dörrten: sie waren von der Nation der Attakapas (1).

Sie kamen auf den Herrn von Belle Isle zu, und hielten ihn anfänglich, weil er so sehr mager war, für ein Gespenst. Als er bey ihnen angekommen, so zeigte er auf seinen Mund um ihnen anzudeuten, daß er hungrig sey. Diese Wilden, welche ihn wegen seiner grossen Magerkeit nicht zu schlachten beehrten, setzten ihm Menschenfleisch zu essen für, er aber wählte sich einen Fisch, den er mit grossem Heishunger verzehrte. Nachdem sie ihn darauf von allen Seiten sehr genau betrachtet, so zogen sie ihn nackend aus, und theilten seine Kleider unter sich. Hernach führten sie ihn in ihr Dorf um ihn zu mästen, wo er das Glück hatte, daß ihn eine Wittwe, die schon über ihre besten Jahre hinaus

H 3

hinaus

(1) Dieser Name bedeutet bey den Wilden, Menschenfresser. Wenn die Attakapas im Kriege einen Gefangenen machen, so schlachten sie ihn und machen aus seinem Fleische ein grosses Tractement. Sie essen gewöhnlich Fische, und trinken Casine. Sie reden durch Zeichen, und halten zuweilen lange pantomimische Unterredungen.



hinaus war, zu ihrem Hunde, (das heißt bey ihnen so viel als zu ihrem Sklaven) aufnahm. Nach und nach erhielt er seine Kräfte wieder, er war aber in eine tieffe Traurigkeit versenkt, und befürchtete immer, seine Wirths möchten ihn ihren falschen Göttern opfern, und sein Fleisch verzehren. Denn er mußte täglich sehen wie diese Barbaren die fettesten unter ihren Kriegsgesangenen schlachteten, und ihr Fleisch bey ihren Feyerlichkeiten verzehrten, und er stellte sich ganz gewiß für; daß sie ihn, so bald er fett seyn würde, mit der Keule todt schlagen würden. Unterdeß hielten diese Völker einen Rath über ihn, darin beschlossen wurde, es seyniederträchtig einen Menschen zu tödten, der zu ihnen gekommen um Hülfe bey ihnen zu suchen, und nicht um ihnen Schaden zu thun, und diesem zufolge behielt ihn die Wittwe zu ihrem Sklaven. Die ersten Tage seiner Gefangenschaft fielen ihm, ungeachtet er nicht sehr hart gehalten wurde, doch sehr schwer, weil er die Kinder dieser Menschenfresser warten, und auf seinen nackenden Schultern tragen mußte: denn er war so nackt wie die Wilden, nur daß er um die Mitte des Leibes einen Schurz trug. Nachdem ihn aber die Wittwe zu ihrem Sklaven angenommen hatte, so wurde er besser gehalten.

Da Herr von Belle-Isle jung und vigoureus war, so gieng ihm seine Sklaven Arbeit gut von Statten, und er erwarb sich endlich so

so gar die Gunst seiner Gebieterin, welche ihn adoptirte und in Freyheit setzte, und darauf wurde er unter die Nation aufgenommen. Er lernte in kurzer Zeit durch Zeichen mit ihnen zu reden, und wie sie mit den Bogen zuschossen.

Sie nahmen ihn darauf mit in den Krieg, wo er ihnen seine Geschicklichkeit im Bogenschießen sehen ließ, denn er schoss einen ihrer Feinde, in ihrer Gegenwart mit einem Pfeile durch und durch. Durch dieses Meisterstück erwarb er sich den Namen eines wahren Kriegers. Nachdem darauf ein Wilder einen Rehbock geschossen so dörrten sie das Fleisch davon, und von dem, vom Herrn von Belle-Isle getödteten Wilden, zum Proviant auf die Reise. Auf diesem Marsche, foderte Herr von Belle-Isle, der hungerig war zu Essen: ein Wilder gab ihm Menschenfleisch, und sagte es sey von dem Rehbock. Als er davon gegessen hatte, so sagte der Wilde zu ihm: du machtest sonst Schwierigkeiten, aber nun issest du Menschenfleisch wie wir. Bey diesen Worten brach M. de Belle-Isle alles wieder aus, was er gegessen hatte.

Ungefähr zwey Jahre nach seiner Gefangenschaft kamen Gesandte von einer Nation zu den Attakapas, um Frieden mit ihnen zu schließen. Dis war eine besondere göttliche Fügung. Die Nation von der die Gesandten waren, wohnet in dem Gebiete von Neumexico, nahe bey den Natchitoches, wo damals Herr Hucheros de St.



Denis kommandirte, den die Deputirten dieser Nation ob sie gleich unter spanischer Nothmässigkeit standen, ehrten und hochschätzten. Nachdem die Deputirten den Herrn von Belle-Isle genau betrachtet, so sagten sie zu den Attakapas, in den Ländern daraus sie kämen, wären auch solche weisse Menschen, wie dieser. Die Attakapas antworteten ihnen: sie hätten ihn an der Küste des grossen Sees gefunden, wo seine Gefährten vor Hunger gestorben, sie hätten ihn mit in ihre Wohnung genommen, wo ihn eine Wittwe zu ihrem Sklaven angenommen. Nachdem sie ihn darauf mit in den Krieg, wider eine benachbarte feindliche Nation, geführt, so habe er sich durch seine Geschicklichkeit im Bogenschiessen so sehr hervorgethan, daß sie ihn unter ihre Krieger aufgenommen.

Dieser Officier, der bey ihrer Unterredung zugegen war, schöpfte hieraus die erste Hoffnung, sein Vaterland wieder zu sehen. Er nahm einen von diesen Wilden bey Seite, und befragte ihn genau wegen der weissen Menschen in seinem Lande. Er hatte durch einen Zufall sein Officier-Patent in einer Büchse aufgehoben, auf dieses schrieb er mit einer Rabenfeder, und aus Ruß gemachter Dinte folgende Worte: „An den ersten Officier der weissen Menschen. Ich bin der und der, und in der Bay St. Berns hard am Lande zurück gelassen, meine Gefährten sind Hungers gestorben, und ich bin ein  
„Ge

„Gefangener bey den Attakapas.“ Dis Pappier gab er einem Wilden, und sagte ihm, es sey das redende Pappier, und er würde, wenn er es an einen französischen Officier in seinem Vaterlande brächte, sehr wohl aufgenommen werden. Der Wilde glaubte das Pappier müßte etwas göttliches seyn, weil es für ihn bey den Franzosen reden sollte, und da es ihm seine Kammeraden nehmen wollten, so entfloß er ihnen, und schwamm mit dem Briefe in der Hand über einen Fluß. Nach einer Reise von 150 Meilen kam dieser Wilde mit seinem Briefe zu der Nation der Natchitoches (1), wo damals M. Hucheros de St. Denis, ein Officier von Distinction kommandirte, welcher die erste Reise von Louisiana nach Mexico zu Lande gethan hat, wo er nachher eine Nichte des spanischen Gouverneurs geheirathet. Diesem überreichte der Wilde den Brief des Herrn von Belle Isle, und er wurde sehr gut aufgenommen, und mit Geschenken überhäuft.

Nachdem St. Denis den Brief gelesen, so fing er nach Art der Wilden an zu weinen. Diese fragten ihn was ihm fehlte, er antwortete, er beweinte seinen Bruder, welcher seit zwey Jahren ein Gefangener bey den Attakapas sey. Weil er bey dieser Nation in großem Ansehen

H 5

(1) Dieser Posten ist nicht weit von Mexico, und hat eine Colonie von Wilden, welche an dem rothen Flusse wohnen.



Ansehen stand, so erbot sich der Wilde, welcher ihm den Brief gebracht, seinen Bruder zu holen, und noch andere Wilde vereinigten sich mit ihm.

M. de St. Denis gab ihnen darauf einige Hemden und einen Hut für den Herrn von Belle Isle, und sie reiseten sogleich an der Zahl zehen, zu Pferde und mit Flinten bewaffnet ab, und versprachen dem Herrn von St. Denis, daß sie ihm seinen Bruder in zwey Monaten auf einem Handpferde, welches sie zu dem Ende mit nahmen, zurück bringen wollten.

Als sie bey den Attakapas ankamen, so machten sie ihre Ankunft durch verschiedene Salven aus ihrem Gewehr bekannt, welche von diesen Wilden für Donnerschläge gehalten wurden. Hernach gaben sie dem Herrn von Belle Isle den Brief des M. de St. Denis, welcher ihm schrieb, er könne sich diesen Wilden sicher anvertrauen, und er freue sich im voraus, ihn bey sich zu sehen. Man kann sich die Freude nicht vorstellen, die dieser Brief bey dem Herrn von Belle Isle verursachte: er befürchtete aber zugleich die Attakapas möchten sich seiner Abreise widersetzen.

Aber der Anführer dieser Gesandtschaft ließ ihn geschwind zu Pferde steigen, und eilte mit seiner Bedeckung zurück. Die Attakapas, welche durch die Flintenschüsse der Gesandten in Furcht gesetzt worden, unterstanden sich nicht, sich zu wider-

widersehen, und die Wittwe, welche den Herrn von Belle-Isle adoptirt hatte, zerfloß in Thränen. Auf diese Art wurde dieser Officier aus seiner Gefangenschaft befreyet, welche sonst vielleicht so lange als sein Leben gedauert hätte.

Der Wilde, welcher den Herrn von Belle-Isle zurück gebracht hatte, war so stolz auf diese Verrichtung, als Ferdinand Cortez, als er den letzten Kayser von Mexico Motezuma überwunden. Als sie bey den Matchitoches ankamen, so fanden sie den M. de St. Denis nicht mehr, dieser war nach Biloris, wo damals das Hauptquartier war, abgereiset.

Biloris war zu der Zeit die Hauptstadt in Louisiana, denn Neworleans war noch nicht erbauet.

M. d'Orvilliers, der in Abwesenheit des M. de St. Denis das Kommando führte, schickte den Herrn von Belle-Isle mit seiner Bedeckung von Wilden an den Herrn von Bienville, welcher damals Gouverneur von Louisiana war. Dieser empfing ihn mit offenen Armen, und belohnte seine Befreyer reichlich. Bey seiner Ankunft drang sich ein jeder zu ihm, um ihm wegen seiner Befreyung aus der elenden Slaveren, Glück zu wünschen und M. de Bienville gab ihm ein Kleid.

Dieser Officier ist hernach dem Gouverneur, durch die Kenntniß, die er sich von den Sitten  
der



der Attakapas erworben, sehr nützlich gewesen. Diese Nation ist die einzige in Neumexico, die sich die Spanier niemals haben können unterwürfig machen.

M. de Bienville schickte ein Geschenk an die Attakapas, und ein besonderes an die Wittwe, welche den M. de Belle-Isle, adoptirt und beschützt hatte.

Diese Völker, die eine solche Freygebigkeit unsers Gouverneurs, nicht vermuthet hatten, schickten Gesandten an ihn, um ihre Dankagung abzustatten, und ein Bündniß mit den Franzosen zu schließen (1). Bey dieser Gesandtschaft war die gewesene Patronin des Herrn von Belle-Isle in Person. Seit der Zeit hat diese Nation in beständigem guten Vernehmen mit den

(1) Das Oberhaupt der Gesandtschaft hielt folgende Rede an den Herrn von Bienville, die M. de Belle-Isle verdolmetschte: „Mein Vater, der Weiße, welchen du hier siehest, ist dein Fleisch und Blut: er war mit uns durch die Annahme an Kindesstatt vereinigt. Seine Brüder sind Hungers gestorben: wenn sie vorher von unserer Nation wären gefunden worden, so lebten sie vielleicht noch, und wir würden ihnen eben wie diesem begegnet haben.“ Die Gastfreundschaft welche die Attakapas gegen den M. de Belle-Isle ausgeübt, beweist, daß ihre Grausamkeit nur ein Fehler ihrer Erziehung ist, und daß sie die Natur nicht ohne menschliches Gefühl erschaffen hat.

den Franzosen gelebt, und diese haben ihr die barbarische Gewohnheit Menschenfleisch zu essen abgewöhnt.

„Die groben Bewohner dieser entfernten Gegenden, legen, in der Schule der Menschheit und der Künste, durch unsre Sitten und Beispiele unterrichtet, die Rauigkeit ihrer wilden Gewohnheiten ab. Ihr einfältiges Herz verehret in seiner Wildheit die weise Autorität des wolthätigen Franzosen, und dieser liebt sie als Bürger, und herrschet über sie wie ein Vater.“ M. Thomas.

Als die Attakapas nach Neuorleans kamen, so wurden sie, wegen gütiger Begegnung gegen M. Belle Isle, von allen Franzosen liebevoll aufgenommen: denn, ohne ihre Hülfe würde er eben so elend umgekommen seyn wie seine Kameraden.

M. de Bienville machte sich zuweilen das Vergnügen und ließ sich von diesen Menschenfressern allerley Handlungen durch ihre Bewegungen vorstellen, worin sie sehr geschickt sind, und M. Belle Isle der diese Kunst bey ihnen gelernt hatte, mußte es ihm erklären. Die Attakapas führen Bogen und sehr grosse Pfeile, und bauen das indianische Korn Mahis wie die übrigen Völker im nördlichen Amerika. Dieser Theil von Amerika ist so weitläufig, daß man bisher so wenig seine Gränzen, als alle die Nationen,



tionen, die es bewohnen, hat können kennen lernen.

Im Jahr 1759 nahm sich M. Marigini de Mandeville ein Officier von Distinction, mit Bewilligung des Gouverneurs von Louisiana, vor: neue Entdeckungen, gegen die Insel Barataria, deren Lage wir nur noch sehr unvollkommen kennen, zu machen, und in dieser Absicht arbeitete er an einer Generalscharte von der ganzen Colonie. Dieser Officier hat diese Entdeckungen der unbekannten Länder, auf seine eigene Kosten, mit einem unermüdeten Eifer, welcher einen guten Bürger characterisirt, unternommen.

Ich habe mich in meinen vorigen Briefen bemühet, Ihnen einen Abriß von der Geschichte dieses Landes, von seiner Entdeckung bis hienher, zu geben, und Ihnen einen Begriff von seiner Lage, seiner Handlung, und von allem was mir lehrreich und unterhaltend geschienen, zu machen, und ich glaube, daß ich nichts hauptsächliches ausgelassen habe. Ich will nunmehr unsern Briefwechsel mit einigen Anmerkungen über die Naturgeschichte dieser Colonie, beschließen, weil Sie aus den Beschreibungen, die man davon hat, wenig Unterricht werden geschöpft haben.

Ich

(1) Man sehe die Memoire dieses Officiers, die bey Guillaume Despres 1765 in Paris herausgekommen sind.

Ich muß Ihnen also erstlich melden, daß alle Früchte die man aus Europa in das Land gebracht, hier sehr gut fort kommen. M. Fajende einer der obersten Rätke von Louisiana hat aus Provenze einen Feigenbaum hierher bringen lassen, welcher hier unvergleichliche Feigen trägt. Da sich der Feigenbaum durch Ableger fortpflanzt, so ist dieser einzige Baum eine Baumschule für die ganze Colonie. Unter den Früchten dieses Landes ist eine, die Raquette genannt wird; sie hat die Gestalt und den Geschmack, einer kleinen in Weinessig eingemachten Gurke. Diese Frucht, welche sehr erfrischend ist, findet sich häufig um Mobile.

Die Pioquemine ist eine Art von Mispel, welche die Wilden Dugonfle nennen. Diese Frucht ist nicht größer als die europäische Mispel, sie ist roth und gelb wie die Apricose, adstringirt sehr, und ist ein Universalmittel wider die rothe Ruhr und den Durchfall. Die Wilden backen Brod daraus, in Gestalt unsrer Pfefferkuchen, und trocknen es zum Proviant auf ihre lange Reisen (1).

Die

(1) Die Pioquemine hat auch noch eine andere Tugend, man stößt ihre Kerne zu Pulver, gießt 24 Stunden frisch Wasser darauf, und schlägt es hernach durch Leinwand. Das Wasser wird in einer Bouteille aufgehoben, und ist ein Mittel wider den Stein; wenn es nüchtern getrunken wird.



Die Jasmine hat die Gestalt und die Farbe einer Limonie, und schmeckt wie eine Bananaseige. Von ihren Kernen, die wie Bohnen aussehen, sterben die Schweine.

Es wachsen hier viel Orangen, und Pfirschenbäume, und diese Früchte sind in der Colonie so häufig, daß sie unter den Bäumen verfaulen.

Es giebt hier Aepfel- und Pflaumenbäume, und ganze Wälder von schwarzen und weissen Nußbäumen. Die Nüsse sind wie in Europa, theils klein und gut zu essen, theils so dick wie eine Faust, welche bitter sind und eine sehr harte und dicke Schale haben. Der Pacamer trägt Nüsse, die länglicht wie die Mandeln, und sehr wohlschmeckend sind, hieraus machen die Wilden ein Dehl, und fetten ihr Sagamite damit.

Die Vorsehung des Schöpfers, hat in diesem Lande eine unendliche Menge von fruchtbaren Bäumen hervorgebracht, und man findet hier viele tausend Arten Thiere, die in der alten Welt unbekannt sind, und davon die Alten nichts gewußt haben.

Es giebt hier rothe und weisse Lorbeerbäume, der letzte trägt eine weisse Blume, er treibt ungemein viel Aeste und würde in Europa eine besondere Zierde der königlichen Gärten seyn: die Wilden nennen ihn den Baum des Friedens.

An

An den Ufern der Flüsse wachsen auch Weinstöcke, die sich so hoch an den Bäumen heraufschlingen, daß man im Lande der Illinois oft von einem Weinstocke ein grosses Faß Wein erhält. Der Weinstock kommt hier ohne Wartung fort, aber der Wein ist sauer. In den Wäldern sind viel Maulbeerbäume die sehr süsse Beeren tragen, es wachsen auch welche auf niedrigen Stauden, daraus macht man Gelee.

Der Sevier ist ein dornigter Baum, daran die Dörner 6 Zoll lang sind: sein Holz ist so hart, daß oftmals die Aeste darauf zerspringen. Die Indianer machen aus diesem Holze, durch Hülfe des Feuers Mörser, darin sie ihr Mahis zu Mehl stoßen. Der Baum trägt Hülsen, die einen Fuß lang, und dem Mutterzimmel ähnlich sind, die Frucht, welche darin steckt, ist fleberich wie Gummi, und besteht aus vielen Körnern, die wie Bohnen aussehen. Diese Frucht ist ein unvergleichlich Reinigungsmittel, und dazu bedienen sich ihrer auch die Wilden.

In den Wäldern findet man einen sehr dicken Baum, welcher Harz und Schiffsheer ausschwitzet, und aus vielen Bäumen quillt ein Gummi hervor, welches unserm Therebint ähnlich ist.

Es wächst hier auch eine Staude, die Cier  
genannt wird, und unserm Dehlbaum be-  
nahe gleichkommt. Diese Staude trägt kleine  
Kör-



130 Neue Reisen nach Westindien.

Körner wie Wacholderbeeren, diese werden in Wasser ausgekocht, und man macht ein Wachs daraus zu Lichtern: sie haben eine schöne grüne Farbe, und einen aromatischen Geruch. Herr Alexander, ein Chymicus und Wundarzt, hat ihre Eigenschaften zuerst untersucht.

Die Akademie hat ihm, in Betracht dieser nützlichen Entdeckung eine Pension ertheilt. Er hat auch das Geheimniß erfunden, den daraus gekochten Wachs, eben so wie den Bienenwachs in Europa zu bleichen.

Seit dem ich in Louisiana bin, hat man von St. Domingo Zuckerrohrpflanzen dahin kommen lassen, um Plantagen davon anzulegen, und M. Dubreuil, der die Bürgermiliz kommandirt, hat zu Neuorleans die erste Zuckermühle bauen lassen.

Der Zucker wird wie bekannt, aus dem Saft eines Rohrs gekocht, welches sich durch Ableger fortpflanzen läßt. Die Pflanze wächst, wenn sie in einen fetten Boden kommt, sehr hoch und dick, das Rohr bekommt in kleinen Entfernungen Knoten. Wenn es reif ist, welches man daran siehet, wenn es gelb wird, so wird es über dem ersten Knoten mit einer Sichel abgeschnitten, denn da fängt der Saft an, die Blätter werden abgestreift, und das Rohr wird in Bündel zusammen gebunden: hernach bringt

bringt man es in die Mühle, wo es zwischen zwey mit Eisen beschlagenen Walzen ausgepresst wird. Ein Neger steckt das Rohr zwischen die beyden Walzen, welche allen Saft rein heraus pressen. Der Saft fließt in einen grossen Trog, aus dem er durch bleyerne Röhren in ein besonderes Reservoir, und aus diesem in die grossen Kessel, darin man ihn siedet, geleitet wird. Wenn der Saft genug gekocht hat, so füllet man ihn in andere Kessel, und läßt ihn, unter beständigem Rühren, so lange sieden, bis er steif genug ist. Alsdenn gießt man ihn in irdene Formen, darin er gebleicht wird, und legt Zöpfererde auf die Oefnung, welche verhindert, daß er nicht eher trocken werde, bis sich der Syrup davon abgesondert.

Aus dem Zuckerschaume wird ein Liqueur, wie der Brantwein in Europa gebrandt, dem man Fassia oder Guilledire nennt. Die Europäer brauchen ihn, Wunden damit zu heilen, und ziehen ihn dazu dem europäischen Brantwein vor. Hieraus wird auch der Rum gemacht, dessen man sich statt des Weingelstes bedient, die gebrannten Wasser zu machen, welche man die Barbadiſche nennt.

Im Lande der Illinois wächst eine kleine Staude ungefähr 3 Fuß hoch, diese trägt eine Frucht, die den Geschmack wie unsere Citronen hat, - in den Wäldern wachsen Castanien und Haselnüsse, wie in Frankreich.



In Louisiana wachsen auch sehr gute *Simplicia* als *Gentian*, davon die Wurzel ein unvergleichliches Mittel wider die Brustbeschwerung ist. *Jalappa*, *Rhabarbar*, *Schlangenkraut* und *Johanniskraut*, daraus ein unvergleichlicher Heilungsbalsam gemacht wird. Die Wilden Aerzte oder Zauberer bereiten diesen Balsam auf folgende Art. Sie legen die Blume in ein irdenes Gefäß und Bärenfett darauf, decken das Gefäß wohl zu und setzen es in die Sonne, durch die Sonnenhitze erhält das Oehl eine rothe Farbe und einen angenehmen Geruch, und es heilet und reiniget alle Arten von Wunden. Es giebt hier auch Pflanzen, die als ein Gengist können gebraucht werden, sie sind aber nur wenig Menschen bekannt.

Es wachsen hier auch viele Blutreinigende Kräuter, deren Eigenschaften die Wilden sehr wohl können.

Man findet hier ganze Wälder von *Sassafras*holz, welches in der Medicin und in der Färberey gebraucht wird. Hier wächst auch der Baum *Copa* dessen Gummi ein eben so unvergleichlicher Balsam, wie der aus Peru, ist. Die Thiere welche auf der Jagd verwundet worden, heilen sich selbst, indem sie sich an den Bäumen, daraus dieser wohlriechende Balsam geflossen, reiben.

Die Wilden ziehen in ihren Plantagen *Cocoquinten*, und Kürbisse, daraus sie einen Brustsyrup

Syrup machen, sie bereiten auch den Syrup capsillaire, und haben die Casine, welche ein un-  
vergleichlich Urin treibendes Mittel ist. Wenn  
man eine starke Dosis davon nimmt, so erregt  
sie Zittern, welches sich aber bald wieder leget.  
Die Allibamons nennen den Trank davon, den  
Trank der Stärke, und die Amerikaner über-  
haupt schätzen ihre Simplicia höher als alles  
Gold aus Mexico und Peru.

Man findet in Louisiana viele Arten beson-  
derer Thiere die in Europa gänzlich unbekannt  
sind. Der wilde Ochs ist hier sehr stark und  
groß, und für die Franzosen und Wilden ein  
sehr nütliches Thier, denn das Fleisch davon  
wird theils frisch, theils gedörret oder eingesal-  
zen gegessen und aus der Haut werden Decken  
gemacht. Das Thier trägt eine sehr feine Wolle,  
daraus werden Matrazen, und aus seinem Talch  
Lichter gemacht, und die Sehnen brauchen die  
Wilden an ihren Bogen. Aus den Hörnern  
machen sie sich Micouenes oder Löffel, damit  
sie ihr Sagamite essen, und Pulverhörner zur  
Jagd.

Der wilde Ochs hat auf dem Rücken einen  
Höcker wie das Kameel; am Kopfe hat er lange  
Haare wie ein Bock, und auf dem Leibe Wolle  
wie Schafe, woraus die Weiber der Wilden  
Garn spinnen.

Nach der Quelle des Flusses Missouris zu,  
findet man alle Arten von Rothwildpret, und die



wilden Ziegen und Gemse sind in einigen Gegenden sehr häufig. Diese Thiere sind sehr lebhaft und geschwind, sie sind nicht so groß wie unsere Ziegen und die Weibgen haben Hörner mit zwey Zacken. Die Franzosen welche davon gegessen haben, haben mich versichert, das Fleisch von den jungen Böcken sey so wohlschmeckend wie das Fleisch von einem Hammel aus Briangon. Die Wilden in diesen Gegenden schlessen diese Thiere, weil sie unser Schießgewehr nicht haben, mit Pfeilen, wenn sie in den gebirgigten Gegenden weiden, und erhaschen sie, wenn sie verwundet sind, sehr leicht.

Auch haben mir die Jäger versichert, daß sich in den Wäldern eine Art Adler findet, die, wegen ihrer ungemeinen Grösse die Königlichen genannt werden. Ich muß Ihnen hier doch auch erzählen, wie die Wilden diese Thiere, welche unter ihnen, wegen ihrer Federn, sehr hoch gehalten werden, jagen; denn mit den Adlers - Federn zieren die nordischen Nationen ihre Friedens - Pfeiffe, und nennen sie die Federn der Tapferkeit.

Diese Jagd ist, weil sie weniger beschwerlich ist, den alten Kriegern aufbehalten. Zuerst sucht der Alte, welcher eine solche Jagd anstellen will, einen Ort aus, wo sich diese Vögel am häufigsten aufhalten, und bringt Fleisch, Schlangen und Eingeweide von Thieren

ren, dahin, und befestigt diese Lockspeise an einen Pfahl. Der erste Adler, der dahin kommt, frisst davon und lockt andere dahin, die sich um die Beute zanken. Hernach gräbt sich der Jäger in der Nähe ein Loch in den Berg und verdeckt den Eingang dazu mit Bündeln und Baumreisern, an welche seine Aesung befestigt wird. Wenn sich alsdenn der Adler beynahe satt davon gefressen hat, so steckt er seine Hand, über die er einen kleinen ledernen Beutel gezogen, durch die Reiser durch, faßt ihn bey den Klauen, wirft seine wilde Ochsenhaut über ihn her, und tödtet ihn. Wenn er so glücklich ist fünf oder sechs davon zu fangen, so hat er eine gute Jagd gemacht, denn diese Adlersfedern sind in dem ganzen nördlichen Amerika eine angenehme Waare. Diese Jagd ist für die Alten sehr wenig beschwerlich, denn ihre Kinder bringen ihnen die Lockspeisen, und die Weiber das Essen. Man siehet hier auch Hasen und weiße Bären, die eine sehr feine Haut haben. Die Tiger in Louisiana sind nicht fleckigt, wie die in Afrika und dem mittägigen Amerika. Sie fangen die wilden Ziegen, wie die Katzen die Mäuse. Die Tigerkatzen tödten die wilden Ochsen auf folgende Art: Sie lauren auf einem Baume an den schmalen Wegen, durch welche die Ochsen nach dem Flusse gehen, springen ihnen auf den Hals, und beißen ihnen die Adern ab. Bey diesem Angriffe kann sich das Thier mit seinen Hörnern nicht wehren.



Die indianische oder Holzklatte ist so groß wie eine europäische Katze, sie hat einen Kopf, wie ein Fuchs, Pfoten wie ein Affe, und weiter nichts ähnliches mit der Ratte, als den Schwanz. Dis Thier hat viel besonderes: ich habe ein Weibgen geschossen, welches sieben Junge hatte, die der Mutter an die Zitzen angewachsen waren, woran sie so lange sitzen, bis sie laufen können, hernach fallen sie in eine Art von Beutel, den die Mutter unter dem Bauche hat. Die Jungen die ich fand, waren damals so groß wie junge Mäuse. Dieser Beutel den die Natur der Mutter gegeben hat, ist mit Haaren bewachsen, und dient den Jungen zur Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und die Mutter trägt sie darin weg. Das Fleisch von diesem Thiere schmeckt wie das von einem Spanferkel, seine Haare sind weißlicht, und so weich wie Castorhaare. Diese so genannte Katte lebt in den Wäldern von Castanien, Eichen, Buch, und andern Nüssen. Ich habe auf meinen Reisen oft davon gegessen, das Fett davon ist ungemein weiß und fein, und es wird daraus eine gute Salbe zur Heilung der Hemorroiden gemacht.

Es findet sich hier noch ein anderes Thier, welches die Holzklatte genannt wird: es ist so groß wie ein europäischer Fuchs; und hat nichts von der gewöhnlichen Katze, wie den Schwanz. Dis Thier, welches wie ein Murmel

melthier aussieht, ist sehr begierig nach Austern, es wird so zahm wie ein Hund, leckt und caressirt seinen Herren und läuft ihm nach: was man ihm vorwirft, frisst es mit den Pfoten wie ein Affe. Meiner Meinung nach sind dis die stummen Hunde, welche die Spanier bey Entdeckung der Antillen fanden.

Es giebt in Louisiana 4 Arten Eichhörnchen, grosse von rother, schwarzer und grauer Farbe, und kleine, die nicht grösser sind als eine kleine Ratte, diese letzten werden fliegende genannt, weil sie zwischen den 4 Füßsen eine Haut haben, die sie ausspannen, wenn sie von einem Baume auf den andern springen.

Da mir von einigen Franzosen und Wilden gesagt worden, die Schlange besäße die Kraft das Eichhörnchen zu bezaubern, so war ich begierig dis mit meinen eigenen Augen zu sehen, und ich muß Ihnen meine Beobachtung mittheilen. Als ich eines Tages im Lande der Illinois in einem Walde jagte, wo viel Nüsse waren die eine besondere Lockspeise für diese Thiere sind, so hörte ich; daß ein Eichhörnchen auf einem Baume sehr erbärmlich schrie, und sehr in Furcht zu seyn schien. Ich mußte anfänglich nicht was diesem Thiere fehlte, bis ich eine Schlange entdeckte die mit aufgehobenem Kopfe an einem Aste des Baumes hieng, und auf ihre Beute laurete. Das unglückliche Eichhörnchen fiel



endlich, nachdem es lange von einem Aste auf den andern gesprungen, der Schlange, in den Rachen, die es verschlang.

Ohne mich in eine physikalische Erklärung einzulassen, geht, meiner Meinung nach, die Bezauberung folgender Gestalt zu. Die Antipathie des Eichhörnchens gegen die Schlange macht, daß es glaubt, wenn es die Schlange, so unbeweglich an einem Aste des Baumes hängen siehet, sein Feind sey tobt, und es springt für Freuden so lange von einem Aste auf den andern, bis es der Schlange so nahe kommt, daß sie es erhascht und verschlingt. Verschiedene Autores behaupten, die Schlange habe eine anziehende Kraft.

Die Schlange ist ungemein fürsichtig; ich habe welche gefunden, die sich gar nicht bewegten, wenn sie merkten, daß ich nach ihnen sahe um mir glauben zu machen, sie wären nicht da, so bald ich mich aber nach einem Steine oder Stocke um sahe, so waren sie im Augenblick fort, und ich fand sie nicht wieder. In den wüsten Gegenden, durch die ich gereiset, und darin man diese Thiere häufig findet, ist mir bis oftmals begegnet.

Es giebt hier viele Arten von diesen Thieren, die merkwürdigsten sind die so genannten Glockenschlangen. Diese haben drey oder vier runde Knochen am Ende des Schwanzes, wenn sie sich bewegen, so stoßen diese an einander und geben

geben einen Ton von sich wie der Schall einer Kinderklapper. Die wilden Weiber machen ein Pulver aus dieser Schlange, und nehmen es ein wenn sie schwanger sind: indem sie glauben, dis vermindere die Geburtsschmerzen. Aus dem Fette der Glockenschlange wird eine unvergleichliche Salbe gemacht, die die Flüsse vertreibt, sie dringt bis auf den Knochen ein, wenn sie in die Gelenke eingerieben wird.

Man glaubt daß die Anzahl der Ringe im Schwanz, das Alter der Schlangen anzeige. Ich habe einige gesehen, die so groß waren, daß sie eine junge Ziege auf einmal auffressen konnten.

Es giebt noch eine andere Art Schlangen, die man Fouetteurs nennet, sie sind unter dem Bauche roth, und schwarz auf dem Rücken, und oft 20 Fuß lang. Wenn sie einen Menschen in einem Flusse antreffen; so wickeln sie sich um ihn herum und erstücken ihn.

Die Schlange welche man den Pfeiffer nennet, ist nicht völlig 2 Fuß lang, aber um desto gefährlicher, weil man sie nicht leicht siehet. Die Wilden und Negeren werden oft von ihnen gebissen, in dem sie darauf treten. Diese Schlange hat einen grossen Rachen und macht ein gräuliches Gejisch, wenn sie gereizt wird, davon haben ihr die Wilden den Namen Ho-horn, das bedeutet Pfeiffer, gegeben. Auf  
meiner



meiner Reise nach Tombecke biß ein solcher Pfeiffer, der unter dem Laube versteckt lag, einen Soldaten von meinem Detaschement, welcher der Schlange auf den Schwanz trat. Der Soldat war barfuß, und die Schlange hatte ihn in der Wuth den grossen Zehe so fest gefaßt, daß sie gar nicht wieder los lassen wollte. Ich war sehr bekümmert, diesen Unglücklichen, der mein Dolmetscher war, umkommen zu sehen, und nahm meine Zuflucht zu einem wilden Arzte, welcher von ohngefähr an diesem Orte war.

Dieser nahm ein Pulver aus einer kleinen Büchse, und blies es der Schlange mit einem Rohre auf den Kopf, welche so gleich davon starb. Hernach legte er ein anderes Pulver auf die Wunde, welches dem Gifte seine Wirkung benahm und gab dem Soldaten etwas davon mit Wasser ein, der hernach von diesem Bisse nichts weiter empfunden hat. Ich bezahlte diesen Zauberer reichlich, und hätte ihm sein Geheimniß gern abgelernt, aber er fand nicht für gut mir es zu lehren, und fieng an gegen mich zu pralen, der Herr des Lebens habe es ihm ganz allein anvertrauet.

An einigen Stellen des Flusses! St. Louis oder Mississippi giebt es sehr grosse und lange Crocodile, diese Thiere sind so begierig nach Fleische, daß sie einen Menschen, den sie am Ufer schlafend finden, in den Fluß ziehen und auf-

auffressen, ungeachtet sie sonst sehr furchtsam sind, und gleich weglaufen, wenn man auf sie losgeht. Weil man ihnen leicht entweichen kann, so erhaschen sie selten einen Menschen, aber im Wasser sind sie sehr furchtbar und verfolgen diejenigen, welche vor ihnen fliehen. Das Crocodil ist das schrecklichste Thier in der ganzen Natur, und ich kann nicht ohne Grausen an dasjenige denken, welches mich einstmals in den Fluß Tombecke hereinschleppen wollte. Ich glaubte damals den Teufel aus der Hölle zu sehen, und ich glaube, man könnte den bösen Geist am besten unter dieser scheußlichen Gestalt fürstellen. Sein Rücken ist mit undurchdringlichen Schuppen, beynähe wie Austerschalen, bedeckt, die den Glintenkugeln widerstehen, und sie sind schwer zu verwunden, auffer in den Augen.

In dem rothen Flusse, darin sie sehr häufig sind, liegen sie während des Frosts ganz erstarrt im Schlamm, ohne sich im geringsten zu bewegen, und in ihren aufgesperrten Rachen gehen die Fische herein wie in einen Fischkorb. In dieser Zeit machen sich die Wilden über sie her, und schlagen sie, theils zum Vergnügen, mit Aexten todt.

Hier sind auch Frösche von einer außerordentlichen Grösse, deren Gequacke noch lauter ist, wie das Gebrüll eines Ochsen. Auf meiner



ner Reise von Mobile nach Neuorleans habe ich auf der Insel la Corne eine versteinerte Muschel gefunden, welche die Wilden Naninathele, das ist Seespinne nennen. Sie war mit einem Firniß überzogen, der weit schöner und glänzender als der chinesische war: die Augen waren versteinert, und so hart wie Diamanten. Diese Muschel hat die Gestalt und Grösse eines umgekehrten Barbierbeckens, und einen 6 Zoll langen und ungemein spitzigen Schwanz, davon der Stich gefährlich ist.

In den gebirgigten Ländern giebt es Fischottern und Biber: die Wilden behaupten, diese letztern wären faule Thiere, welche die Biber in Canada weggejagt, weil sie an der Erbauung ihrer Wohnungen nicht hätten mit arbeiten wollen. Diese Thiere bauen ihre Wohnungen, und errichten Dämme, um die Flüsse abzuhalten, mit vieler Geschicklichkeit und Fleisse.

Der Karancro ein Raubvogel, ist von der Grösse eines welschen Hahns, und das allgeräuschigste Thier das bekannt ist. Es folgt den Jägern und den Convoynen auf ihren Reisen. Man siehet diese Vögel in grossen Hauffen, wie bey uns die Raben, auslauren, bis das Lager abgebrochen, alsdenn fressen sie auf was liegen geblieben, und folgen hernach wieder dem Zuge.

Sie fressen auch die todten menschlichen Körper auf. Sie haben schwarze Federn, und die

die Pflaumsfedern unter ihren Flügeln, stillen das Blut.

Der Flamand ist von eben der Grösse. Seine Federn sind an den Enden schwarz, und auf dem Rücken weiß, unter dem Bauche ist er Feuerroth.

Die Staaren sind hier von zweyerley Art, die kleinsten sind so groß wie die in Europa. Sie sind hier so häufig, daß man hundert auf einen Schuß schießen kann, und schmecken sehr gut: die Einwohner müssen ihre Korn- und Reisfelder hüten lassen, sonst fressen sie diese Vögel ganz ab. Sie sind pechschwarz, und aus ihren Federn, welche sehr schön und an den Spitzen hochroth sind, werden Federmüße und Garnituren auf die Damen-Kleider gemacht.

Die Pappageyen sind hier häufig, und in dem Lande der Misouris findet man Aelstern, die nur durch die Federn von den europäischen unterschieden sind, welche bey ihnen schwarz und weiß schattirt sind. Die Wilden machen Federbüsche für ihre Pferde daraus.

Die Natur, welche sich hier ohne Verschönerung so zeigt, wie sie aus der Hand des Schöpfers gekommen, giebt dem Auge ein unvergleichliches Schauspiel. Das Ohr der Reisenden wird durch den wilden Gesang der Vögel, fürnehmlich derjenigen, die man hier Spötter  
nennt



nennt, vergnügt. Diese letzten sind gern in der Gesellschaft der Menschen, und man sollte fast glauben, sie wären geschaffen die Reisenden zu vergnügen, und ihnen die Beschwerlichkeiten der Reise zu verschaffen. Denn sobald dieser Vogel einen Reisenden ansichtig wird, so fliegt er nahe zu ihm hin und fängt an zu singen; und folgt ihm von einem Baume zum andern. Er ahmet aller Vögel Gesang nach, und mauet wie die wilden Ragen: er kommt auch in die Städte, und wenn er Musik hört, so ist er wie bezaubert und singt mit ein. Der Grösse nach gleicht er einem Staar und ist von schieferblauer Farbe, wenn er jung gefangen wird, so kann man ihn leicht zahm machen.

Der Vogel, den man hier Papst nennt, hat einen blauen Kreis um den Kopf, unter dem Halse ist er hochroth, und auf dem Rücken grün mit einer goldnen Einfassung: er ist so groß wie ein Zeisig.

Der Cardinal ist ganz roth, und schwarz unter dem Halse: auf dem Kopfe hat er einen Federbusch. Dis ist eine Art Sperling mit einem rothen und starken Schnabel; er hält sich gern bey Menschen auf, ist so groß wie eine Lerche, und singt im Sommer wie eine Amsel.

Der Bischof ist blau und violet, und so groß wie ein Hänfling.

Der

Der Stieglitz ist ganz gelb, und hat schwarze Spitzen an den Flügeln.

Hier ist auch ein Vogel der der Harlequin genannt wird, weil er buntscheckigt ist: einen andern nennen die Franzosen den Schweizer, weil er roth und blau aussieht: diese letztern sind Zugvögel, und man siehet sie nur im Sommer im Lande der Illinois.

Hier findet man auch einen Käfer der so groß ist wie bey uns die Maykäfer, er hat sehr lebendige Farben und ist changeant, er saugt seine Nahrung aus den Blumen, wie die Bienen, sein Nest, welches aus einer feinen Baumwolle besteht, hängt er an den Ast eines Baumes.

Es giebt hier noch eine Menge unbekannter Vögel, deren Beschreibung zu weitläufig fallen würde.

Man findet hier Pappillons von unvergleichlicher Schönheit: unter andern hatte ich zwey auf meinen Reisen gefunden welche mir die Motten aufgefressen haben: diese waren ganz außerordentlich schön, und es schien als wenn der Schöpfer alle schöne Farben auf ihren Flügeln aus gebreitet hätte.

Diese Pappillons hatte vermutlich ein Windstoß in das Land der Akannas geführt, denn in einer Strecke von mehr als 1000  
R Meis



Meilen, die ich durch reiset bin, habe ich keine von ihrer Art wieder angetroffen. Ich hatte den Wilden von der Nation der Osages aufgetragen, welche nahe bey den Minen von St. Barbe wohnen, mir einige von diesen Pappillons zu schaffen: sie sagten mir aber, die Völker in dem Lande wo man diese Pappillons fände, wären sehr grausam und hätten beynahе nichts menschliches als die Gestalt.

Es giebt hier Enten von verschiedener Art. Die besondersten sind die, welche man Baumenten nennet, sie sitzen auf den Bäumen, und haben an ihren platten Füßen noch Klauen, womit sie sich halten. Sie bauen auf die Bäume deren Aeste über die Seen oder Flüsse hängen, und so bald ihre Jungen ausgebracht sind, so schiefen sie ins Wasser. Ihre Federn sind mit den schönsten Farben schattirt, und das Männchen hat einen Federbusch auf dem Kopfe. Sie sind gut zu essen und nähren sich in den Wäldern von Eicheln und Buchnüssen. An den Ufern der Flüsse hält sich ein Vogel auf, welcher Aigrette genant wird, weil aus seinen Federn Aigretten fürs Frauentzimmer gemacht werden, er ist außerordentlich weiß.

Der Pelikan, den die Eingebornen den Großkröpfigen nennen, weil er einen Beutel unter dem Halse hat, ist so weiß und so groß, wie bey uns ein Schwan, sein Schnabel ist ohngefähr 12 Zolle lang, aus seiner Haut wer-

den

den Mäße gemacht, und das Fett dient den Indigo zusammen zu leimen. Die Masse des Indigo wird aus einer Pflanze zubereitet, dazu der Saame aus Ostindien kommet.

Der Vogel den man den Spatel nennet, hat einen Schnabel wie ein Spatel. Ein anderer Vogel heist die Lanzette, weil er einen Schnabel wie eine Lanzette hat. Ich könnte von dieser Materie ganze Bände schreiben: ich überlasse dieses aber den Hrn. von Buffon und Dobson, die dieses weitläufige Geschäft übernommen haben, und wünsche nur daß Sie mit dieser kurzen Beschreibung mögen zufrieden seyn. Ich bin mein Herr &c.

Neuorleans den 1sten Jun. 1762.

N. S. Ehe ich meinen Brief schliesse muß ich Ihnen noch zwey köstliche Pflanzen beschreiben die in Louisiana wachsen, die eine ist der Indigo und die andere die Staude darauf die Baumwolle wächst.

Der Indigo ist ein Gewächs welches dem europäischen Ginste gleicht, es giebt hier welchen der in Louisiana zu Hause ist und er wächst gewöhnlich auf bergigten Gegenden nahe an Wäldern. Der welchen man hier bauet, kommt von den Inseln. Man hat im Jahre zwey Erndten davon.



Wenn die Pflanze, welche dritthalb Fuß hoch wächst, reif ist, so schneidet man sie ab und trägt sie unter einen 20 Fuß lang dazu erbaueten Schuppen. Hier setzt man drey Fässer über einander und zwar so, daß das Wasser aus dem einen in das andere läuft. In die oberste legt man die Blätter der Pflanze in genugsames Wasser und läßt sie darinn faul werden. Der Vorsteher der Fabrique untersucht den Indigo von Zeit zu Zeit, und wenn er findet daß es Zeit ist, so öfnet er den Hanen, und läßt das Wasser in das zweite Faß laufen. Der Zeitpunkt hierzu muß wohl in Acht genommen werden, denn wenn die Pflanze zu lange im Wasser liegt, so wird der Indigo schwarz.

Wenn das Wasser alle ins zweite Faß gelaufen, so rührt man es so lange um, bis der Vorsteher ein Zeichen giebt. Die Erfahrung lehret hierinn wieder den rechten Zeitpunkt treffen. Wenn das Wasser genugsam umgerührt ist, so läßt man es ruhen, und der Indigo setzt sich auf dem Boden des Fasses. Dem Wasser läßt man Zeit bis es klar wird, und zapft es nach und nach durch die verschiedenen Hanen deren einer immer über dem andern steht, ab.

Hernach thut man den Indigo in leinene Beutel, daß das Wasser, welches noch drinnen ist gänzlich abfließt, trocknet ihn auf Brettern

tern und schlägt ihn in kleine viereckigte Stücken: er wird in Fässern nach Europa gebracht.

Um Saamen zu haben, läßt man so viel Pflanzen aufschießen, als man nöthig hat. Die Pflanze treibt nach dem der Boden gut ist, sie erfordert leichtes Erdreich, und geräth wegen der Wärme in den Inseln besser als in Louisiana. Der Indigo von den Inseln ist auch der Güte nach besser.

Der Baumwollen-Baum, ist eine Staube wie der Rosenstock, sie breitet sich aber mehr aus. In fetten und schwerem Erdreich kommt sie nicht so gut fort wie in andern, und die Baumwolle aus Nieder-Louisiana ist schlechter wie die welche in den hohen Ländern gezogen wird.

Die Baumwolle, welche hier gezogen wird, ist von der weissen Siamesischen Art. Sie ist nicht so fein wie die sogenannte Seidenwolle, sie ist aber doch sehr weiß und gut. Die Blätter des Baumes sind hellgrün, und sehr dem Spinat ähnlich. Die Blume ist blaßgelb, und der Kern, der in der Hülse steckt, ist schwarz, länglicht, und von der Dicke einer kleinen Bohne. Man bauet die Baumwolle auf den Ländereyen welche zum Tabac und dem Indigo, welcher letztere vornemlich gutes Erdreich erfordert, noch nicht genugsam cultivirt sind.



Die Staude wird alle zwey Jahre nahe an der Erde abgehauen, weil man glaubt, daß sie darnach besser trage. Die Pistille der Blume verwandelt sich in eine zugespitzte Knospe, ohn- gefähr von der Dicke eines Taubeneyes: anfäng- lich ist sie grün, hernach wird sie braun und schwarz, und wird trocken, daß man sie zu Pulver reiben kann.

Wenn die Baumwolle reif ist, so treibt sie die Sonnenwärme auf, und die Knospe, welche sie einschließt, springt an vier oder fünf Enden mit einem kleinen Geräusch auf. Alsdenn ist man geschwind dahinter her und sammet sie ein, damit sie nicht auf die Erde fällt, wovon sie verdirbt. Jeder Kopf enthält sechs bis sieben Körner, die so dick wie Erbsen sind. Diese Körner sind platt und rauh, und die Baum- wolle sikt darum her: aus dieser Ursach sind sie schwer von den Körnern los zu machen, und diese Arbeit erfordert viel Zeit und Geduld, und es haben deswegen schon viele Einwohner von dem Baumwollenbau abgelaßen.

Ich habe ihnen noch nichts vom Tabac ge- sagt: es ist sehr glaublich, daß er in diesen Län- dern zu Hause ist: dena die Tradition der Wil- den oder ihr altes Wort belehrt uns, daß sie sich von alten Zeiten her des Tabacs bedient haben, um aus der Friedens-Pfeiffe zu rauchen.

Ich

Ich will mit der Anmerkung schließen, die man schon gemacht hat, und die man so lange wiederholen muß, bis jemand den Versuch macht, welchen sie vorschreibt. Das Clima und die hohen Länder von Louisiana machen es den Beobachtern wahrscheinlich, daß es nicht schwer seyn würde hier Saffran zu bauen: dis würde sehr nützlich für die Einwohner seyn, die Nachbarschaft von Mexico würde ihnen einen geschwinden Absatz verschaffen, und sie könnten grosse Vortheile davon ziehen.

## XXI. Brief.

An eben denselben.

Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Daß dis Land den Alten nicht unbekannt gewesen. Wahrscheinlich hängt es mit der grossen Tartaren zusammen, und durch diesen Weg sind die Menschen die es bevölkert hineingekommen. Einige Vorschriften der Diät, die man in diesem Lande halten muß, wenn man gesund bleiben will.

Mein Herr!

Ich hoffe unverzüglich nach Frankreich über zu gehen, und ich ergreiffe diese Gelegenheit, Ihnen vor meiner Abreise nochmals zu schreiben.



schreiben. Nachdem ich Ihnen eine Beschreibung von den Sitten, der Geschichte, und den Gewohnheiten der Völker die ich auf meinen Reisen angetroffen, gegeben habe: so glaube ich meine Erzählung nicht besser beschließen zu können, als mit einigen Betrachtungen über die Bevölkerung dieses ungeheuer grossen Welttheiles. Aber diese Materie steckt in einer solchen Dunkelheit, daß niemand hoffen darf sie in unsern Tagen aufzuklären. Verschiedene Gelehrte haben versucht sie aufzuhellen, sie sind aber nicht glücklich darinn gewesen: die neuere Philosophie hat Vortheil davon zu ziehen gesucht, aber mit eben so wenigem Erfolg und ihre Meinungen und Raisonnements haben nicht einmal schwache Köpfe verleitet.

Wenn man die alten Schriftsteller mit Aufmerksamkeit liest, so scheint uns alles zu überführen, daß ihnen Amerika nicht gänzlich unbekannt gewesen sey. Diodorus von Sicilien scheint davon an einem Orte sehr bestimmt zu reden. Der Pater Laffiteau hat diese Stelle angeführt und mit Anmerkungen erläutert. Die Phönizier, welche, nach der Erzählung dieses Autors, eine ansehnliche Handlung trieben, und verschiedene Pflanzstädte, auf den Küsten des mittelländischen Meers angelegt hatten, wagten sich nicht mit über die Säulen des Herkules hinaus: Das weite und unbekannte Meer, welches sie entdeckten, wenn sie bey Gibraltar aus  
der

der Meerenge kamen, jagte ihnen eine Furcht ein, die sie erst Stufenweise überwandten, und einige beherzte Schiffer wagten sich nachher auf das Weltmeer, blieben aber immer an den Afrikanischen Küsten: ein heftiges Ungewitter, welches einige Tage anhielt trieb sie an eine sehr grosse Insel, die von der Küste gegen Abend sehr weit entfernt war. Bey ihrer Zurückkunft erzählten sie von ihren Entdeckungen, und verschönereten ihre Nachrichten mit alle den Lügen, die den Reisenden aller Länder und aller Zeiten so gewöhnlich sind. Als die Thyrrenier Herren zur See waren, so beschloffen sie eine Colonie nach diesem Lande zu schicken, aber die Carthaginenser widersetzten sich ihnen, aus Furcht ihre Landsleute möchten sich durch die vortheilhaften Erzählungen von diesem Lande verleiten lassen ihr Vaterland zu verlassen und sich dahin zu begeben; und sie sahen dis Land als eine Zuflucht für sich selbst an, wenn ihre Republic einmal zu Grunde gehen sollte.

Dieser Stelle aus dem Diodorus fügt der Pater Laffiteau eine andere aus dem Pausanias bey. Als sich dieser Schriftsteller erkundigte, ob es Satyrs gäbe; so erzählte ihm ein gewisser Euphemon aus Carien, als er auf einer Seereise an das Ende des Oceans durch einen Sturm getrieben sey, so habe er viele Inseln gefunden die die Seeleute Satyrs Inseln genannt. Die Völker welche sie bewohnten, wären röthlich



und hätten Schwänze. Das erschrockene Schiffsvolk hätte gesucht diese Inseln zu vermeiden, aber die widrigen Winde hätten sie gezwungen am Ufer anzulanden. Die Wilden, wären darauf aufs Schiff gekommen, und die Schiffer hätten ihnen um sich von ihnen loszukaufen, eine Frau geben müssen.

Die Anmerkung, welche der Pater Laffiteau zu dieser Stelle macht, werden Sie für richtig halten. „Die Beschreibung dieser Insulaner, sagt er, paßt vollkommen auf die Cariben, welche die Antillen bewohnten, aus denen sie größtentheils durch die Europäer in diesen letzten Zeiten vertrieben worden. Die Haut dieser Völker ist von Natur sehr röthlich, und dieses ist weniger eine Wirkung des Clima, als vielmehr der Einbildungskraft der Mütter, welche diese Farbe für schön halten, und sie deswegen auf ihre Leibessucht bringen (1).

„Sie

(1) Es wird vielleicht nicht jederman der Meinung des Jesuiten, von der Wirkung der Einbildungskraft der Mütter auf ihre Kinder, beizutreten. Die Verschiedenheit der Farben der Menschen in verschiedenen Weltgegenden macht immer viel Schwierigkeit. Alles was man hier über geschrieben, hat diese Erscheinung nicht völlig erklärt, und es müssen viele Ursachen zusammen gekommen seyn, die aus anfänglich weissen Menschen schwarze, rothe, und gelbe gemacht haben.

„Sie ist aber bey ihnen auch künstlich: denn sie mahlen sich täglich mit rother Farbe, die ihnen statt der Schminke dient, und davon sie so roth aussehn wie Blut. Was die Vorstellung des Schiffvolks betrifft, so hatte ihnen die Furcht die Augen verblendet, daß sie angehängte Schwänze für natürliche ansahen, und deswegen die Einwohner für Satyrs hielten. Denn beynahe alle amerikanische Nationen tragen Schwänze zum Zierrath, fürnehmlich wenn sie in den Krieg gehn.“

Die Uebereinstimmung, welche man zwischen den Gebräuchen vieler Völker in Amerika mit denen, die bey einigen alten Völkern in der alten Welt üblich gewesen sind, findet, scheint zu erweisen, daß die Alten die neue Welt gekannt, und es läßt sich daraus schließen, daß die Einwohner aus der alten Welt nach Amerika gekommen. Denn wie sollte man diese Uebereinstimmung sonst erklären? Wie viel Aehnlichkeit ist nicht zwischen der Religion, den Sitten und der Gewohnheiten der Wilden und einiger Völker des Alterthums. Diese Uebereinstimmung wird immer die kühnen Systeme von der Bevölkerung der neuen Welt umstossen. Wenn es es eine Colonie von Völkern wäre, die der Sündfluth entgangen, deren Allgemeinheit man vergebens zu leugnen sucht, so würden sie nur solche Gebräuche, die vor der Sündfluth üblich gewesen, nach Amerika gebracht haben. Aber sind die



die Gewohnheiten und Sitten der Völker, die nach dieser schrecklichen Strafe gelebt, wol denen ähnlich, die bey ihren Voreltern, welche das Wasser vertilget, gebräuchlich gewesen? Wir haben hiervon nicht Nachrichten genug, um Vergleichen anstellen zu können. Und man kann denen, nichts entgegen setzen, welche sagen: Daß die allmächtige Hand, welche in allen Theilen der Welt Pflanzen und Bäume hervorgebracht, auch Einwohner in diese Theile hat setzen können. Ein solcher Ausspruch ist kein Beweis. Kein Mensch wird dem höchsten Wesen diese Macht absprechen: aber der Urheber aller Dinge hat uns selbst belehret, daß er es nicht habe so machen wollen, und daß er nur zwey menschliche Kreaturen erschaffen, von denen das ganze Geschlecht seinen Ursprung erhalten.

Die Schwierigkeit einen Weg auszufinden, den die Einwohner aus der alten Welt hätten nehmen können, ist der Grund, worauf die Schriftsteller alle diese Meinungen stützen. Eine genauere Kenntniß unserer Weltkugel würde vielleicht alle diese Schwierigkeiten heben. Es ist sehr wahrscheinlich daß Asien mit Amerika zusammenhängt: ich habe Ihnen hiervon schon etwas bey Gelegenheit der Elephantengerippe, die man in Amerika gefunden, gemeldet. Diese Meinung ist nicht neu: man ist vielmehr schon lange auf diese Vermuthung gerathen. „Man hat

hat von verschiedenen Seiten, schreibt Laffiteau, nach Amerika kommen, und das Land bevölkern können. Dis ist auſſer Zweifel: denn von den Abendländern iſt Amerika nicht ſehr weit entfernt. Gegen Mitternacht iſt Grönland, welches vielleicht mit der neuen Welt zuſammenhängt, nicht weit von Lappland. Die aſiatiſchen Länder gegen Jesso, hängen vernuthlich auch damit zuſammen, oder wenn die Meerenge, die man da angiebt, auch bis an das tartariſche Meer reichen ſollte, ſo kann doch die Breite dieſes Canals hier nicht groß ſeyn. Das Weltmeer, womit Amerika beynahe gänzlich umgeben, iſt ſowol im nördlichen, als im Südmeere mit Inſeln beſäet, und die Menſchen können entweder zufällig oder durch Schiffbruch von einer Inſel zur andern, und endlich bis ans feſte Land gekommen ſeyn.“

Dieſer Schriftſteller führt verſchiedene Gründe an, um zu beweifen, daß das nördliche Amerika entweder mit der groſſen Tartaren, oder doch mit einem Lande, welches an beyde gränzt, zuſammenhänge. Der beſonderſte Grund, welchen er anführt, iſt dieſer: Sie wiſſen daß das Kraut Ginseng urſprünglich in der tartariſchen Provinz Mancheau wächst; der tartariſche oder chineſiſche Name dieſer Pflanze bedeutet Menſchenlende. Die Amerikaner, die dieſe Pflanze lange gekannt und gebraucht, haben ihr den Namen Garcul, Oguen gegeben, welcher eben  
das



das bedeutet. Wenn das nördliche Amerika nicht mit der Tartaren zusammenhienge, wenn das erstere nicht durch Einwohner aus dem letztern bevölkert wäre: wie würden ihre Einwohner einerley Pflanze mit einerley Namen genannt haben. Es ist hier nicht die Rede von Etymologien verstümmelter Wörter, die man niemals, ohne ihnen Gewalt zu thun herstellt, sondern von ihrer Bedeutung.

Der Hauptmann Wilhelm Rogge siehet es für eine sehr wahrscheinliche Sache an, daß einige Tartarn haben können nach Amerika übergehen: er merket an, daß die Schiffe, welche alle Jahre von den philippinischen Inseln nach Mexico segeln, genöthigt sind, weit nach Norden zu gehen, um günstige Winde zu finden, weil die, welche zwischen den beyden Wendekreisen wehen, ihnen immer zuwider sind. Er fügt hinzu: daß man nachdem man den 42sten Grad nördlicher Breite passiret, öftere Untiefen finde, welches ein Zeichen ist daß man nicht weit von einer Küste entfernt sey. Er bildet sich demnach ein, diese Küsten könnten wol zu einem unbekannten festen Lande gehören, wodurch Californien und Japan zusammenhängt: aber sollte dis nicht viel eher die Küste von Kamtschaka, oder des neuentdeckten Landes gegen Morgen seyn, welches der Hauptmann Behring erfunden hat?

Zu diesen Bemerkungen will ich noch das hauptsächlichste aus einer Erzählung hinzufügen, welche man im Mercure vom November des 1711 Jahres findet. Der Autor giebt vor, er habe sie aus einer Handschrift gezogen, die in Canada gefunden worden: ich will die Geschichte anführen, ohne sie weder durch Gründe zu unterstützen, noch zu widerlegen.

Zehn Menschen, die den Entschluß gefaßt neue Entdeckungen zu machen in der Absicht, sich zu bereichern, bestiegen drey Canots, und schiften den Mißißippi hinauf. Nach einer langen Fahrt fanden sie einen andern Fluß, dessen Lauf gegen Südsüdwest gieng. Auf diesen brachten sie ihre Canots und setzten ihre Schiffahrt fort: einige Zeit nachher kamen sie in ein Land, welches ungefähr 200 Meilen groß seyn mochte, und das von Völkern bewohnt wurde, die sich Escanonbas nannten. Die Franzosen, denn von unserer Nation waren sie, fanden viel Gold bey diesem Volke. Ihr König wollte vom Montezuma abstammen: er nannte sich Agauzan und unterhielt in Friedenszeit eine Armee von 100000 Mann.

Die Weiber waren hier so weiß wie die Europäerinnen; sie hatten sowol wie die Männer sehr grosse Ohren, darin sie goldene Ringe trugen. Eins ihrer Unterscheidungszeichen war, daß sie sich die Nägel lang wachsen ließen. Die Vielweiberey war bey ihnen gebräuchlich: um ihre Töchter



ter bekümmerten sie sich wenig, und ließen sie in der größten Freyheit leben, ohne über ihre Aufführung zu wachen. Ihr Land brachte Tacbac, verschiedene europäische und indianische, Früchte, und viele ganz eigene hervor. Die Flüsse waren hier sehr fischreich und die Wälder voller Wildpret von allen Arten, fürnemlich waren die Papageyen hier sehr häufig. Die Hauptstadt lag 6 Meilen von dem Flusse, welchen sie Misi, das heißt der Goldfluß, nannten. Sie schätzten das Metal so wenig, daß sie den Franzosen erlaubten, so viel davon mit zu nehmen, als sie wollten. Sie können sich fürstellen, daß sie sich diese Erlaubniß zu Nutze machten, ein jeder von ihnen erhielt zu seinem Antheile 240 Pfund. Ihre Bergwerke waren in den Gebirgen, von denen man das Gold auf Flüssen herunter brachte, die einen Theil des Jahres trocken waren.

Diese Wilden trieben mit einem weit entfernten Volke einen sehr starken Handel. Um den Franzosen die Entfernung desselben zu verstehen geben, sagten sie, sie müßten sechs Monate zu einer Reise dahin haben. Diese Abentheurer befanden sich eben bey den Escanibas, als sich eine Caravane von ihnen auf die Reise machte, um mit dem entfernten Volke zu handeln. Die Caravane bestand aus 300 Ochsen, die mit Gold beladen waren, eine gleiche Anzahl Krieger, mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, und kurzen

kurzen Dolchen bewafnet waren, führte sie, sie tauschten gegen ihr Gold, Eisen, Stahl, und Waffen ein.

Ich weiß nicht, wie weit man dieser Erzählung Glauben beymessen darf. Die Franzosen vermutheten daß das entfernte Land, dahin sie reiseten, Japan seyn müßte: in diesem Falle muß hier Amerika mit Asien zusammenhängen. Einige englische Schriftsteller nehmen die Wahrheit dieser Erzählung für ausgemacht an, und vermuthen diese Wilden giengen zu den Einwohnern von Kamtschaka, oder nach einer andern Insel oder festen Lande Asiens. Man wird niemals etwas gewisses von dieser Communication sagen können, bis man sie vollständig entdeckt hat. Denn alle diese Vermuthungen erweisen nichts, sie machen es nur wahrscheinlich, daß eine Communication zwischen Amerika und einem andern Welttheile sey, und wenn auch etwa eine Meerenge dazwischen seyn sollte, so hindert dis nicht, daß die Menschen nicht hätten aus dem einen Lande in das andere kommen können. Man muß hoffen, daß die Unwissenheit, in der wir in Absicht auf diese Sache leben, nicht immer dauern wird. Die Entdeckungen, welche man in dem stillen Meere unternehmen wird, müssen uns hierinn mehr Licht geben (1). Wenn man auf den Reisen, die  
hier.

(1) Die Engländer haben 1790, da ich dieses schreibe, schon zehn Inseln in diesem Meere entdeckt.  
Man



hierher geschehen, auch wirklich Meerengen finden sollte, so ist dis noch kein Beweis, daß sie immer da gewesen sind, denn sie können durch Erdbeben entstanden seyn. Viele Schriftsteller glauben, daß die Meerenge bey Gibraltar auf diese Art entstanden sey, und daß vorher das mittelländische Meer mit dem Ocean keine Communication gehabt habe. Viele behaupten, England habe mit Frankreich zusammen gehangen, warum sollte es mit Asien und Amerika nicht eben so gewesen seyn?

Ist aber die Art und Weise, wie Amerika bevölkert worden, vielen Ungewißheiten und Dunkelheiten unterworfen, so ist es die Zeit, in welcher dis geschehen, nicht weniger. Alles was schwer zu ergründen ist, reizt natürlicherweise die Neugierde der Menschen; sie wollen etwas neues sehen und entdecken, geben aber oftmals ihre Einfälle für bare Wahrheiten aus. Von den besondern Meinungen über diese Sache will ich Ihnen nur des Marc: Lescarbot seine anführen

Man findet in Byrons Reisen, welche so viel Aufsehens gemacht, eine Nachricht davon, dieser hat das Daseyn der Riesen erwiesen: welches die Alten blindlings geglaubt, und die Neuern als fabelhaft verworfen. Die erste Reise welche die Engländer hierher thun werden, wird uns hiervon mehrere Gewißheit verschaffen: ihre Unternehmungen werden andere Nationen zu ähnlichen reizen, und eine völlige Kenntniß des Südmeers wird die Zweifel aufklären, welche noch über die Vereinigung von Asien und Amerika sind.

führen, die sich in seiner Geschichte von Neufrankreich findet. Der Vater Laffiteau soll hier wieder mein Führer seyn, und ich will aus seinem Buche über die Sitten der wilden Amerikaner, seine Anmerkung hersehen, die er über diese Stelle gemacht hat. „Lescarbot, schreibt er, hat auf eine sehr nachdrückliche Art, welche bey ihm beynahe die Gränzen einer Vermuthung überschreitet, behauptet, daß dem Noah die Abendländer, wo Lescarbot gebohren war, nicht unbekannt gewesen, und daß er sie wenigstens vom Hören sagen gekannt. Daß, da er 350 Jahre nach der Sündfluth gelebt, so habe er sich selbst bemühet diese Länder zu bevölkern, oder wieder zu bevölkern: da er ein grosser Schiffsmann gewesen, und ihm überdis die Sorge anvertrauet worden, die durch die Sündfluth verursachte Verwüstung wieder herzustellen, so habe er seine Kinder dahin führen können, und es sey ihm nicht schwerer geworden, durch die Meerenge bey Gibraltar nach Neufrankreich, dem grünen Vorgebirge und Brasilien zu kommen, als seinen Kindern Japan zu erreichen, oder ihm selbst von den Gebirgen Armeniens nach Italien überzusetzen, wo er, wenn die Erzählungen der Profanscribenten wahr sind, an der Liber den Janus Tempel erbauet hat.“

Ich zweifle, daß man bis auf den Noah zurückgehen müsse, um die Epoque der Bevölkerung von Amerika zu bestimmen. Wenn wie es sehr wahrscheinlich ist, die Tartarn dahin



gegangen sind, so muß dis erst in spätern Zeiten geschehen seyn. Die Einwohner, welche nicht sehr zahlreich sind, verlassen nicht gleich ein weitläuftiges Land das sie bewohnen, und suchen sich nicht so geschwind zu trennen, sie bleiben vielmehr zusammen, bis sie zu zahlreich geworden, oder bis andre Umstände sie nöthigen ihr Vaterland zu verlassen. Doch Untersuchungen von dieser Art, sind von wenigem Nutzen, und nur die Neugier zubefriedigen. Was man mit Grunde sagen kann, ist dis: Amerika scheint nur erst seit wenigen Jahrhunderten bevölkert zu seyn.

Powel ein englischer Schriftsteller erzählt in seiner Geschichte des Walliser Lands, im Jahr 1170 nach unsrer Zeitrechnung, sey nach dem Tode des Prinzen Owen: Guinneth ein Krieg in diesem Lande über die Thronfolge entstanden. Ein unrechter Sohn raubte den rechten Erben die Krone. Einer von diesen Prinzen mit Namen Madoe gieng zu Schiffe, um neue Entdeckungen zu machen. Indem er seinen Lauf gegen Westen richtete, so kam er an ein Land, dessen Fruchtbarkeit und Schönheit unvergleichlich war. Da das Land unbewohnt war, so nahm er es in Besitz. Hakluit versichert, er habe 2 oder 3 Reisen nach England gethan, um Einwohner daher zuholen, und auf die Erzählung von diesem schönen Lande, wären ihm viele gefolgt.

Die

Die Engländer glauben, dieser Prinz habe Virginien entdeckt. Peter Martyr scheint diese Meinung zu bestärken, indem er erzählt, daß die Völker in Virginien und Guatimata, das Andenken eines ihrer alten Helden, den sie Madoc nannten, feyerten. Viele neuere Reisende, haben in der Sprache der Nordamerikaner brittannische Wörter bemerkt. Der berühmte englische Bischof Nicolson glaubt die walisische Sprache, sey eine Mutter vieler Sprachen der amerikanischen Völker. Es giebt Antiquarios welche behaupten, die Spanier hätten ihr doppeltes (1) von den Amerikanern, welche nach der Engländer Meinung es von den Walen haben. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle die Gründe anführen wollte, durch die sie die Reise des Prinzen Madoc zu beweisen suchen. Die Holländer haben von der magellanischen Strasse, einen Vogel mit einem weissen Kopfe mit gebracht, den die Einwohner Penguin nennen, das Wort ist ursprünglich brittannisch, und bedeutet einen weissen Kopf, man schließt hieraus, daß es ursprünglich von den Walen herkomme.

Die Engländer sind es nicht allein, welche, unsern historischen Romanen zufolge, Amerika bevölkert haben. Bayer behauptet, die Norrmänner wären die ersten Europäer gewesen, die sich unterstanden nach diesem Lande zu segeln.

Der Doctor Lochner versichert, ein Böhme von einer vornehmen Familie, sey nach Brasili-



lien gegangen, und habe die magellanische Strasse lange vorher ehe Columbus die neue Welt erfunden, entdeckt. Dieser Böhme nannte sich Martin, und viele deutsche Schriftsteller, die lieber wünschten, daß Amerika den Namen des Martin als des Amerikus Vesputius führte, sind dieser Meinung beigetreten.

Alle diese Erzählungen mögen nun wahr oder falsch seyn, und man mag sie annehmen oder verworfen, so bleibt es dennoch unbezweifelt, daß die Amerikaner mit uns einerley Ursprung haben: mitten unter ihren Irthümern haben sie einige Begriffe behalten, die mit denen, die uns die heilige Schrift aufbehalten, viel Aehnlichkeit haben. Ich will Ihnen eine Stelle aus einer englischen Abhandlung über die Bevölkerung der neuen Welt anführen, da einige amerikanische Meinungen angeführt werden, die aus der Mosaischen Geschichte genommen seyn müssen.

„Die Peruvianer glauben: es sey vormals eine Sündfluth gewesen, dadurch alle Einwohner ihres Landes umgekommen, eine kleine Anzahl ausgenommen, die in die Klüfte und auf die Gipfel der höchsten Berge geflüchtet, und deren Nachkommen das Land wieder bevölkert. Die Völker in Hispaniola haben einige Ideen, die, wie Gemelli erzählt, von diesen wenig unterschieden sind. In der Geschichte von Mexico geschieht einer allgemeinen Ueberschwemmung Meldung, die das ganze menschliche Geschlecht, bis auf einen Mann und eine Frau vertilget.

Diese

Diese beyden Eheleute hatten zahlreiche Nachkommenschaft; aber alle ihre Kinder waren stumm, bis ihnen eine Taube die Sprache mittheilte. Sie fügen hinzu: die Muttersprache dieser ersten Nachkommen des Paares, welches die Ueberschwemmung überlebt, sey in so viel Mundarten getheilt worden, daß es ihnen nachher nicht mehr möglich gewesen, sich unter einander zu verstehen, welches sie denn genöthiget, sich von einander zu trennen und verschiedene Länder zu bevölkern. Bey einigen Amerikanern herrscht die Sage, alle Menschen stammten von 4 Weibern ab, welches gut genug mit der mosaischen Geschichte übereinstimmt, die alle Völker von Noah und seinen 3 Söhnen abstammen läßt. Alle diese Traditionen geben genugsam zu erkennen, daß die Amerikaner von Noah abstammen und daß verschiedene Nachrichten aus der Geschichte Moses bis auf sie gekommen sind. Dies ist hinreichend den ungereimten Satz zu widerlegen, die Amerikaner hätten Präadamiten zu ihrem Stamm, Eltern gehabt.

Diese Stelle mein Herr! beantwortet alle Weise der systematischen Scribenten, welche die ungereimten Früchte ihrer Einbildungskraft für Wahrheiten ausgeben. Wo sollten die Amerikaner diese Begriffe herhaben, wenn sie nicht von Völkern, die nach der Sündfluth gelebt, und die Tradition davon erhalten, abstammen? Durch die Länge der Zeit, die Unwissenheit, und Leichtgläubigkeit der Wilden sind die vielen Fabeln hinzugekommen, in denen



denen die wenigen wahren Nachrichten vergraben liegen, die bey ihnen erhalten worden. Der Mangel der Kenntniß des Schreibens, hat diese Traditionen noch mehr verderbet, denn wenn sie vom Vater auf den Sohn durch mündliche Erzählung fortgepflanzt wird, so kann es nicht fehlen, sie muß nach einigen Generationen schon sehr verändert seyn.

Die Kriege, welche die Amerikaner beständig unter sich geführet, haben ihre Bevölkerung sehr verhindert, und ihre geringe Anzahl hat wahrscheinlich veranlasset, daß sie immer eine herumirrende Lebensart geführt, von einem Walde zum andern, des Jagens wegen, gelaufen, sich an einem Orte so lange aufgehalten, als sie da ihren Unterhalt gefunden, und hernach weiter gezogen sind. Wenn sie zahlreicher wären, so würden ihre Bedürfnisse zunehmen: es würde schwerer werden alle zu versorgen; diese Schwierigkeit würde ihnen den Verstand öffnen, sie würden neue Begriffe erhalten; sie würden die Nothwendigkeit einsehen sich einen Unterhalt zu verschaffen, der nicht so sehr vom Zufalle abhänge; sie würden alsdenn bedacht seyn die Früchte des Erbodens durch die Cultur zu vermehren; sie würden den Nutzen des Geldbaues einsehen, und sich darauf befließen, und würden es darin leicht zu einiger Vollkommenheit bringen. Man sieht also schon, daß sie in verschiedenen Provinzen anfangen den Mahis zu bauen, sie würden hernach auch gar bald sich auf den Bau

Bau des übrigen Getraides befeßigen, eine Kenntniß würde sie zur andern leiten, sie würden sich in dem Lande festsetzen, das sie cultivirt, ihren väterlichen Boden lieb gewinnen, und nicht mehr im Lande herumstreichen, wie sie iho thun.

Das Etablissement der Europäer in den nördlichen Provinzen, hat schon verschiedene Nationen gereizt, sich in ihrer Nachbarschaft fest zu setzen, um Vortheile und Unterstützung von ihnen zu ziehen. Die Begierde welche man nach Pelzwerk bezeugt, und die Leichtigkeit, mit welcher sie für diese Waare Brantwein und Waffen erhalten, treibt sie an in den Wäldern in einem Umfange von mehr als 200 Meilen herum zu laufen, und zu jagen, um sich die Dinge anzuschaffen, die man ihnen zur Nothwendigkeit gemacht hat, und sie sind also nur dem Scheine nach sirt, und behalten den Geschmack an dieser herumirrenden Lebensart, und die Zeit darinn sie sollen civilisirt werden, ist noch weit entfernt, vielleicht werden sie ausgerieben seyn, ehe es so weit kommt.

Sehen Sie hier, mein Herr! dis ist es, was meiner Meinung nach mit Wahrscheinlichkeit von der Bevölkerung der neuen Welt gesagt werden kann; mein Brief würde viel zu lang werden, wenn ich Ihnen nur den hundertsten Theil von dem anführen wollte, was über diese Materie geschrieben ist. Man könnte grosse Bände von contrairren Meinungen und Systemen



men zusammen tragen, die über diese Sache seit langer Zeit erschienen sind. Ich bin bemüht gewesen, mich auf einige merkwürdige Beobachtungen einzuschränken. Diejenigen welche glauben, daß die Tartarn Amerika bevölkert, scheinen die wahrscheinlichste Meinung ergriffen zu haben. Sie können nicht glauben, wie viel Ähnlichkeit zwischen den Gebräuchen der Amerikaner und der alten Scythen ist, und diese Ähnlichkeit findet in Absicht auf ihre gottesdienstlichen Handlungen, ihre Sitten, und ihre Nahrungsmittel statt. Hormins ist voll von Bemerkungen, die die Neugier in dieser Sache befriedigen können, und ich ersuche Sie, ihn zu lesen.

Ich will alle diese Untersuchungen, mit denen ich vielleicht die Erzählung meiner Reisen hätte beschließen sollen, bey Seite setzen, und mit Ihnen von einer andern Sache reden, die für das menschliche Geschlecht wichtiger ist, und darinn uns Aufmerksamkeit und Erfahrung die gewiffesten Führer sind.

Da es dem Menschen natürlich ist, daß er sich ein langes Leben wünscht, so glaube ich, wird es nicht übel gethan seyn, wenn ich hier eine kurze Anleitung aus eigener Erfahrung mittheile, wie man sein Leben in Amerika erhalten und verlängern kann, und meinen Brief mit einer Abhandlung von der Diät die man in diesem Lande führen muß, beschliesse.

Ich erinnere mich, daß ich in einer holländischen Zeitung von 1687 gelesen, daß Friederich

rich Hualdus ein venetianischer Edelmann, 400 Jahre alt geworden, und man glaubte damals, er habe die Universalmedizin gehabt. Er reiste von Venedig den 7ten März 1686 ab, und hatte sein Portrait bey sich, welches Titian, der schon 130 Jahre todt war, gemahlt hatte. Sie werden mit mir einig seyn mein Herr, daß durch Bewegung und Mäßigkeit, eine gute Gesundheit erhalten wird. Die Völker in Amerika kannten vor 260 Jahren, als die Europäer dahin kamen, weder Wein noch Brantwein, und lebten, wie ich schon gesagt habe, nur von gedörreten und gekochten und gebratenen Fleische und Mahls, oder indianischem Korn, welches sie in einem hölzern Mörser zerstiessen. Diese Nahrung ist sehr gesund, und giebt einen guten Chylum. Ich habe ohngefähr zwey Monate von dieser Nahrung mit den Wilden gelebt, als ich den Fluß Mobile heraufschiffte, und ich kann versichern, daß ich mich ungemein wohl dabey befunden. Unter allen lateinischen Sprüchwörtern ist dis das beste.

*Plures gula occidit, quam gladius.*

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, frist mehr Menschen als das Schwerdt. Deswegen muß man, fürnämlich in den heißen amerikanischen Provinzen, eine genaue Diät halten.

Erstlich muß man sich nach und nach an das Clima zu gewöhnen suchen, und sich des übermäßigen Genusses aller Früchte und Liqueurs des Landes enthalten, bis sich der Körper stufen



fenweise dazu gewöhnt hat. Vollblütige Leute müssen zu Zeiten Aberlassen, um dem Schlagflusse vorzubeugen. Zu weilen muß man gelinde abführende Mittel gebrauchen, und sich so wenig der brennenden Sonnenhitze, als der Abendluft viel aussetzen.

Wenn man zu viel Wein getrunken, so muß man saure Sachen nehmen, als Citronen, die hier sehr häufig sind. Dieses verhindert, daß einem die Dünste nicht, wie gewöhnlich nach dem Essen geschieht, zu Kopfe steigen. Wenn man zu viel Liqueurs getrunken, so muß man erfrischende Sachen genießen und keine hitzige Speisen essen. Ueberhaupt muß man sich vor hitzigen Getränken hüten, denn sie setzen das Geblüte in Brand, und verursachen leicht hitzige Fieber.

Wenn man zu viel gegessen hat, so sind die Liqueurs dienlich um den Magen zu stärken und die Verdauung zu befördern, wenn man aber viel Wein getrunken, so sind sie höchst schädlich. Diejenigen die sich dem Trunke ergeben, werden immer mit schweren Träumen geplagt, welche sie oft verwirrt im Kopfe machen, denn die Dünste des Weines verwirren ihre Einbildungskraft. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß mäßige Leute, und fürnemlich die, welche Wasser trinken, gut schlafen, und daß ihr Schlaf weder unruhig noch schwer ist. Im zweiten Capittel des Lebens des Appollonius, welches Philostratus beschrieben, liest man, daß zu Athen dies  
dieses

jenigen, welche mit schweren Träumen geplagt wurden, sich an ihre Götzenpriester wenden, um davon befreiet zu werden. Diese befahlen ihnen sich 3 oder 4 Tage des Weins zu enthalten, hierdurch würde ihre Einbildungskraft beruhiget, und sie selbst von dem Uebel befreiet, welche Heilung sie fälschlich ihren Götzen zuschrieben.

Wenn man zu viel Speisen genossen hat und davon eine Mattigkeit im ganzen Körper empfindet, so halte ich kein dienlicheres Mittel, als nach Art der Wilden zu schwitzen. Wenn man dis täglich eine Stunde thut; so befindet man sich nach einigen Tagen ganz erleichtert und wohl. Dis muß man des Jahres dreyimal thun, im Frühling, Herbst und Winter.

In allen Sachen muß die Natur unsre Führerin seyn, von ihr müssen wir die wahren Mittel lernen unsre Gesundheit zu erhalten, dis befiehlt sie uns unter den härtesten Strafen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Bewegungen, welche sich die Wilden im nördlichen Amerika machen, als das Tanzen, das Ballspiel die Jagd, das Fischen und der Krieg ihre natürliche Wärme so sehr stärken und vermehren, daß sie alle Unreinigkeiten durch die Ausdünstung aus dem Körper treibt. Warum leben die Landleute so lange und erhalten ihre Gesundheit ohne Arzt? Die Arbeit ist die Ursache davon. Die beständige Bewegung ihres Körpers macht daß sie Podagra, Stein und andre Krankheiten nicht einmal kennen, die sich die Reichen in Europa durch ihre leckerhafte Speisen und durch



durch den Mangel der Bewegung zuziehen. Ich habe welche gekannt, die, wie der eingebildete Kranke in der Comödie, aus ihrem Magen eine Apotheke machten.

Man hat angemerkt, daß in den heißen amerikanischen Provinzen, die jungen Leute, welche aus Europa dahin kommen, eher sterben, als die Alten. Weil die erstern hier alle Arten von Früchten essen, die ihnen den Durchfall verursachen. Im Anfange muß man daher wenig von den Früchten des Landes essen, bis sich der Körper an das Clima gewöhnt hat, nach einem Jahre schaden sie einem gar nicht mehr.

Wenn man diese Regeln in Acht nimmt, so bin ich gut dafür, daß man in der neuen Welt länger lebt, als in der alten. Es finden sich iho in der That in Louisiana verschiedene Einwohner, welche vom Anfang der Colonie da sind. Ich habe da einen Einwohner von 118 Jahren gekannt, der im Jahr 1698 mit M. Iberville dahin gekommen war, er hieß Graveline, und hatte unter Ludwig XIV. in Canada 30 Jahr als Soldat gedient.

Ich bin &c.

Mein Herr.

## XXII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor gehet nach Frankreich zurück. Er läuft am Cap Florida Gefahr. Ursprung einer Quelle, deren Wasser dem Vorgeben nach verjünet. Sein Schiff entwischt den Engländern. Gefecht mit einem englischen Seeräuber. Er läuft Gefahr verbrannt zu werden. Vorschlag zu einer Landung auf den Küsten von Neuengland. Ein feindlich Schiff wird erobert. Der Autor kommt zu Corogne an.

Mein Herr!

**B**ey meiner Ankunft zu Corogne den 1. Nov. 1762, erfuhr ich daß M. de Kerlerec eine spanische Fotte nach Frankreich geschickt, um den Minister gegen den Hrn. Nochemore, General, Commissair der Marine, und Ordonnateur von Louisiana, der durch eine Lettre de Cachet nach Frankreich zurück berufen worden, und gegen die übrigen Officiers, die ihn begleiteten, einzunehmen, unter denen ich mich auch befand, ohne es zu wissen. Im verflossenen Monat Junius hatte dieser Gouverneur von Louisiana dem Hrn. von Belle-Isle, dessen Geschichte ich Ihnen erzählet, und dem Ritter von Ernevillle, der die Seetrup-



pen kommandiret, die unangenehme Nachricht ihrer Zurückberufung mit folgenden Worten bekannt gemacht:

„Ich melde Ihnen, daß ich einen Brief vom Hrn. Herzog von Choiseul vom 1. Jan. dieses Jahres erhalten, darinn er mir meldet, daß der König aus Unzufriedenheit über Ihre Dienste, Sie cassiret, und Ihnen Ihre Aemter genommen hat.“

Man kann sich das Erstaunen fürstellen, welches eine solche Nachricht bey zwey alten Officiers erregen mußte, die dem Könige und dem Staate mit so viel Ehre und Distinction gedient haben. Diese Catastrophe hat vornämlich dem Hrn. Belle-Isle mehr geschmerzt, als seine traurige Gefangenschaft bey den Menschenfressern. Dieser würdige Officier, der sich um die Colonie in Louisiana so wohl verdient gemacht, und der darinn sein Leben zu beschliessen dachte, hat seines hohen Alters ungeachtet, die Gefahren des Meeres und des Krieges nicht geschweuet, und ist mit uns zu Schiffe gegangen, um den König anzusehen: Er ist hier in sehr schlechten Gesundheitsumständen angekommen, und seine Ungnade schmerzte ihn so sehr, daß ich befürchte, er werde sein trauriges Leben ehender endigen, ehe er noch zu dem Throne des besten unter den Königen gelangen kann (1).

Sie

(1) Herr von Belle-Isle starb, vonummer und Beschwerlichkeiten der weiten Reise unterdrückt,

## Neue Reisen nach Westindien. 177

Sie werden aus der Nachricht, die ich Ihnen ertheilen will, sehen, daß mehr als 150 Personen, als so viel unser das Fahrzeug die Meder genannt, welches 10 Canonen führte und von dem Hauptmann Cochon commandirt wurde, bestiegen hatten, ohne die Erfahrung dieses alten Officiers würden verlohren gewesen seyn. Die englische Flotte, welche Martinique erobert hatte, attaquirte die Havane auf der Insel Cuba. Jedermann weiß, daß wenn man von Louisiana nach Frankreich segeln will, man diese Insel passiren muß.

Es wäre also sehr natürlich gewesen, daß der Gouverneur von Louisiana dem Hauptmann Cochon die Nachricht mitgetheilt hätte, die er selbst erhalten hatte, damit dieser sich nicht unvorsichtig gewagt hätte, wie er nun that, in die Havane einzulauffen, und diese Warnung war gewiß eine sehr wichtige Sache.

Den

drückt, in Paris den 4. May 1763, und nahm das Bedauern vieler rechtschaffenen Leute mit in sein Grab. Ob er gleich in seiner Jugend unter den allerwildesten Völkern gewohnt, so zog ihm doch seine Sanftmuth, die Liebe aller Soldaten zu. Die Uebungen der Religion setzte er niemals aus, und man kann sagen, daß seine Familie die exemplarischste in der ganzen Colonie war. Er war von seiner Frauen wegen mit dem berühmten Duguai Trouin, dessen Andenken den Franzosen immer lieb seyn wird, verwandt. Seine Frau und seine Tochter haben den Schmerz über seinen Tod nicht überlebt.

M



Den 10 August 1762 giengen wir aus den Dünen unter Segel: weil wir die Insel Cuba vermeiden wollten, so bekamen wir die Schildkröten Inseln (1) zu Gesichte. Wir hatten einen sehr starken Wind auf dem Rücken, und unser Pilote, der in diesen Wassern wenig bekannt war, verfehlte in der Dämmerung den Eingang in den Canal von Bahama, und lief in den Meerbusen ein, welchen das Cap Florida hier formirt. Als er darauf die Höhe nahm, und fand, daß diese mit der, die er am Cap gefunden, einerley war; so glaubte er den Canal passiert zu seyn, und wir würden alle verlohren gewesen seyn, wenn nicht dieser erfahrene Officier, der diese Meere seit 45 Jahren kannte, und die Geschicklichkeit unsers Piloten in Zweifel zog, für uns bey dieser Gefahr gewacht hätte. Dieser sah bey Anbruch des Tages, daß das Meerwasser seine Farbe verändert hatte, und ließ den Hauptmann, welcher ruhig schlief, weil er glaubte auf dem offenen Meere zu seyn, aufwecken. Nachdem er das Loth hatte werfen lassen, so fand er nur 5 Fachter Tiefe und durfte nicht mehr zweifeln, daß er von der rechten Fahrt abgekommen. Man wendete also sogleich das Schiff und wir kamen glücklich aus diesen Untiefen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich mir eine kleine Ausschweifung erlauben, um Ihnen einige Nachrichten

(1) Man nennet sie so weil die Schildkröten hier ihre Eyer in den Sand legen, sie sind sehr niedrig und man siehet sie nicht eher bis man nahe dabey ist.

richt von Florida und von der versjüngenden Quelle zu geben, die in Europa so viel Lärm gemacht und deren Entdeckung eben so viel Reisen verursacht, als die unersättliche Begierde nach Gold. Die Spanier hätten ihren Besitz gern mit den reichen Bergwerken in Peru vereinigt, und ich hoffe eine kleine Nachricht hiervon soll Ihnen nicht unangenehm seyn.

Das Cap von Florida wird von den Spaniern das Cap des Orientes genannt; weil die Ströme hier so reißend sind, daß sie mehr Gewalt haben, als der Wind, und die Schiffe zurück halten, wenn man auch alle Segel aufspannt, welches verursacht, daß man oft auf Klippen zu sitzen kommt. Dis wäre uns beynahe an den kleinen Inseln begegnet, die Columbus die Märtyrer Inseln genannt hat, von den Felsen-Spizen, die er in der Ferne für aufgehängte Menschen hielt. Dieser Inseln sind an der Zahl elfe. Die Schildkröten Inseln haben ihren Namen von den Spaniern bekommen. Die bahamischen Inseln sind niedrig, daß sie überschwemmt zu seyn scheinen. Diese Inseln formiren hier einen Canal von starken Strömen, welcher zwischen Albana und den Märtyrer Inseln 20 Meilen, und zwischen diesen und Florida 14 Meilen breit ist. Alle diese Inseln liegen unter dem 25sten Grade. Wir haben in diesen Untiefen 27 Tage laviret, und es ist ein Wunderwerk daß wir uns daraus gerettet.



Man weiß daß Florida von Jean Ponce de Leon entdeckt worden ist: dieser suchte Vimini, die berühmte Insel davon so viel geredet worden, fürnemlich von dem Flusse Jordan, und der Quelle davon die Indianer auf Cuba so viel Rühmens gemacht, und versichert; ihr Wasser verjünge die Menschen. Jean Ponce de Leon, glaubte diese Fabel, und suchte die Quelle ohne sie zu finden. Er ließ sich aber doch nicht abschrecken, und schickte den Hauptmann Perez d'Ortubia und den Piloten Anton d'Alminos aus, sie zu suchen. Sie landeten in der Bay Puertorico, und fanden Vimini, aber weder die Quelle noch den Fluß Jordan. Jean Ponce de Leon starb einige Zeit hernach, nachdem er diese Quelle lange gesucht, ohne sie gefunden zu haben.

Die Indianer auf der Insel Cuba, welche von den Spaniern gequält wurden, daß sie ihnen die Goldgruben entdecken sollten, machten ihnen weiß, um ihrer unangenehmen Gäste los zu werden, daß ausser dem Golde auch auf der Insel Vimini, eine Quelle und ein Fluß sey, deren Wasser diejenigen jung machte, die sich darinn badeten. Diese Nachricht wurde sogleich an den castilianischen Hof geschickt. Deswegen giengen viele Castilianer zu Cadix zu Schiffe, um in der neuen Welt dis Wunder zu sehen, welches wenn es wahr gewesen wäre, schätzbarer würde gewesen seyn als alles Gold der Welt.

Bei der Zurückkunft dieser Castilianer wurde man genugsam überzeugt, daß diese angenehme Nach-

Nachricht eine Erdichtung gewesen: denn als sie zu Cadix ankamen, so waren sie sogar veraltet, daß man sie wegen ihrer sauren und langen Reise verspottete. Indem sie aber diese erdichtete Quelle suchten, so fanden sie das Cap Florida. In dieser Zeit probirten alle diejenigen, welche in diese Insel kamen, die Flüsse, Quellen und Seen, ja sogar die Moräste, tranken das Wasser daraus, und badeten sich darinn, um zu erfahren, ob sie dadurch verjüngt würden, und es ist noch nicht lange, daß man in Indien das Wunder eben so suchte, wie in Europa den Stein der Weisen. Wenn uns die englischen Capter aufgebracht, und nach dieser Insel geführt hätten, so hätten wir uns vorgenommen, uns in allen Flüssen derselben zu baden. Bimini gehört iho den Engländern, und führt den Namen: die Insel der Fürsorge. Vormalz war sie ein Zufluchtsort für die Seeräuber, welche die amerikanischen Meere lange Zeit unsicher machten.

Der Anlaß zu dieser Erdichtung ist folgender. Die Witterung in Florida ist so temperirt, daß man daselbst Männer will gesehen haben, die 230 Jahre alt geworden. Man behauptet auch, Bimini habe vormalz die schönsten Frauenzimmer in ganz Amerika hervorgebracht, und die Männer des westen Landes hätten sich sogar bis auf die Greisse hierher retiriret, um sich das Elend dieses Lebens zu versüßen. Aber alle diese Vergnügungen haben mit der Ankunft der Eu-



ropäer, die die Herrschaft über diese armen Völker an sich gerissen, aufgehört. Alle Inseln sind mit Einwohnern von der Insel Cuba bevölkert. Die Nachrichten hiervon rühmen uns den tapfern Widerstand, welchen die Einwohner von Florida den Spaniern gethan, als sie ihr Land einnehmen wollten. Sie zogen ihnen in 11 Piroguen mit Pfeilen und Bogen entgegen, und waren so kühn, daß sie die Ankertaue an den Schiffe des Jean Ponce de Leon abhieben, welcher sich genöthiget sahe, um Frieden bey ihnen zu bitten. Diese Völker werden von Paraoustis oder Caciquen regiert.

Im vorbegehen will ich hier noch anmerken, daß die Indianier in Darien, welche, so wol wie die in Cuba, der Spanier gern los seyn wollten, diese überredeten: sie möchten sich nur nach den südlichen Ländern wenden: das Gold sey da so häufig, daß man es mit Netzen fischen könnte. Diese Nachricht setzte Vasco Nunnez de Balboa in seine Relation die er an den Hof schickte, und die Spanier freueten sich nicht wenig darüber. Um diese Zeit entdeckte auch Nunnez das Südmeer und Peru, aber die Fischerey des Goldes unterblieb.

Sie wissen, daß man zur Zeit, als Johann Law mit seinem berufenen System austrat, welches beynähe das ganze Königreich umgestürzt hätte, zu Paris einen Wilden vom Flusse Mississippi aufstellte, welcher einem Franzosen eine Stange Gold für ein Messer gab. Damals war

war jederman so nârrisch, und gab sein Geld her, um Antheil an den Actien eines angeblichen Goldflusses zu haben. Man wird zugeben müssen, daß wenn die Wilden aus Neuorleans damals in Paris gewesen wären, diese mit Recht würden gesagt haben: Die Franzosen hätten den Verstand verlohren, oder sie würden sie für Zauberer gehalten haben. Man behauptet auch, daß diese angeblichen Goldminen, den Hrn. de la Salle verleitet, als er 1684 die Mündung des Mississippi verfehlte. Er bedachte nicht, daß das Innere dieses festen Landes weit sicherere Reichthümer enthielte, die durch Anbauung des Landes als der Mutter aller Reichthümer, zu erhalten wären.

Um aus dem gefährlichen Gewässer, darinn wir gerathen, wieder heraus zu kommen, sahen wir uns genöthigt, an der Küste von Neuflorida hinzuschiffen, und den 37sten Tag hatten wir Louisiana wieder im Gesicht. Unser Unglück vollkommen zu machen, überfiel uns ein Sturm, und nöthigte uns an der Insel Cuba anzulegen. Weil wir hier keine Flotte fanden, so glaubten wir die Engländer hätten die Belagerung aufgehoben; aber Sie sollen weiter hören, wie wir hier beynahe in die Falle gerathen wären.

Wir entschlossen uns, weil wir hier keiner feindlichen Flotte ansichtig wurden, in die Havane einzulaufen um Lebensmittel, die uns sehr fehlten, und einen Piloten einzunehmen. Den 8. September 1762 befanden wir uns auf der Rhede und steckten die Flagge auf, und thaten ei-



nige Canonen: Schüsse um jemanden von Lande herbey zu locken. Wir wunderten uns nicht wenig, daß wir niemanden kommen sahen, da wir uns aber immer näherten und eben im Begriff waren in den Hafen einzulaufen, so wurden wir gewahr, daß das Fort St. Maure bey nahe zerstört war. Dis bewog uns unser Boot ins Wasser zu lassen, und einige Officiers auf Erkundigung auszuschieken. Das Boot begegnete zum Glück einem kleinen Spanischen Fahrzeuge, welches aus dem Hafen kam, und einige Spanische Familien am Boord hatte. Es war mit einem Passe vom englischen Gouverneur dem Mylord Albernarle versehen, und wir erfuhren von dem Patron desselben daß die Stadt und das Fort sich den 12ten August an die Engländer ergeben hätten.

Hierauf suchten wir also bald das hohe Meer. Eine englische Fregatte verfolgte uns zwar, um Jagd auf uns zu machen: aber die Fürschung, die über uns wachte schickte uns einen starken Nebel und mit Begünstigung der Nacht liefen wir in den Canal von Bahama ein.

Einige Tage nachher bekamen wir ein Schiff zu Gesichte, welches zwey kleine Fahrzeuge bey sich hatte. Aus seiner Bewegung schlossen wir gleich, daß es ein Seeräuber von der Fürsungs-Insel sey, und daß die beyden Fahrzeuge zwey Preisen wären, die er unsern Landsleuten abgenommen; Er kam auch gleich auf uns zu, um uns anzugreifen. Wir empfiengen ihn sehr gut, obchon unser Schiff 10 Canonen weniger führte, als

als das seinige (1). Da uns der Caper sehr scharf zu setzte, so verliessen wir uns nicht mehr auf die Officiers und Constablers des Schiffes, sondern ein jeder von uns wendete seine Geschicklichkeit und Erfahrung bey der Artillerie an, und wir bedienten uns unsrer Canonen so gut, daß uns der Seeräuber nach einem 3 stündigen hitzigen Gefechte, darinn er beynahе alle Masten verlohren, verließ, und sich zurück zog. Wir waren so glücklich daß wir weder Todte noch Verwundete hatten, aber unser Schiff war durch und durch geschossen, und unsre Segel waren so sehr beschädiget, daß wir sie verwechseln mußten.

Während des Gefechtes waren wir in sehr grosser Gefahr, denn der Wind führte einen brennenden Canonenfeger in unser Schiff, und steckte eine Kiste mit Patronen, die auf dem Verdeck stand, in Brand. Zum Glück kam das Feuer nicht bis an die Pulverkammer sonst, würden wir in die Luft geflogen seyn.

Bei dem allen waren wir auf dem hohen Meere, die Winde waren uns zuwider, und wir konnten nicht wissen, wenn wir Land erreichen würden. Die Gefahr Hungers zu sterben, nahm bey uns täglich zu, und wir waren schon so weit gebracht, daß das Schiffsvolk nur den 4ten Theil von seiner gewöhnlichen Portion

M 5

bekam.

(1) M. de Kerlerec hatte 2 Canonen aus unserm Schiffe genommen. Wenn wir so viel Canonen gehabt hätten, wie der Caper, so war er mit seinen Prisen unser.



bekam. Wir hielten daher Schiffsrath unter uns, und beschloßen das erste feindliche Schiff anzugreifen, welches uns begegnen würde, oder eine Landung auf die Küsten von Neu-England, denen wir gegen über waren, zu thun: um entweder Lebensmittel zu erhalten, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Diese Unternehmung war gewagt, und, wenn ich es recht sagen soll, tollkühn: aber wie das Sprüchwort sagt, der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde. Wir waren schon aufs Aeufferste gebracht, als wir ein groß Schiff von weitem entdeckten. Wir giengen sogleich darauf los, mit dem Entschluß es anzugreifen, ob wir schon glaubten, daß es mehr Canonen führte, als das unsrige. Ob wir gleich die englische Flagge aufsteckten, so ergriff es doch die Flucht, weil wir aber den Vortheil des Windes über dasselbe hatten, so schickte es sich durch eine Wendung zum Gesecht an, welche einen jeden, ausser solchen, die beynähe verhungert, würde abgeschreckt haben. Wir bestärkten unsre Flagge, wie gewöhnlich, durch einen Canonenschuß, und nachdem wir uns ihm auf einen Canonenschuß genähert hatten, so gaben wir ihm eine ganze Lage aus unserm Geschütz, welche verursachte, daß es sogleich die Segel strich und sich ergab. Seine Ladung war sehr reich, wir nahmen das Geschütz, und einige Kisten mit Flinten, Pistolen, und Säbeln heraus, deren wir benöthigt waren: aber wir fanden sehr wenig Lebensmittel darinnen, weil es am Ende seiner Reise war. Nachdem es sich

ran-

ranzioniret, so ließen wir ihn nicht mehr lebensmittel, als es bis nach Carolina, wohin es bestimmt war, und wovon es noch ungefähr 70 Meilen entfernt war, nöthig hatte.

Nunmehr glaubten wir im Stande zu seyn, mit den Lebensmitteln, die wir hatten, unsre Reise nach Europa antreten zu können, in der Hoffnung, unter Weges noch eine Prise zu machen, oder an den azorischen Inseln anzulegen. Aber wir wurden in unsrer Erwartung betrogen, denn die Winde waren uns so sehr zuwider, daß wir nirgends einlauffen konnten, und da wir auch kein Schiff antrafen, so mußten wir 50 Tage das äußerste Elend ausstehen, und hatten täglich nicht mehr als 3 Unzen Zwiback, und eine halbe Bouteille Wasser.

Dieser wenige Unterhalt würde uns aber auch sehr bald gefehlt haben, wenn uns nicht ein sehr heftiger Sturm, nach vielen ausgetragenen Gefahren nach einem spanischen Hafen getrieben hätte, nachdem wir 24 Tage unter Weges gewesen, und Gefahr gelaufen, von den Wellen, von Hunger und Durst und den Feinden aufgerieben zu werden.

Unsre erste Beschäftigung, nachdem wir in den Hafen eingelaufen, war dem höchsten Wesen durch ein Te Deum laudamus, welches der Abt Piquet anstimmte, Dank zu sagen, wobei mit dem grossen und kleinen Gewehr eine Salve gegeben wurde.

Wir fanden hier den Ritter von Ternal, Kommandeur der französischen Escadre, die von ihrer rühmlichen Unternehmung auf die Insel Terna



Terreneuve zurück kam. Dieser brave Officier wunderte sich nicht wenig, daß er auf unserm Schiffe zurückgeschickte Soldaten fand, die in diesen Krieges Zeiten in der Provinz Louisiana hätten können nützlich seyn. Er nahm einen Theil davon auf seine Escadre, die übrigen, welche Abschiede, die von Hrn. Kerlerrec und Foucaut unterschrieben waren, hatten, giengen hier von unserm Schiffe ab, und nahmen bey der spanischen Armee in Portugal Dienste.

Wir stiegen den 1. Nov. 1762 am Tage aller Heiligen ans Land, und das Corps unserer Officiers machte dem Marquis von Croix General. Capitain von Gallizien, die Aufwartung. Dieser Herr nahm uns sehr gnädig auf, von da giengen wir zum Herrn David ersten Consul der französischen Nation in Gallizien, und Residenten zu Corogne. Wir bathen ihn, uns aus der Noth, darinn wir uns befanden zu helfen, da wir uns hier unter den Spaniern ohne Geld befanden: er antwortete uns, daß er zwar keine Ordre dazu hätte, da es aber darauf ankäme Honneten Leuten zu dienen, so wollte er es auf seine eigne Gefahr thun. Wir danken ihm sehr für seine Gütigkeit.

Nunmehr nachdem wir uns von unsrer Reise wieder erholet, schicken wir uns an, zu Lande nach Frankreich zu reisen und wir hoffen mit dem Anfange des künftigen Januars zu Paris zu seyn.

Ich hoffe nicht, daß ich Ihnen einen wesentlichen Umstand, während unsres Briefwechsels, vers

verschwiegen habe, und ich bin bemüht gewesen, nach Art der Bienen, zum Nutzen anderer zu sammeln. Ich sage Ihnen nichts von meinen Glücksumständen: ich habe Ihnen alle Wiederswartigkeiten gemeldet, die ich ausstehen müssen, weil ich den Mißbrauch, den man von der anvertrauten Gewalt gemacht, nicht gebilliget, und mich dem Strome widersetzt.

Ich bat um Erlaubniß mit neutralen Schiffen nach Europa zurück zu gehen, allein der Gouverneur versagte mir diese immer unter allerlei Vorwand, nöthigte mich zuletzt auf ein Rauffartey-Schiff zu gehen, worauf ich, wie Sie gehört haben, Gefahr gelauffen, umzukommen.

Was meine Belohnung betrifft, so muß es einem guten Bürger hinlänglich seyn, dem Könige treu, und dem Vaterlande nützlich gewesen zu seyn, und ich unterstehe mich zu hoffen, daß der billigste und erleuchtteste Minister die Gütigkeit haben wird, dem besten Könige den Dienstestoff eines Officiers bekannt zu machen, welcher die Ehre gehabt hat, ihm in Europa und Amerika zu dienen, und ich werde mit einem ehrfurchtsvollen Vertrauen die Belohnung meiner Dienste von unserm Monarchen erwarten, die mir tausendmal schätzbarer seyn wird, als alle Reichthümer der neuen Welt. In der Erwartung, die Ehre zu haben, Sie bald zu sehen, verharre ich ic.

Corogne den 10ten Nov. 1762.

Alb.



Abschriften der Briefe und Attestate, die der Autor, in den verschiedenen Verrichtungen, im Dienste des Königs erhalten hat.

## I. Brief

Des Herrn von Rouille, Ministers des Seewesens, an den Ritter von Crossolles, Brigadier und Kommandanten der Insel Belle-Isle.

Versailles den 15. Jun. 1750.

Auf die vortheilhaften Zeugnisse die Sie mein Herr, dem Hrn. von Bossü, gewesenen Lieutenant bey dem Regimente der Dophine, ertheilt haben, will ich ihn dem Könige zu einer Officiersstelle unter den Truppen in den Colonien vorschlagen. Unterdessen können Sie ihn zu Disciplinirung der Recruten, die für die Colonien bestimmt sind, gebrauchen, und ich verlasse mich darauf, daß Sie ihm so viel aussagen werden, daß er leben kann. Ich bin ic. Unterzeichnet Rouille.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. Grafen d'Argenson, an den Hrn. Bossü. Fontaineblau den 1sten Oct. 1750.

Ich muß Ihnen vorläufig melden, mein Hr. daß Ihnen der König eine Lieutenantsstelle, unter den Truppen in den Colonien ertheilt hat. Es ist nothwendig, daß Sie ohne Zeitverlust nach Rochefort gehen, wo Sie zu Schiffe gehen sollen. Sie werden daselbst eine Gratification von 300 Livres erhalten, und haben sich an den Intendanten der Marine zu wenden, der Ihnen Ihr Patent, und fernere Verhaltungsbefehle einhändigen wird. Se. Majestät erwartet, daß Sie fortfahren werden, in Ihrer neuen Stelle mit Eifer und Treue zu dienen. Unterzeichnet d'Argenson.

Wir Ritter des Königl. und St. Ludwigs Ordens, Königl. Major, und Kommandant im Lande der Illinois, bezeugen, daß Hr. Bossü, Lieutenant unter den Seetruppen

Seetruppen in Louisiana, unter unserm Kommando, mit allem gehörigen Diensteiffer eines guten Officiers gedient, und seine Schuldigkeit vollkommen gethan hat. Da seine Gesundheit hierdurch Schaden gelitten, so haben wir ihm erlaubt, nach der Hauptstadt zu gehen, um sich curiren zu lassen. Zum Beweise dessen haben wir ihm dis Zeugniß ertheilt. Unterzeichnet Macarty.

Im Lande der Illinois den 4. Dec. 1756.

Brief des Gouverneurs von Louisiana an den Minister.

Gnädiger Herr.

Ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß ich nicht umhin gekonnt, dem Hrn. Bossü Lieutenant unter den Truppen der Colonie, Urlaub auf ein Jahr zu geben: Da die Kriegesläufte erfodern, daß dis nicht ohne die größte Noth geschehe, so habe ich mir von den Aerzten ein Zeugniß wegen seiner Gesundheit geben lassen, welche für nöthig halten, daß er nach Frankreich übergehe, um das bourbonsche Bad zu brauchen, und den übeln Folgen einer Wunde vorzubeugen, die er durch einen Flintenschuß bey Bestürmung des Schlosses Chasteau Dauphin, bekommen hat. Auf diese Attestate habe ich ihm erlaubt, mit einem Fahrzeuge nach St. Domingo zu gehen, wo er leichter Gelegenheit finden wird, nach Europa überzugehen. Da der König nicht will, daß Officiers auf Kauffarden: Schiffen nach Europa reisen sollen, weil dis zu grosse Kosten verursacht, so habe ich es nicht über mich nehmen wollen, dem Hrn. Bossü auf Kosten des Königs diese Reise thun zu lassen: Ich halte es aber meiner Schuldigkeit zu seyn, Ew. Excellenz zu melden, daß dieser Officier nicht in den Umständen ist, die Kosten dieser Reise, und noch weniger der Bade: Cur zu Bourbon, zu tragen, indem er gar kein eigenes Vermögen hat. Auch hat er das Unglück gehabt, daß das Fahrzeug auf welchem er nach dem Lande der Illinois gieng, scheiterte, wobey er seine ganze Equipage verlohren hat. M. Dauberville würde sich mit mir



## 192 Neue Reisen nach Westindien.

mir vereinigt haben, um von Ew. Excell. ein Gnädengeschenk für ihn zu erbitten, aber er befindet sich sehr schlecht, und auf lange Zeit zu Geschäften unfähig, wenn er auch von dieser Krankheit wieder aufkommen sollte.

Herr Bossü ist ein braver Officier, dessen Aufführung, seit der Zeit, daß ich in der Colonie bin, untadelhaft gewesen ist. Ueberdis hat er bey allen Gelegenheiten, wo er gebraucht worden, vielen Dienst eiffer bezeugt, und ich hoffe Ew. Excell. werden denselben wegen des Verlusts den er gelitten, und der Reisekosten entschädigen, als worum ich gehorsamst für ihn bitte. Ich bin mit allem Respect &c. Neuorleans den 12. März 1757. Unterzeichnet Kerlerec.

Wir Peter Rigaud, Marquis von Vaudreuil, Großkreuz und Ritter Ludwigs Ordens, vormaliger Gouverneur von Neufrankreich, bezeugen hierdurch daß Herr Bossü, Hauptmann unter den Seetruppen in Louisiana, während unsers Gouvernements, mit allem Eiffer, Treue und Distinction in dieser Provinz gedient hat, welches ihm hierdurch attestirt wird. Vaudreuil. Paris den 21. April 1763.

Wir Peter Hannibal de Belle vormaliger Kommandant der Stadt und Festung Mobile, bezeugen hierdurch, daß Herr Hauptmann Bossü während unsers Kommando in dieser Stadt, mit allen Eiffer gedient hat. de Belle. Paris 1765.

Wir Peter Heinrich d'Erneville vormaliger Kommandant der Truppen in Louisiana bezeugen hierdurch, daß der Herr Hauptmann Bossü in Louisiana mit allem Eiffer und Distinction gedient hat, und daß verschiedene Vorfälle, die in seinen Briefen erzählt, sich unter unsern Augen zugetragen haben.

Paris 1766.

d'Erneville.



E 771

B746n











